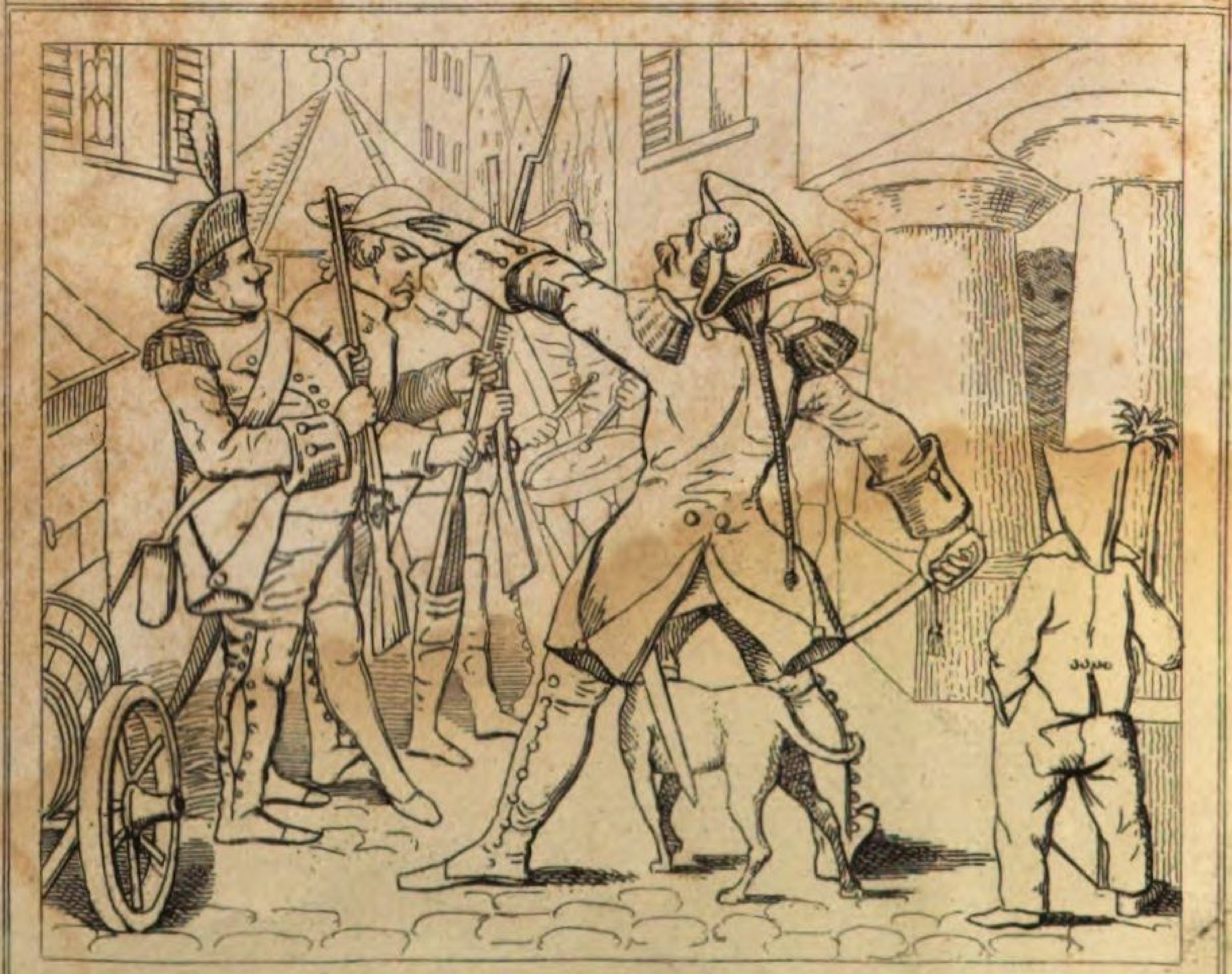
1

2



A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Zweite verbesserte Auflage.

Siebenter Band

enthält:

Die Kleinstädter und der Fremdling. — Novellen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Kleinstädter

und

der Fremdling.

Geschrieben 1804.

Erstes Kapitel.

Ankunft des Fremdlings.

Im Städtchen Michelheim, das man auf der Landkarte suchen mag, begab sich vor einigen Jahren in der Mittagsstunde eines heitern Sommertages ein seltsamer Vorfall. Die Kinder, die eben auf der Gasse spielten, flohen in die Häuser und schrien: der Teufel komme geritten. Erschrocken ließen die Mütter die Töpfe und Tiegel aus den Händen fallen, stürzten aus der Küche an die Fenster, und sahen mit Grausen einen furchtbaren Reiter, der ein kohlschwarzes Gesicht und feuerfarbenes Gewand hatte, durch die Straße sprengen. Bald darauf ward es noch schlimmer. Es kam ein großer, mit sechs Postpferden bespannter Reisewagen, auf dessen Bocke zwei ähnliche Teufel saßen. Ein viertes gefesseltes Ungethüm thronte hoch oben auf dem Kutschenhimmel, und schnitt Gesichter, als ob es sich über die mundsperrende Neugier der guten Michelheimer aufhalte. Ein Paar gescheidte Männer, die sich in der Welt ein wenig umgeschaut hatten, erklärten diesen Satiriker für einen Affen. Hinten auf dem Wagen saßen zwei Bedienten von gewöhnlicher Menschengestalt. Ob sich Jemand in dem Wagen befand, konnte man nicht sehen, weil er von allen Seiten mit Gitterfenstern verschlossen war.

Der Reiter flog in gestrecktem Galopp auf den Gasthof zu. Dem Hausknecht graute vor solchen Gästen; er wollte geschwind die Thorflügel zuwerfen, ergriff aber unverrichteter Sache die Flucht: denn der Teufel zu Pferde kam ihm schon auf den Hals, und jagte ohne Anfrage, ob man mit ihm etwas zu schaffen haben wolle, ins Haus hinein. Die Kutsche rasselte nach, und kaum hielt sie im Hofe, so sprangen die beiden Schwarzen vom Bock und stellten sich mit blank gezogenen Schwertern am Thor auf die Wache.

Die Väter der Stadt waren eben auf dem Rathhause, welches dem Gasthofe, das goldene Faß genannt, gerade gegenüber liegt. Sie wurden durch das ungewöhnliche Roß- und Wagengetümmel in ihren Berathschlagungen gestört, eilten an die Fenster und staunten. Doch hatten sie vor einem großen Theile ihrer Mitbürger so viel an Verstand voraus, daß sie die angekommenen Schwarzen nicht für Höllengeister ansahen. Der Bürgermeister, Herr Felden, der viel Reisebeschreibungen gelesen hatte, versicherte tröstlich, es wären Mohren, setzte aber mit einer bedenklichen Miene hinzu: er könne nicht dafür stehen, ob sie nicht zu den Cannibalen oder Menschenfressern gehörten, von welchen er in seinen Büchern die schrecklichsten Nachrichten gefunden habe.

Das war denn doch seinen Herren Amtsbrüdern nicht angenehm zu hören. Besonders entsetzte sich der Senator Trottel, der dickste Mann der Stadt. Er dachte, wenn die reißenden Wölfe anfingen auf Raub auszugehen, so würden sie vor allen andern ihn als den fettesten Bissen verzehren. In dieser Angst trug er darauf an: sofort über die Fremdlinge und den Zweck ihrer Ankunft genaue Erkundigung einzuziehen, und dann die nöthigen Maßregeln zu nehmen.

Sein Vorschlag fand Beifall, aber es haperte mit der Ausführung. Vergebens lauerte man, daß Jemand aus dem Gasthofe heraus kommen sollte, den man herauf rufen und ausfragen könnte. Es schien, als wären schon alle Menschen darin erwürgt und verschlungen. Endlich ward beschlossen, den Rathsdiener Packer auf Kundschaft hinüber zu senden. Als man ihn aber abfertigen wollte, geberdete sich der Mann sehr übel und sagte: „Hochweise Herren, ich bin Ihnen zwanzig Jahre lang in allen Dingen gehorsam gewesen, doch jetzt muß ich unterthänig bitten, mich mit diesem gefährlichen Auftrage zu verschonen. Ich habe, wie Dieselben wissen, eine Frau und sechs lebendige Kinder. Wer sollte diesen armen Leutchen Brod schaffen, wenn ihr Versorger von den Wilden gefressen würde?“

„Der Fall ist nicht wahrscheinlich;“ versetzte der Bürgermeister. „Sollte es sich aber nach Gottes Willen dennoch ereignen, so versprechen und geloben wir Ihm hiermit, die Wittwe und die Waisen aus den Einkünften der Kämmerei nothdürftig zu ernähren.“

„Gehorsamer Diener!“ rief Packer. „Der Herr Bürgermeister denken und sprechen wie alle große Herren! Für eine Hand voll Geld soll ein armer Mensch Blut und Leben opfern. Ei gehorsamer Diener! Ich gehe nicht von der Stelle.“

Zürnend drohte der Bürgermeister mit Absetzung. Der Rathsdiener erschrack, lief in den Vorsaal, griff in der Verzweiflung nach seinem Hute, legte ihn wieder hin, blickte nach dem goldenen Fasse hinüber und ward dort leider keine beruhigende Veränderung gewahr. Die baumlangen Mohren standen noch immer wie Granitsäulen an ihrer Stelle und drehten die funkelnden Augen nach allen Sei-

ten umher. Der bedrängte Mann wußte nicht, was er anfangen sollte. Doch indem er händeringend auf und nieder lief und mitunter einen Blick auf den Gasthof warf, sah er drüben in einer Stube, deren Fenster offen standen, ein Dienstmädchen mit dem Besen beschäftiget. Deß war er froh, ob er gleich aus Furcht vor den nahen Mohren keinen Zuruf wagte. Sein guter Geist schenkte ihm einen glücklichen Einfall, den er rasch ausführte. Er holte einen der Feuerhaken, die im Rathhause aufbewahrt wurden, und befestigte daran einen Zettel mit den Worten: „Wer sind die angekommenen Fremden? Der hochedle Rath verlangt's auf der Stelle zu wissen.“ Dieses Blatt reichte er über das Gäßlein hinüber.

Die Dirne wunderte sich, als der lange Bote zum Fenster herein kam. Sie nahm ihm das Papier ab, lief damit fort, kehrte bald zurück, und heftete ihm, da er indessen auf Antwort gewartet hatte, ein anderes Blättchen auf die eiserne Nase. Packer zog es zu sich herüber, und fand von der Hand des Gastwirths darauf geschrieben: „Ein Nabob aus Indien mit Gefolge.“ Vergnügt übergab er diesen Bericht seinen Gebietern.

„Ein Nabob aus Indien!“ — rief der Bürgermeister mit Verwunderung aus, und sah einige Minuten lang starr auf den Zettel. Als er nun endlich sattsam überzeugt war, daß er von seinen Augen nicht getäuscht werde, hielt er eine etwas verworrene Vorlesung über die Nabobs, mit welchen er in verschiedenen Reisebeschreibungen eine flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte. Er rühmte besonders mit ehrerbietigen Worten ihre großen Reichthümer, und sagte zuletzt: „Sehen Sie, meine Herren, so verwandelt sich unsre Angst in Freude! An Menschenfresser ist nicht weiter

zu denken; und bleibt der hohe Fremdling auch nur vier und zwanzig Stunden hier, so wäre der Gastwirth ein Dummkopf, wenn er ihm nicht eine solche Rechnung machte, daß die uns schuldigen Pachtgelder davon bezahlt werden können.

Zweites Kapitel.

Der Magistrat in neuer Angst.

Indem der Bürgermeister diesen Hoffnungsstrahl in die leere Kämmerei-Kasse fallen ließ, schrie der Rathsdiener, der indessen den Gasthof beobachtete, aus Leibeskräften: „Sie kommen! sie kommen!“

Der Magistrat sprang an die Fenster und sah mit großen Augen, daß sich eben ein wunderbarer Aufzug aus dem Gasthofe heraus bewegte und seine Richtung nach dem Rathhause nahm. Voran ging ein Mohr mit gezogenem Säbel; ihm folgte ein hochgewachsener, stattlicher Mann, in reicher asiatischer Kleidung; diesem traten ein Paar von Silber strotzende Bedienten auf der Ferse nach, und zwei andere Mohren schloßen mit entblößten Schwertern den Zug, der mit feierlichen Schritten über das Gäßlein herüber kam und ins Rathhaus hinein ging.

„Himmel! was soll das geben?“ rief der dicke Senator und ward leichenblaß. Er riß, um sich zu verbergen, einen Schrank auf, worin abgepfändete Sachen aufbewahrt wurden; aber sein Riesenkörper fand kein Unterkommen darin. Fluchend fuhr er nun unter den großen, mit einer tuchenen Schürze umhangenen Conferenztisch, und rief durch ein ansehnliches Mottenloch: man solle die Thür verschlie-

ßen und verriegeln. Das geschah ohne Widerspruch; denn die gesammten Herrn waren wieder muthlos geworden.

Kaum war der Riegel vorgeschoben, so dröhnte schon die Treppe unter den Fußtritten der furchtbaren Gestalten, und es ward rasch und gewaltig an die Thür geklopft. Mit bangen Gesichtern sahen sich die Rathsherren schweigend an. Der ungeduldige Klopfer machte sich nochmals laut. Jetzt gab sich der Bürgermeister ein heldenmäßiges Ansehen, als wollte er sagen: ich will und muß für die mir anvertraute Stadt eine große That thun! So trat er aus der Mitte seiner Amtsbrüder heraus, ging ein paar Schritte weiter nach der Thür hin und fragte mit einem zitternden Tone: „Wer klopft draußen?“

„Ein Fremdling, der dem Magistrat dieser Stadt aufwarten will;“ antwortete eine starke, doch freundliche Stimme.

Der Bürgermeister ward muthig, als er unerwartet Deutsch sprechen hörte. Er griff nach dem Riegel, um die Thür zu öffnen. Da brach Herr Trottel eilig unter dem Tische hervor, zog ihn am Aermel von der Thüre zurück, und bat leise, sie nicht so unvorsichtig aufzumachen, sondern vorher darauf zu bestehen, daß sich die Mohren entfernen und in den Gasthof zurückkehren müßten. Dieser Warnung gab der Bürgermeister geneigtes Gehör und rief durch das Schlüsselloch: „Magistratus wird nicht anstehen, den ehrenhaften Besuch zu empfangen; da aber Wehr und Waffen nach alter Sitte und Gewohnheit an Gerichtsstätten nicht üblich sind: so wird geziemend gebeten, die schwarzen Gewappneten abziehen zu lassen.“

„Sehr gern!“ war die Antwort. Man hörte auch sogleich das Getümmel des Rückzugs auf der Treppe, und sah das ganze, aus fünf Personen bestehende Gefolge über

das Gäßchen hinüber in den Gasthof zurückgehen. Es wartete mithin nur noch der asiatisch gekleidete Mann vor der Thüre; und da man mit Diesem, wenn er sich allenfalls ungebührlich bezeigen sollte, fertig zu werden glaubte, so that man ihm ohne weiteres Bedenken die Thür auf, und er trat mit höflichem Anstand ins Zimmer.

„Meine hochverehrten Herren," hob er an, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie durch meinen Aufzug ein wenig erschreckte. Ich komme aus einem Lande, wo sich Männer meiner Art nicht anders öffentlich zeigen. Fürchten Sie sich in Zukunft nicht vor meinen Leuten! Die Farbe des Teufels ist diesen Menschen angeboren, doch haben sie sonst nicht die geringste Eigenschaft von ihm, und ich stehe dafür, daß Ihnen und der ganzen Stadt kein Leid widerfahren soll."

Die Herren des Raths bedankten sich für diese erfreuliche Zusicherung.

„Ich bin ein geborner Deutscher," fuhr der Fremde fort, „und die Liebe zum Vaterlande erkaltete nicht in dem fernen Welttheile, wo ich über dreißig Jahre mich aufhielt. Das gute deutsche Land wieder zu sehen, war immer mein angenehmster Gedanke; doch meine Geschäfte jenseits des Meeres hinderten mich bis jetzt, diesen Lieblingswunsch auszuführen. Endlich gelang mir's. Ich bin gesonnen, mich am hiesigen Orte auf unbestimmte Zeit niederzulassen und erbitte mir dazu Ihre obrigkeitliche Erlaubniß."

Dieses Gesuch aus dem Munde eines solchen Mannes kitzelte den Bürgermeister nicht wenig; aber seine unbegränzte Ehrfurcht gegen den Reichthum ließ keinen Uebermuth bei ihm aufkommen. Er versicherte mit unterwürfigen Worten und Geberden: es sey der Stadt Michelheim die höchste Ehre, einen so schätzbaren Gast in ihren

Schooß aufzunehmen. Auch die übrigen Rathsglieder ermangelten nicht, sich auf die höflichste Weise zu äußern, scharrten und kratzten aber dabei so laut mit den Füßen, daß man von ihren zierlichen Reden wenig verstand.

Drittes Kapitel.

Würden und Titel der hohen Häupter in Michelheim.

„Mein hochverehrter Herr,“ begann der Bürgermeister wieder, „darf ich mich wohl unterstehen, mir Dero werthen Namen und das Verzeichniß Ihrer Titel und Würden auszubitten? — Es ist ein beklemmendes Gefühl, wenn man vor einem Großen der Erde steht und ihn nicht mit der gehörigen Titulatur anreden kann.“

Der Fremde lächelte und sagte: „Ich legte mir in Indien, wo ich viel mit Engländern zu thun hatte, den bei ihnen gewöhnlichen Namen Richard bei, und führe ihn noch. Belieben Sie also, mich ganz schlicht und einfach so zu nennen. Ich habe weder Aemter noch Titel.“

Der sämmtliche Rath sah ihn bei diesem Geständniß mit Verwunderung an, und dachte im Herzen: Nein, Gottlob! da sind wir doch andere Männer!

„Weder Aemter noch Titel?“ — wiederholte der Bürgermeister. „Ei, das ist ja ganz unmöglich! — Auch hat Sie uns der Gastwirth als einen Nabob gemeldet.“

„Das haben vermuthlich meine Bedienten seiner forschenden Neugier aufgeheftet;“ erwiederte der Indier. „Es bleibt dabei, Sie nennen mich Richard! — Ich aber bitte, mich mit Ihren Namen und Ehrenämtern sammt und sonders bekannt zu machen.“

Wie eine Compagnie Soldaten, die ohne alle Ordnung vor des Hauptmanns Quartiere stand, sich schnell in Reihen und Glieder stellt, wenn der Feldwebel ihre Namen verlesen will: so traten jetzt die Rathsherren nach ihrem Range neben einander. Der Bürgermeister nahm den ihm gebührenden Platz an der Spitze ein, und fing, um seiner Würde nichts zu vergeben, bei seiner eigener Person an: „Ich bin der regierende Bürgermeister Felden —"

„Felden?" — unterbrach ihn der Indier hastig und that einen Schritt vorwärts, als wollte er ihn umarmen. Er zog sich aber sogleich wieder zurück, legte die Hand an den Kopf, klagte über einen Anfall von Schwindel, und bat fortzufahren.

„Ich bin also," sagte Herr Felden, „der regierende Bürgermeister, und war vormals Medicinae et Chirurgiae Practicus allhier, nahm aber die Doctorwürde nie an, weil ich mir aus dem leidigen Titelwesen nichts mache. Ich zog mich auch vor mehrern Jahren ganz aus diesem Fache zurück, und widme jetzt meine ganze Thätigkeit einzig und allein den Regierungsgeschäften."

Der Indier bezeigte durch höfliches Kopfnicken seinen Beifall.

Herr Felden wandte sich hierauf zu der Reihe seiner Amtsgenossen, deutete mit der Hand auf den Flügelmann, einen sehr langen, winddürren Herrn, und sagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Stadtrichter, Stadthauptmann, Postverwalter, auch Stadtsteuer- und General-Consumtions-Accise-Einnehmer Schneppe vorzustellen."

„Nicht minder Kriegs-Contributions-Kassen-Controlleur!" setzte Herr Schneppe selbst hinzu, weil der Namenherold diese — wollte Gott entbehrliche! — Ehrenstelle vergessen hatte.

Der Indier verbeugte sich vor dem titelreichen Manne,

und die Reihe kam nun an den dicken Rathsherrn, der neben dem dürren Stadtrichter stand, wie ein ungeheures Faß, an welches eine Hopfenstange gelehnt ist.

„Hier sehen Sie," sagte der Bürgermeister, „den Senior unsers Collegiums, den Herrn Rathmann Trottel, der längst an meiner Stelle walten könnte, wenn er sie nicht aus Bescheidenheit — oder Bequemlichkeit — ausgeschlagen hätte. Ein Bürgermeister hat freilich alle Hände voll zu thun, muß immer bei Tag und Nacht auf dem Platze seyn, und das wäre denn allerdings diesem guten Herrn, dem seine täglichen Mahlzeiten trefflich gedeihen, allzu beschwerlich geworden. Dessen ungeachtet ist er nichts weniger als unthätig, sondern hat außer seiner Rathsstelle noch verschiedene Aemter und Aemtchen. Er ist Marktherr, Inspector des Kuttelhofs und der Fleischbank, und verpflichteter Bierkoster: denn auf gutes Bier halten wir sehr. — Auch stehen nebenbei noch die Ziegen, Schweine= und Gänsehirten und der Nachtwächter unter seiner besondern Aufsicht" — Hier hielt der Bürgermeister inne, sann einen Augenblick nach, und wandte sich dann an den Dicken mit der Frage: „Haben Sie sonst noch ein Amt?" —

„Gottlob, nein!" antwortete Herr Trottel, und rieb sich mit zufriedenem Lächeln die Hände.

Der dritte und letzte Mann in der Reihe zeichnete sich durch eine Stutzperücke und halbgeistliche Kleidung aus. „Das ist der Herr Senator, Magister G a b r i e l!" sagte der Bürgermeister. „Dieser Ehrenmann war vordem Candidat der Theologie, entsagte aber der Kanzel, um als obrigkeitliche Person in seiner Vaterstadt Nutzen zu stiften. Das thut er auch, wie ich ihm ins Angesicht sagen muß, auf die rühmlichste Weise. Er hat bei uns das geistliche Departement: ist Schulinspector, Kirchenvorsteher, Organist —"

„Et caetera!“ fiel der Magister geschwind ein, weil er nicht erwähnt haben wollte, daß er auch in der Kirche mit dem Klingelbeutel herum ging, und deßhalb den Titel Klingelherr führte.

„Aus diesen wenigen Personen,“ fuhr der Bürgermeister fort, „besteht dermalen unser Collegium. Einen werthen Amtsbruder, den Herrn Proconsul Silberling, der zugleich das Brandschaden-Versicherungs-Wesen, nebst der Fleisch-, Trank- und Mahlgroschen-Steuer, unter sich hatte, trugen wir heute vor vierzehn Tagen mit Thränen zu Grabe. Außer uns gehört aber noch ein Protokollführer zur Rathsstube. Das ist pro tempore der Herr Stadtsecretarius Kreisel, dem wir, wegen seiner Meriten, diesen wohlklingenden Titel beigelegt haben: denn seine Vorfahren hießen nur Stadtschreiber. Er ist ein hochgelehrter Mann, und daher unser Archivarius, auch Oberaufseher und Censor der hiesigen öffentlichen Leihbibliothek, die erst vor wenigen Jahren errichtet wurde, aber bereits zu dreihundert Bänden angewachsen ist. Ich bedauere, daß er sich eben heute auf einer ländlichen Hochzeit befindet: Sie hätten sonst ein nettes Männchen kennen gelernt, das unserer Stadt in der That viel Ehre macht. Herr Kreisel hat nicht nur als Jurist Haare auf den Zähnen, sondern ist auch ein galanter Poet, und verdient, so viel meine prosaische Wenigkeit beurtheilen kann, vollkommen den Lorbeerkranz, womit er im vorigen Jahre von der Universität ** feierlich zum Dichter gekrönt wurde. Er hat einen ausgebreiteten Ruf. Es werden oft aus einer Ferne von zehn bis fünfzehn Meilen Gelegenheitsgedichte von ihm verschrieben, und Stück für Stück mit einem Reichsthaler honorirt. Ja, es sind einige Mal sogar, wie der Herr

Stadtrichter, als Postverwalter, bemerkt hat, Ducaten eingegangen. Wir selbst haben ihm, um uns als Gönner und Beschützer der Musen zu zeigen, für seine nomine Senatus gefertigte Trauerode auf den betrübten Todesfall des seligen Proconsuls einen vollwichtigen Holländer aus der Stadt-Kämmerei zufließen lassen. Es war aber auch ein göttliches Gedicht! Es enthielt vom Anfang bis ans Ende ein sinnreiches Spiel mit dem Worte Silber. Ich will Ihnen zur Probe einige Strophen, die mir noch im Gedächtnisse haften, mittheilen.

O Silberling, du Greis mit Silberhaaren,
  Weh uns, daß schon dein Weg gen Himmel geht!
Du galtst uns mehr als all' die Gold- und Silberbarren,
  Woraus des Moguls Schatz besteht.

Für dreißig Silberlinge war vor Zeiten
  Judas bereit und willig zum Verrath:
Doch Silber konnte dich zur Untreu nicht verleiten,
  So wenig als das Gold es that.

Dein Herz war eine reiche Silbergrube
  Vollhaltiger, gediegner Redlichkeit;
An deren Statt uns ach! so mancher böse Bube
  Der Falschheit Katzensilber beut.

So geht's noch in zwanzig Strophen fort, und Sie werden mir einräumen, daß es ein Meisterstück ist."

„Ich glaube das Ihnen auf's Wort!" sagte Richard: „denn ich selbst verstehe nichts von der Poesie."

„Sie scherzen!" rief der Bürgermeister. „Ueber eine Hand voll Verse kann wohl Jeder urtheilen, und es urtheilt auch Jeder. — Ich für meine Person finde jenes Gedicht vortrefflich. Der einzige Reim Haaren und Barren wird hin und wieder gemäkelt, und man hört oft bei

dieser Gelegenheit das gemeine Hohnwort: Reime dich oder ich fresse dich! — Mir aber dünkt der angefochtene Reim eine verzeihliche Licentia poetica, die dem genialischen Produkte eben so wenig Abbruch thut, als ein unbedeutender Sommerfleck das Gesicht eines jungen, schönen Mädchens entstellt.“

Viertes Kapitel.

Genealogische Nachrichten.

Das angenehme Gleichniß, deſſen ſich der Bürgermeiſter bediente, erinnerte den Indier an ein wunderliebliches Geſicht, das er bei ſeiner Einfahrt in die Stadt an einem Fenſter entdeckte. Da er auf dergleichen Erſcheinungen aufmerkſam war, ſo hatte er die Gegend und das Haus ſcharf ins Auge gefaßt. Er beſchrieb ſie dem Bürgermeiſter, und fragte, wer dort wohne.

„Das könnte ich Ihnen ſagen," antwortete Herr Felden, „wenn Sie mir auch die örtliche Lage des Hauſes nicht ſo genau angegeben hätten. Michelheim iſt an ſchönen Mädchen, beſonders in den höhern Ständen, nicht ſonderlich reich: dieſen Mangel erſetzt uns aber gewiſſer Maßen eine wahre Huldgöttin, und eben dieſe haben Sie geſehen. Sie iſt die Tochter des invaliden Hauptmanns von Roggenburg, der mit zwei geſunden Beinen in den Krieg zog, aber mit hölzernen zurückkam, und ſeitdem die hieſige Stadt zu ſeinem Aufenthalt gewählt hat."

Richard fragte: ob der Hauptmann geſellig ſey, und ob er wohl von ihm einen Beſuch annehmen würde.

Das leide keinen Zweifel, ſagte der Bürgermeiſter, denn Roggenburg ſey ein heiterer alter Knabe, dem weder die Verſtümmelung ſeines Körpers, noch ſeine Dürftigkeit den

geringsten Mißmuth abnöthigen könne. Aber Fräulein Elise, seine Tochter, habe ihr Köpfchen für sich und sey bei den übrigen Damen der Stadt nicht sonderlich beliebt, weil sie wenig mit ihnen umgehe und sich klüger dünke, als die verständigsten Matronen des Orts. Sie weiche auch den Männern mit abschreckender Sprödigkeit aus: nur ein einziger junger Fremdling, der ihr Verlobter seyn solle, genieße des beneideten Vorrechts, bei ihr Zutritt zu haben.

Richard hörte diese Nachrichten mit scheinbarer Gleichgültigkeit an, und fragte nach den Familien der Herren Rathsverwandten.

„Ich," antwortete der Bürgermeister, „habe ein sehr braves Weib, aber unsere Ehe war nie mit Kindern gesegnet. — Der Herr Stadtrichter ward vor einigen Jahren in den Wittwerstand versetzt, und hat ebenfalls keine Pfänder der Liebe aufzuweisen. — Herr Senator Trottel hingegen erfreut sich zweier liebenswürdigen Töchter, die ganz ihrer noch lebenden trefflichen Mutter nacharten. — Aber der Herr Senator und Magister Gabriel ist ein hartnäckiger Hagestolz, der seine Brust — wie einsmals unser gekrönter Dichter von ihm sang — mit einem dreifachen Panzer umgeben hat und alle Pfeile des Liebesgottes davon abgleiten läßt. Der schalkhafte Poet ist zwar auch noch unverheirathet, sein Herz steckt aber so voll von Liebespfeilen, daß er dem Igel gleicht, deß Haut voll Stacheln ist." —

Er schlug selbst über diesen wohlgerathenen Abcbuchswitz ein freudiges Gelächter auf, und seine Collegen stimmten tapfer mit ein.

„Wir müssen uns näher kennen lernen, meine Herren!" sagte Richard. „Haben sie die Güte, mit Ihren Gemahlinnen und Töchtern diesen Abend bei mir im Gasthofe zu speisen."

Sie versprachen insgesammt, sich gehorsamst einzustellen. Richard nahm Abschied; sie begleiteten ihn die Treppe hinab und eilten nach Hause, um die wunderbare Begebenheit zu verkünden und sich zum Schmause zu rüsten. Unter Weges warf Magister Gabriel die Frage auf: was wohl den fremden Millionenbesitzer bewegen möge, sich in Michelheim niederzulassen. „Ei, was denn sonst, als die Anmuth unserer Gegend!“ rief der Bürgermeister, und die Uebrigen gaben ihm völlig Recht. So glaubten die ehrlichen Leute, daß ein Mann, der dreißig Jahre lang in Hindostan, dem üppigen Wunderlande, gelebt hatte, nach Michelheim gekommen sey, um hier bis an die Knie im todten Sande zu waten.

Fünftes Kapitel.

Ein feierlicher Aufzug.

Die Frau Bürgermeisterin, deren Geiz stadtkundig war, hörte kaum aus dem Munde ihres Gemahls, daß sie beide zu Gaste geladen waren, so klatschte sie frohlockend in die Hände und sagte: „Das ist schön, liebes Männchen! Nun fasten wir diesen Mittag, damit wir auf den Abend desto mehr essen können.“

Hiermit lief sie, ohne seine Einwilligung abzuwarten, in die Küche, hob den Fleischkessel (der aus Furcht vor der Naschhaftigkeit des Dienstmädchens mit einem Vorlegeschlosse versehen war) vom Dreifuß ab und goß das Feuer aus.

Herr Felden hörte das Zischen der kämpfenden Elemente und schüttelte mißmüthig den Kopf: denn es hungerte ihn. Er regierte die ganze Stadt, war aber in seinem Hause ein so zahmer Sclav, daß er es nicht wagte, sich ein Butterschnittchen auszubitten. Zum Glück übersandte ihm ein Bäcker, der an diesem Tage die Semmeln schändlich klein gebacken hatte und deßhalb Klagen besorgte, für einige Groschen Waare von gesetzmäßiger Größe, um nöthigen Falles einen geneigten Richter zu haben. Diese Bestechung geschah unter vier Augen, indem sich die Frau Bürgermeisterin eben in der Küche befand. Da sie also die ankommenden Semmeln nicht sogleich zählen konnte, so machte

die Gelegenheit einen Dieb, und das war er, der die Geißel anderer Diebe seyn sollte, der Herr Bürgermeister. Er brachte mit möglichster Behendigkeit ein paar Semmeln auf die Seite und verzehrte sie auf dem heimlichen Gemache, das in dergleichen Nothfällen sein gewöhnlicher Schlupfwinkel war.

In den Häusern der übrigen Rathsglieder wurden zwar keine Fasten gehalten, doch aß Herr Trottel nicht mit dem gewöhnlichen Wohlbehagen, weil seine Frau und Töchter unterlassen hatten, an die zubereiteten Speisen die letzte Feile zu legen. Sie waren mit dem Putz, den sie auf den Abend tragen wollten, so sehr beschäftiget, daß sie Pfeffer und Salz, Muscate und Gewürznägelein darüber vergaßen. Der alte Herr knurrte. Man tröstete ihn auf die Genüsse des Abends. „Ei was!“ sprach er: „mein Magen hält sich an die Gegenwart, und bringt ihm die Zukunft was Gutes, so weiß er auch damit fertig zu werden.“

Nach Tische flogen Eilboten hin und her, um sich über die Zeit, wenn man bei dem Indier zur Tafel gehen wolle, zu vereinigen. Die Mehrheit der Stimmen hielt die siebente Stunde für die schicklichste. Der hungrige Bürgermeister war der Erste, der diesen frühen Termin in Vorschlag brachte. Damals ging das allenfalls noch an; doch heutiges Tages hätten sie wahrscheinlich den Herrn, bei dem sie zu Abend speisen wollten, um sieben Uhr noch bei der Mittagstafel gefunden.

Es ward auch beliebt, daß man sich im Hause des Bürgermeisters versammeln und von dort aus einen feierlichen Zug in den Gasthof anstellen wolle. Die Herren und Damen fanden sich abgeredeter Maßen ein. Schlag sieben Uhr reichte der Herr Stadtrichter der Frau Bürgermeisterin den Arm und der Herr Bürgermeister der Frau Senatorin Trot-

tel. Als man aber den Fuß aus dem Hause setzen wollte, erhob sich an der Thür ein freundschaftlicher Rangstreit. Der Stadtrichter, ein umständlicher Complimentarius, forderte den Bürgermeister auf, den seinem Range gebührenden Vortritt zu nehmen. Ueber diese Zumuthung entsetzte sich der Bürgermeister und sagte: „Ei bewahre! es wäre gegen alle Ordnung und Sitte, aus meinem eigenen Hause zuerst zu gehen. Ich werde mir einen solchen Verstoß gegen die Regeln der Höflichkeit um keinen Preis zu Schulden kommen lassen." — „Der Consul regens," erwiederte Herr Schneppe, „ist überall der Erste! Die ganze Stadt würde mich einen unverständigen und übermüthigen Mann schelten, wenn ich unserm verehrten Oberhaupte vorträte." — „Ich will es aber so!" sprach Herr Felden: „und als regierender Bürgermeister" — setzte er scherzend hinzu — „verlange ich unbedingten Gehorsam." — „Allen Respekt!" sagte der Stadtrichter mit einer tiefen Verbeugung. „Dawider läßt sich nichts weiter einwenden; und mein Schirm und Schild gegen den Tadel des Publikums ist die Ehre, die ich habe, der Frau Bürgermeisterin unterthäniger Führer zu seyn." —

Mit stolzen Hahnenschritten durchbrach er nun die Volksmenge, die sich vor dem Hause gesammelt hatte, um den Paradezug der hohen Herrschaften zu sehen. Einige empfindsame Zuschauer wurden durch jenen Wettstreit der Höflichkeit und Großmuth bis zu Thränen gerührt.

Der Bürgermeister hätte nun billiger Weise auch mit den beiden Rathsherren complimentiren sollen: es wäre aber daraus die Unschicklichkeit entstanden, daß die Frau Senatorin Trottel, die er am Arme führte, ihren beiden Töchtern hätte nachtreten müssen. Dieß weislich erwägend, folgte er dem Stadtrichter auf dem Fuße nach, doch un=

terließ er nicht, jenen Herren zuvor einige Artigkeiten zu sagen.

Das dritte und stärkste Glied bildete der eheſcheue Magiſter Gabriel, der ſich bequemen mußte, ein Paar runde, derbe Mädchen, die beiden Demoiſellen Trottel, zu führen. Das gab ein luſtiges Schauſpiel, worüber weidlich gelacht wurde.

Der Vater der beiden Schönen wackelte allein hinterher. „So geh ich am liebſten!“ ſprach er. „Da drängt und treibt mich niemand; und werdet Ihr vorn von den Mohren angepackt und gefreſſen, ſo behalt' ich Zeit, mich aus dem Staube zu machen.“

Sechstes Kapitel.

Das Gastmahl.

Die Wirthin des goldenen Fasses war nicht als eine große Künstlerin im Kochen und Braten berühmt; die Damen ließen daher über die Speisen, zu deren Genuß sie eingeladen waren, im voraus eine scharfe Kritik ergehen. „Denken Sie an mich, Frau Gevatter!“ sagte Madame Trottel: „Der Braten wird entweder halb roh oder verbrannt seyn, denn die Mittelstraße weiß sie gar nicht zu treffen.“

„Sie haben Recht, liebe Frau Gevatter!“ versetzte die Bürgermeisterin. „Ich fürchte mich aber besonders vor dem Fische! Der ist immer so wenig gesalzen, daß ich mir fast einmal das Fieber an den Hals gegessen habe.“

„Ob's wohl Kuchen setzen wird?“ sagte Lieschen Trottel.

„Spitze doch darauf nicht den Mund!“ erwiederte Schwester Gretchen. „Es gibt doch höchstens nur einen trockenen Napfkuchen, und da muß man immer von einer Rosine zur andern eine Meile weit reisen.“

Unter diesen Gesprächen kamen sie an den Gasthof, und der dicke Mann im letzten Gliede sah mit Vergnügen, daß die Wachen von der Thür abgegangen waren. „Das ist eine Höflichkeit, die mir sehr gefällt!“ sprach er zu seinem

Vordermann. „Ich weiß nun zwar wohl, daß die schwarzen Riepel keine Hannibalen oder Cannibalen sind: es wär' aber doch schauerlich, wenn man sich zwischen solchen wildfremden Teufelsgestalten, die noch dazu Schlachtschwerter in den Händen hatten, durchklemmen müßte. Ich glaube, meine Mädchen hätten laut aufgeschrieen und wären nicht ins Haus zu bringen gewesen."

„O, schweigen Sie doch, Papa!" schnatterte Lieschen. „Wir fürchten uns wohl weniger, als Sie! Wissen Sie noch, wie Sie neulich mit Zetergeschrei vor einer Maus davon liefen?"

Er wollte sich vertheidigen; doch das Wort starb ihm auf der Zunge, weil eben jetzt Herr Richard in einer viel prächtigern Kleidung, als er auf dem Rathhause trug, an der Thür erschien, um seine Gäste zu empfangen. Er begrüßte sie erst allgemein, bot dann der Frau Bürgermeisterin die Hand, und führte sie die Treppe hinauf. Diese Abtretung der Dame geschah von Seiten des Stadtrichters mit großer Feierlichkeit. Dann begab er sich ins letzte Glied, um es voll zu machen. Die bisherige Lücke war ihm den ganzen Weg entlang ein Aergerniß. Er hätte gern die ganze Welt mit Cirkel und Lineal in Ordnung gebracht. Alles mußte bei ihm, wie er zu sagen pflegte, nach der Tabulatur gehen.

Richard führte seine Gäste in ein Zimmer, dessen Pracht sie in Erstaunen setzte. Sie glaubten, in das Prunkgemach eines Zauberers zu treten. Die Fenster waren, ungeachtet die Sonne noch schien, dicht verhangen, und die Wände, deren weiße Kalkfelder sonst Schmutz und Inschriften von Narrenhänden entstellten, mit Tapeten bekleidet. Ein Kronleuchter strahlte zwischen Blumengewinden von der Decke herab, und auf der Tafel brannten Wachs-

kerzen, von silbernen Armen gehalten. In der Mitte derselben erhob sich aus einem Meere von Rosen ein Tempel von weißem, vergoldeten Porcellan. Sechserlei Wein blinkte in Flaschen von Krystall. Alles übrige Tafelgeschirr war von gediegenem Silber.

Die Herren und Damen rissen über das alles Mund und Augen weit auf, und erstarrten immer mehr, als die Mohren, strahlend von Gold und Silber, Speisen auftrugen, und sich dann, nebst andern nicht minder glänzenden Bedienten, an die Thür stellten, um zur Aufwartung bei der Hand zu seyn.

Richard hatte Mühe, die ganz versteinerten Bewunderer seines Reichthums zu den Stühlen zu bringen. Er bat, ohne Umstände Platz zu nehmen, weil das Rund der Tafel keine Beobachtung des Ranges gestatte.

Jetzt erhob der halbgeistliche Magister Gabriel seine Stimme und sprach ein langes Tischgebet, worauf sich endlich die Gesellschaft mit vielen Knicksen und Bücklingen auf ihre Stühle niederließ. Der Stadtrichter machte noch, der ungünstigen Tafelgestalt zum Trotz, einen Versuch, der Rangordnung ihr Recht anzuthun; aber Senator Trottel, der eben so ungern stand, als er hungerte, warf sich auf den ersten besten Stuhl und die Uebrigen folgten ihm nach. Sie griffen die zierlich gebrochenen Servietten nur mit den äußersten Fingerspitzen an und wehklagten einstimmig: es sey Jammer und Schade, daß man so künstliche Gebäude zerstören solle. Es mußte endlich doch geschehen. Die Damen bewunderten den feinen englischen Damast; sie versicherten, noch nie ein so zartes Gewebe gesehen zu haben, und fragten nach dem Preise, den ihnen Richard leider nicht angeben konnte. Indessen waren die Herren beschäftiget, die Zipfel ihrer Tellertücher durch ein Knopf-

loch über der Brust zu ziehen und mit einem niedlichen Schleifchen darin zu befestigen.

Die Suppe ward vorgelegt, aber die Gäste erlaubten sich nicht, davon zu kosten. Sie erwarteten die bei ihnen gewöhnliche dringende Nöthigung. Richard, der ohne Zaudern aß, bemerkte das nicht eher, bis er seinen Teller geleert hatte. Da sah er die übrigen noch alle voll, und brachte es endlich durch wiederholte Aufforderungen dahin, daß man zu den Löffeln griff. Das geschah mit der in Michelheim üblichen Zierlichkeit. Sie wurden hart am Ende des Stiels mit den Spitzen der drei vordern Finger gefaßt, und der kleine Finger hob sich in die Luft, als ob er indessen Wache stehen müßte. Eigentlich aber war er ein Diener der Eitelkeit, ein Leuchtthürmchen der Ringe, die so im Strahl der Lichter anmuthig spielten. Die Frauen Gevatterinnen nickten sich verstohlen zu, daß die Suppe vortrefflich sey. Dessen ungeachtet aßen sie kaum die Hälfte ihres Antheils: denn es war Sitte bei ihnen, daß auf jedem Teller ein ansehnlicher Ueberrest von Speisen liegen bleiben mußte. Es sähe ja sonst aus, sagten sie, als hätte man kein Brod zu Hause.

Die Tafel wurde nach und nach mit mannigfaltigen Gerichten besetzt, die meistentheils den Gästen so fremd waren, daß sie solche weder zu nennen noch damit umzugehen wußten. Von einer Pastete aßen sie z. B. nur den unverdaulichen Mantel; die köstliche Fülle verschmähten sie. Andere Leckereien rührten sie nicht an, weil sie zweifelhaft waren, ob sie deren Genuß mit dem Löffel oder mit der Gabel bewerkstelligen sollten. Sie konnten es nicht begreifen, wie die Wirthin des goldenen Fasses jetzt auf Einmal zu solcher Küchenweisheit gekommen sey. Aber die ehrliche Frau war an allen diesen Wundern ganz un-

schuldig. Ein Küchenwagen, der während der Zeit, als sich Richard auf dem Rathhause befand, eingetroffen war, hatte einen französischen Koch mitgebracht, der, wie es schien, recht beflissen gewesen war, den guten Michelheimern eine Menge gesottener und gebratener Räthsel und Charaden vorzulegen.

Der Nachtisch steigerte ihre Verwunderung aufs Höchste. Wie wurden die beiden Schwestern, die kaum einen rosinenarmen Napf= oder Aschkuchen erwartet hatten, überrascht und beschämt! Torten und anderes Zuckerwerk, die feinsten Früchte und Gefrornes, bedeckten die Tafel. Als die Eisgläser herum gegeben wurden, wollte sich Niemand daran wagen. Aller Augen warteten, was der Wirth damit beginnen würde. Der Schalk sah, daß man auf ihn, wie auf die Bewegungen eines Flügelmanns, Achtung gab, und arglistig schob er einen hochgehäuften Theelöffel voll Eis in den Mund. Augenblicklich thaten es ihm acht Hände nach. Himmel! was gab's da für Gesichter! Die guten Leute hatten geglaubt, ein zahmes Milch= oder Mandelmüßchen vor sich zu haben, und fühlten nun plötzlich einen wilden, brennenden Schmerz auf der Zunge, als hätten sie eine glühende Kohle eingeschluckt. Einige fuhren geschwind mit der Serviette nach dem Munde und entledigten sich des tückischen Eisklumpens. Andere verschlangen ihn mit der Entschlossenheit eines Mannes, der Gift nimmt. Die Bedienten bissen sich die Lippen fast durch, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Bei dem allen stellte sich Richard blind und aß fort. Aber gebrannte Kinder scheuen das Feuer; man ließ sich nicht weiter von ihm verführen.

Siebentes Kapitel.

Der Affe.

Die bestürzte Gesellschaft hatte kaum ihre beleidigten Zungen durch Wein und Confect ein wenig zufrieden gestellt, als unvermuthet der ruhige Genuß dieser Süßigkeiten durch die Ankunft eines vierbeinigen Gastes gestört wurde. Dieser Gast war Richards Affe, der die Gewohnheit hatte, täglich beim Nachtisch zu erscheinen und seinen Theil zu empfangen. Er kam also auch jetzt, sprang auf die Tafel, nahm in der Mitte derselben Platz und begaffte die Fremden nach der Reihe. Sie saßen während dieser Musterung mäuschenstill und enthielten sich jeder Bewegung, um ihn auf keine Weise zu beleidigen. Die beiden Mädchen sah er mit einer Art von Freundlichkeit an. Allen übrigen aber schnitt er Fratzengesichter. Das häßlichste bekam Herr Trottel, der sich nicht wenig darüber entsetzte. War die Kürbisgestalt seines Kopfes, oder die lockenreiche, stark gepuderte Perücke, oder das ziegelrothe Kleid, das er trug, dem Affen zuwider: wer weiß das? Er erklärte sich nicht deutlicher darüber, und eine Näscherei, die ihm sein Herr reichte, setzte ihn auch sogleich in bessere Laune.

Richard erzählte von seinem Liebling mancherlei Possen, und rühmte ihn, daß er nicht so hämisch sey, wie mancher andere seines Gelichters. Er forderte die Damen auf, sich

mit ihm bekannter zu machen und ihm ohne Furcht irgend etwas auszubieten. Die Frauen Gevatterinnen weigerten sich dessen mit widriger Gesichtsverzerrung, die, nach der Sitte des gemeinen Haufens, Eckel und Abscheu ausdrückte. Aber Lieschen Trottel hatte den Muth, ihm ein Stückchen Confect in möglichster Ferne auf dem Fächer hinzulangen. Er nahm es mit gebührender Artigkeit an. Gretchen that nun ein Gleiches, und ihr Wagestück gelang nicht minder. Das machte die Mädchen so beherzt, daß sie ihm nachher mit der bloßen Hand Zuckerwerk und Obst reichten, ihn streichelten und muthwillig neckten. Alle diese Vertraulichkeiten ließ er sich ruhig gefallen. Die übrige Gesellschaft erkühnte sich nun auch, ihn zu bedienen und zu beunruhigen. Sogar Herr Trottel gab ihm von hinten einen Klapps. Es sollte ein leichter, scherzhafter Schlag werden, doch die schwere Hand fiel zu derb auf. Der Affe nahm dieß übel, drehte sich schnell, sprang auf den Beleidiger zu, griff ihm mit beiden Vorderfüßen in die Perücke und zerarbeitete sie unbarmherzig. Herr Trottel wehrte sich nicht, schrie aber, als wenn er am Spieße steckte. Richard, der eben nach einer andern Gegend des Tisches gesehen hatte und erst durch dieses Zetergeschrei den Zwist gewahr wurde, riß den Affen hinweg und zugleich dem Senator die Perücke vom Kopfe. Das erboste Thier hatte sich fest darin verfangen und gab sie nicht eher frei, bis es von seinem Herrn tüchtige Schläge bekam.

Die zerstörte Perücke ward auf Richards Befehl durch einen seiner Bedienten, der ein geschickter Haarkünstler war, wieder in den vorigen Stand gesetzt. Der Kahlkopf flüchtete indessen in ein Nebenzimmer, und kam nach Verfluß einer Viertelstunde so stattlich und heiter zurück, daß sich jedermann darüber freute.

Er wollte, als die wohlgerathene Arbeit fertig war, die Mühe seines Kammerdieners mit einem Zehnkreuzer belohnen. Der stolze Mensch schlug aber das ansehnliche Geschenk aus; und als es ihm der dankbegierige Mann dennoch aufdrang, ließ er es heimlich, indem er ihm die Perücke von hinten zurecht rückte, in den Haarbeutel fallen. — Darin fand es, im Vorbeigehen gesagt, Madame Trottel, als sie des folgenden Tages das seidene Prachtstück wieder aufbewahren wollte. Dieser Fund nahm ihr einen Stein vom Herzen. Sie hatte, wie sie gewöhnlich that, das Taschengeld ihres Eheherrn nachgezählt, hatte den Zehnkreuzer vermißt und über die eingestandene Verschleuderung desselben bereits tüchtig gezankt.

Achtes Kapitel.

Auftritt des gekrönten Poeten.

Als der Affe aus dem Zimmer verwiesen und der von ihm angerichtete Wirrwarr wieder in Ordnung gebracht war, machte der edle Wein, dergleichen man in Michelheim nie getrunken hatte, die speisende Gesellschaft, besonders die Ritter der Tafelrunde, beweglich und lustig. Sie stießen herzhaft mit den Gläsern zusammen, brachten den guten, alten Trinkspruch: Was wir lieben! und andere Gesundheiten aus, warfen sich allerlei lächerliche Schwachheiten und Gebrechen vor und wetteiferten recht mit einander, den freundlichen Wirth mit drolligen Stadtgeschichten zu unterhalten. Da gab's Schnurren und Anekdoten vom Cantor Bierfreund, vom Rector Schnitzer, vom Advokaten Striegel, von der reichen Madame Bremse und andern. Das alles wurde mit einem Tone der Wichtigkeit erzählt, als wären die Helden und Heldinnen dieser Geschichten berühmte Leute, deren Namen und Thaten auf jedermanns Lippen schwebten und folglich auch bis nach Ostindien gedrungen seyn müßten. Was den Erzählern, die von der ganzen Welt nur ihren Geburtswinkel kannten, wichtig war, das sollte auch für den Mann, der die alte und neue Welt durchkreuzt hatte, einen anziehenden Reiz haben. Die Zeit ward ihm aber sehr

lang, indem man sie ihm verkürzen wollte. Er ließ sich das Anfangs aus Höflichkeit gefallen; da jedoch die einschläfernden Novellen gar kein Ende nahmen, so sah er sich genöthiget, dieser Fluth einen Damm entgegenzusetzen. Er sprang in eine kurze Pause mit der Erklärung hinein: er liebe bei der Tafel Gesang; und, ohne die Zustimmung der Tafelgenossen abzuwarten, forderte er Lieschen und Gretchen auf, ihre lieblichen Stimmen hören zu lassen. Die Mädchen waren sogleich willig und sangen die Lieder: Als ich auf meiner Bleiche rc. — Mein Töffel ist ein Mann für mich rc. — Blühe liebes Veilchen rc. — und dergleichen mehr.

Jetzt erschallte plötzlich im Vorsaal eine vollstimmige Musik; die Thür flog auf und mit zierlichen Tanzsprüngen, die durch ein Räuschchen zu entstehen schienen, hüpfte der Herr Stadtsecretair Kreisel herein. Alle erstaunten über diese unerwartete Erscheinung. Richard erhob sich vom Stuhle, der Dichter stellte sich vor ihn hin und redete ihn aus dem Stegreif folgender Maßen an:

„Ich komme spornstreichs herein vom Lande,
Da drang am Thor der Ruf mir in die Ohren,
Es habe sich ein Herr von hohem Stande,
Mit einem glänzenden Gefolg von Mohren,
In unser kleines Michelheim verloren,
Und habe stracks den Magistrat in Gnaden
Zu einem herrlichen Bankett geladen.
Ich schmeichle mir, daß ich der hohen Ehre,
Hätt' ich auf meinem Posten mich befunden,
Unfehlbar auch gewürdigt worden wäre:
Drum ist mir alle Furcht sogleich verschwunden,
Mich frei und eigenmächtig einzustellen,
Und zu den werthen Gästen zu gesellen.“

„Sie sind mir sehr willkommen!“ sagte Richard. „Ihre poetische Anrede macht mich, ohne Fragen nach Ihrem Namen, mit ihnen bekannt. Ich habe schon von diesen Herren gehört, daß Michelheim das Glück hat, einen gekrönten Dichter zu besitzen.“

„Ja, ich trage den Lorbeer;“ versetzte der bescheidene Mann, „aber leider muß der prosaische Stadtsecretair den gekrönten Dichter ernähren.“

„Ein wahres Glück!“ fiel der Bürgermeister ein. „Es wäre sonst mit dem poetischen Muthwillen des jungen Herrn nicht auszuhalten. Ist das nicht gleich ein Geniestreich, daß er sich selbst ohne Umstände hier zu Gaste bittet? Und die Musikanten hat er wohl auch mitgebracht?“

„Allerdings!“ erwiederte Herr Kreisel. „Sie kehrten mit mir von der Hochzeit zurück; und da wir am Thore die Kunde vernahmen, daß im goldenen Fasse ein vornehmer Fremdling angekommen sey und sich die ehrwürdigen Väter der Stadt bei ihm zur Tafel befänden, so führte ich die Spielleute hierher, damit sie durch ihre Kunst das Fest verherrlichen möchten.“

„Er spricht doch wie ein Buch!“ sagte der Bürgermeimeister halblaut zu seinen Nachbarn.

„Ein mäßiges und sogar zweideutiges Lob!“ rief ihm Kreisel mit Hohnlächeln zu: „denn viele Bücher sprechen sehr schlecht.“ —

Indem er diesen stolzen Hieb austheilte, küßte er den Frauenzimmern nach der Reihe die Hand, und begrüßte besonders Lieschen, die Dame seines Herzens, sehr traulich und zärtlich. Auch sie empfing ihn mit freundlicher Huld. Unter andern Vertraulichkeiten faßte sie ihn am rechten Ohrläppchen, zog an dieser Handhabe seinen Kopf zu sich herunter und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn wir doch tanzen könnten!“

Herr Kreisel senkte schweigend sein Haupt, legte die rechte Hand an die Stirn und winkte mit der linken, ihn durch kein Gespräch zu stören. So stand er eine Minute lang in tiefem Nachdenken. Jedermann war neugierig, was der kreisende Berg für eine Maus gebären würde. Endlich drehte er sich schnell auf dem Absatz herum, wandte sich zu dem Indier und sprach:

„Den Damen zuckt es in den Füßen,
Sie möchten gern die Tanzlust büßen.
Gestatten 's Ew. Herrlichkeit?
Die Musikanten sind bereit."

„Ich hänge ganz von den Wünschen meiner lieben Gäste ab," antwortete Richard und befahl seinen Dienern, den Saal des Hauses sogleich erleuchten zu lassen.

„Aber der Mensch, der Stadtsecretair, hat auch Einfälle wie ein altes Haus!" sagte die Bürgermeisterin. „Wer soll denn tanzen? — Die beiden jungen Mädchen machen das Kraut nicht fett, und außer ihnen ist ja keine Tänzerin hier: denn ich und die Frau Gevatter Senatorin, wir schlarfen höchstens eine Polonaise."

„O, die Frau Bürgermeisterin machen sich gar zu invalid!" versetzte Kreisel. Ueberdieß erbiete ich mich, wenn es unser Herr Wirth genehmiget, innerhalb einer Stunde eine hinlängliche Anzahl rüstiger Tänzer herbeizuschaffen."

Richard gab ihm hierzu volle Macht und Gewalt. Aber der Herr Stadtrichter zog seine Uhr an einer ellenlangen Kette hervor und sagte: „Ich muß, Kraft meines Amtes, gegen den vorseyenden Ball eine feierliche Protestation einlegen. Es fehlen nur noch sieben und eine halbe Minute, so schlägt die Glocke zehn und es wird also wahrscheinlich Mitternacht, ehe und bevor der Ball, wegen der noch in

weitem Felde stehenden Anstalten, beginnen kann. Folglich wird die ganze Nacht unfehlbar durchschwärmt. Sie wissen aber, Herr Stadtsecretarius, daß wir morgen eine wichtige Criminalsache abzuthun haben, und hierzu eines völlig ausgeschlafenen Verstandes bedürfen."

„Welche Criminalsache?" fragte Kreisel. „Der Herr Stadtrichter meynen doch wohl nicht etwa die unbedeutende Geschichte von der gestohlenen Gans?"

„Getroffen!" sagte Herr Schneppe. „Aber unbedeutend? — Ich finde das nicht, und es ist weder gut noch löblich, seine Amtspflichten auf die leichte Achsel zu nehmen."

Kreisel steckte den Wischer lachend ein und versicherte: wenn er auch acht Tage hinter einander keine Minute geschlafen hätte, so sey ihm dennoch nicht bange, den Gänsedieb an den Pranger zu bringen.

Dieser Trost schien den Stadtrichter zu beruhigen, und Kreisel flog nach der Thüre, um die nöthigen Tänzer zusammenzurufen. Richard ersuchte ihn, vorher ein Glas Wein zu trinken. Aber der Bürgermeister mahnte ihn davon ab, weil er noch von der Hochzeit her mit einem Haarbeutel behaftet sey. Ueber diese Beschuldigung ward gelacht, und Richard, dem die sprichwörtliche Redensart vom Haarbeutel fremd war, fragte nach ihrer Bedeutung und Entstehung.

„Es gab" — sagte Kreisel so bestimmt, als wär' er dabei gewesen — „unter den Reichstruppen im siebenjährigen Kriege ein Küraßier-Major, der sich oft betrank und dann lustige Streiche machte. Einsmals band er sich einen ungeheuren Haarbeutel ein, und kaum war es geschehen, so ward er zum General gerufen. Er stürzte sich in den Harnisch, vergaß aber den Haarsack abzulegen, und ward so der Stifter jener Redensart. — Auf mich aber paßt

sie so wenig, daß ich allenfalls heute noch drei Flaschen den Hals brechen könnte, ohne in den Zustand des Haarbeutel-Helden zu verfallen."

Als sich Kreisel so verantwortet hatte, sprach er dem Champagner weidlich zu, und hörte nicht eher auf, bis ihm Lieschen, die je eher je lieber tanzen wollte, das Glas aus der Hand nahm und ihm ernstlich gebot, die versprochenen Tänzer herbeizuschaffen. Er schoß nun zur Thür hinaus, und der Bürgermeister sagte halb lachend, halb zürnend: „Das ist ein Tausendsapermenter!"

Neuntes Kapitel.

Der Querkopf.

Nach Verfluß einer halben Stunde, in welcher sich die guten Rathsherren selbst einen Haarbeutel zulegten, führte Herr Kreisel schon ein zum Balle geworbenes Paar ein. Es war der Herr Doctor Salm und seine Gemahlin. Der Doctor hatte bereits einige fünfzig Jahre auf dem Nacken, trug aber wie ein zwanzigjähriger Modegeck ein äußerst kurzes schwarzes Fräcklein mit breiten Schößen, das nur wie eine Weste mit Aermeln aussah, doch Anspruch machte, einen Rock vorzustellen. Eine Brille vor den Augen, goldne Ringlein in den Ohren, und — ein Stutzbärtchen vollendeten den Narren. Auch an seinen Beinen befand sich eine Merkwürdigkeit. Sie bestand in einer sinnreichen Erfindung, die Stiefeln beständig staubfrei zu erhalten. Das bewirkten zwei sehr lange und dicke seidene Quasten, die von den Knien bis auf den Fuß herab hingen, und so bei jedem Schritte zu einer lebendigen Schuhbürste wurden, die nebenbei auch ein wenig die Straße fegte. Die Unschicklichkeit, sich in der Gestalt eines gestiefelten Katers zu einem Balle einzustellen, stimmte mit der gewöhnlichen Handelsweise des Herrn Doctors völlig überein. Er schwamm immer gegen den Strom, that alles zur Unzeit. Seine Thorheiten sind es werth, ihnen einige Blätter zu widmen.

Schon auf der Schule zeigte er sich als einen Querkopf, indem er dort unter jungen Sausewinden von vierzehn bis zwanzig Jahren die abgeschmackte Rolle eines Pedanten spielte. Er hieß Jakob Salm, nannte sich aber, wenn er nach seinem Namen gefragt wurde, nie anders als **Jacobus Salmius**. So wollte er auch im gemeinen Leben von seinen Mitschülern gerufen seyn, und nahm es sehr übel, wenn sie ihn nicht bei jeder Gelegenheit ins Lateinische übersetzten.

Die männliche Jugend hat überall einen natürlichen Hang, sich in ihrer Kleidung und Benehmen ein kühnes, soldatisches Wesen anzueignen. Das war auch der Fall in der klosterartigen Schule, in welcher unser Jacobus erzogen ward. Ungeheure, hochaufgestülpte Reiterstiefeln, lederne Beinkleider, große dreieckige Sturmhüte und steife Zöpfe, die durch Werg und andere nahrhafte Bestandtheile zur Dicke eines Zaunpfahls aufgefüttert wurden, waren allgemein beliebt, ungeachtet die traurige Schalaune *, die durchaus getragen werden mußte, sehr widrig dagegen abstach. Aber Jacobus Salmius, dem jene Renomistentracht, wie manchem Andern, ein Gräuel war, schweifte zu einer entgegengesetzten Uebertreibung hinüber: er trug einen sehr altväterischen leberbraunen Rock, gleichfarbige Beinkleider, schwarze Strümpfe und eine Beutelperücke, die ihm oft, wenn er sich durch Moralisiren unnütz machte, vom Kopfe gerissen ward und zum Fangball diente. Dieser unfreundlichen Tracht suchte er auch sein von Natur nicht heiteres und liebliches Gesicht anzupassen. Er legte es immer in finstere, vor dem Spiegel einstudirte Falten,

* Dieses aus Scholana (nämlich Vestis) verkrüppelte Wort bezeichnet ein schwarzes Mäntelchen mit Armlöchern, jedoch ohne Aermel.

und schritt dabei so steifbeinig und langsam einher, daß sich selbst die ernsthaften Lehrer bisweilen nicht enthalten konnten, über den jungen Affen des Alters zu lächeln.

Er aber buhlte gerade mit seiner Narrheit um ihren Beifall, und drängte sich allenthalben in ihre Nähe. Wenn zum Beispiel unter der Aufsicht eines Lehrers Spaziergänge außerhalb der Stadt gemacht wurden, und die muthige Jugend auf einem grünen Platze den Ball schlug und andere Leibesübungen vornahm, da zog Salmius ein lateinisches oder griechisches Buch aus der Tasche und wandelte damit vor den Augen des Lehrers herum. Er las jedoch wenig oder nichts, sondern schielte nur über die Blätter hinweg, ob er von dem Manne, den er durch seinen heuchlerischen Fleiß blenden und täuschen wollte, bemerkt werde.

So lebte er, ohne sonderlich viel zu lernen, sechs Jahre auf der Schule, wie eine Eule, die mürrisch in ihrer Baumhöhle sitzt, indessen andere Vögel den Wald singend und fröhlich durchschwärmen. Er hatte keinen Freund: denn nur Gleich und Gleich gesellt sich gern, und ein Narr seines Schlages war nicht vorhanden. Wer mit ihm umging, that es blos, um sich an seinen Thorheiten zu belustigen.

Als die Stunde seines Abzugs von der Schule gekommen war, lud er zehn oder zwölf dieser losen Vögel, die seine Freunde hießen, in ein öffentliches Gasthaus auf einen Valetschmaus ein. Sie gingen vergnügt dahin; aber Herr Salmius, den sie dort als geschäftigen Wirth zu finden glaubten, hatte schon eine ihm aufgestoßene Reisegelegenheit benutzt, war damit über alle Berge nach seiner Heimath gefahren, und ließ sich deßhalb bei seinen Gästen entschuldigen. Sie stutzten und fragten sich: „Haben wir denn heute den ersten April?“ Doch der Gasthalter führte

sie in ein Zimmer, wo ein zierlich gedeckter und mit Wasserflaschen reichlich versehener Tisch für sie bereit stand. Sie setzten sich. Jeder fand unter seinem Gedeck einen sehr schön geschriebenen moralischen Sinnspruch, theils in lateinischer, theils in griechischer Sprache. „Das ist doch sonderbar!“ sagten sie zu einander. „Sonst beschließt man mit Devisen die Tafel, und hier fängt sie damit an.“ Sie lasen sich die kalten Sentenzen vor, und waren von Minute zu Minute einer warmen Suppe gewärtig. Doch sie kam nicht. Nach langem geduldigen Warten erging eine Mahnung an den Gastwirth, die Speisen auftragen zu lassen. Er aber versicherte: es sey nichts weiter für sie bestellt, als was sie bereits auf dem Tische gefunden hätten. Das waren, wie gesagt, einige Flaschen mit Wasser. Die betrogene Gesellschaft erstaunte, lachte und fluchte durch einander, und mußte ihren Hunger auf eigne Kosten stillen.

Auf der Universität, wo Herr Salmius die Rechte studirte, blieb er sich völlig gleich. Er floh den Umgang mit Jünglingen, die sich als Jünglinge betrugen, und äffte in Kleidung und Sitten, sogar im bedächtlich langsamen Gange, den ältesten Professoren nach. Bisweilen gefiel es ihm, sich den Schein eines geschäftigen Sachwalters zu geben. Da nahm er einen großen Pack Papiere, die man für Gerichts-Acten ansehen sollte, unter den Arm, ging mit raschen Schritten auf's Rathhaus, trieb sich eine Weile auf den Treppen und in den Vorsälen herum, und schlich endlich zur Hinterthür wieder hinaus.

Zu anderer Zeit begab er sich in gemeine Tabaksschenken, setzte sich mit seinem Glase Bier unter die alten ehrbaren Spieß- und Pfahlbürger, und salbaderte mit ihnen sehr verständig von Krieg und Frieden.

Daß ein solcher Greis nichts mit der Liebe zu thun hatte, versteht sich von selbst. Er würdigte die artigsten Mädchen, die ihm begegneten, keines Blicks; und sah er ein junges Frauenzimmer, das nach seinen Gedanken zu frei gekleidet war, so schüttelte er auf öffentlicher Straße murrend den Kopf. Einige seiner muthwilligen Bekannten machten sich bisweilen den unnützen Spaß, unter erdichteten Frauen-Namen Liebesbriefe an ihn zu schreiben, oder in Gesellschaften lustige Mädchen gegen ihn aufzuwiegeln: er blieb aber bei allen dergleichen Versuchungen so standhaft wie die alten Heiligen in den Legenden, und wehrte sich, wenn sie persönlich geschahen, mit heftigen Strafpredigten, die ungemein ergötzlich zu hören waren.

So abhold dem Frauengeschlechte lebte er, als practicirender Rechtsgelehrter, bis in sein fünfzigstes Jahr, und setzte sein Bestreben, einen abgelebten Greis vorzustellen, immer eifriger fort. Er schleppte sich am Ende so matt und kraftlos herum, daß man mit seiner Altersschwäche wahres Mitleiden hatte, und ihm einen sanften und seligen Tod wünschte.

Aber auf Einmal ging, zum Erstaunen der ihn umgebenden Welt, eine wunderbare Verwandlung mit ihm vor. Er ließ sich, indem man schon von seinem bevorstehenden Begräbnisse sprach, plötzlich den Doctorhut aufsetzen, verjüngte sich wie ein Phönix, warf die Perücke weg, kräuselte sich einen modernen Tituskopf, und trug neumodische Kleider, wie man sie nur von ausgemachten Fantasten tragen sah. Dabei lief er mit leichten flüchtigen Schritten über die Straße, und sprach so muthig und keck wie ein bartloses Fäntchen. Bald darauf erschien er öffentlich Arm in Arm mit einer jungen, schönen, aber im Punkt der

Sittlichkeit etwas anrüchtigen Dame; und indem man sich über diesen seltsamen Auftritt den Kopf zerbrach, machte er seine Verlobung mit ihr in den Zeitungen bekannt.

So war denn das Räthsel seiner Umschaffung und Wiedergeburt auf Einmal gelös't. Die Liebe, die er ein halbes Jahrhundert geflohen und gehöhnt hatte, nahm die grausame Rache an ihm, daß er sich noch in seinen alten Tagen, als ihr Sclav, lächerlich machen mußte. Ausgelacht zu werden, war ihm freilich nichts Neues. Er hatte jetzt nur das Thema verändert. Jung ein Greis, alt ein Jüngling! Wer konnte dergleichen widernatürliche Ziereien ohne Lachen ansehen?

Die Heirath ward vollzogen, und es verbreiteten sich bald aus dem Hause der Neuvermählten mancherlei lustige Sagen durch die Stadt. Man hörte, die Frau Doctorin sey von Anbetern umgeben, und ihr verjüngter Gemahl schätze es sich zur größten Ehre, einen so schönen Lockvogel zu besitzen, und immer einen zahlreichen Hof von Verehrern in seiner Wohnung versammelt zu sehen. Die schmähsüchtige Welt der ansehnlichen Stadt, wo er sich aufhielt, neckte ihn unausstehlich. Es kamen eine Menge Spottlieder in Umlauf, und alle Nächte ward das bildliche Zeichen der Hahnreischaft an seine Hausthür gemalt oder ein Pasquill angeheftet. Diese satyrischen Geißeln trieben ihn endlich fort: er verlegte seinen Wohnsitz nach Michelheim, und hier trat die Frau Doctorin ernst und feierlich im Mantel der Tugend auf. Sie war die strengste Sitten- und Splitterrichterin des Städtchens, und predigte in jeder Gesellschaft über weibliche Zucht und Ehrbarkeit. Daher wunderten sich die Damen im goldenen Fasse nicht wenig, daß sie, die sonst einen so hohen Werth auf sich legte, jetzt

in später Nacht, wie ein von der Straße herein gerufenes Dirnchen, zum Tanz erschien. Niemand sah sie gern kommen; besonders zitterten Lieschen und Gretchen wie Tauben, über welchen ein Stoßvogel schwebt.

Zehntes Kapitel.

Streitigkeiten und ein satyrisches Gedicht.

Bald nachher fanden sich mehrere Personen ein, die der Unternehmer des Balles zusammengetrommelt hatte. Die vorzüglichsten derselben waren ein Arzt und der schon einmal erwähnte Advokat Striegel, den die ganze Stadt hinter seinem Rücken „Herr Unmaßgeblich“ nannte, weil er sich dieses Wort angewöhnt hatte und es oft am unschicklichsten Orte in seine Reden einmischte. Er schrieb niemanden Maß und Ziel vor, und am wenigsten sich selbst bei seinen Sportelrechnungen, die zwar von dem Magistrat aus gevatterlicher Freundschaft unmaßgeblich gebilligt, desto maßgeblicher aber von den Urtheilsverfassern und höhern Gerichten auf das Drittel herabgesetzt wurden, wenn sie das Unglück hatten, zur Einsicht dieser gestrengen Herren zu kommen.

Der Arzt war ein noch sehr junger Mann, der erst anfing, den Tod zu bekämpfen, aber bis jetzt noch bei den meisten Gefechten den Kürzern gezogen hatte. Er war übrigens ein lustiger Gesell, und hatte ein recht feines Liebchen, das ihn begleitete. Auch der Herr Sachwalter, der unmaßgeblich entschlossen war, nächstens in den Ehestand zu treten, brachte seine Braut mit. Sie hatte schon seit geraumer Zeit abgeblühet, und sah so finster aus wie

ein verlorner Prozeß. Desto heiterer ging der Bräutigam an ihrer Seite: denn das feine Sümmchen ihres künftigen Einbringens konnte ihm kein Federstrich eines Urtheilsverfassers vermindern.

Herr Kreisel, dem man es lassen mußte, daß er Lebensart verstand, ersuchte den Indier, den Ball zu eröffnen, ungeachtet ihm darüber der Doctor mit den großen Stiefelquasten ein schiefes Gesicht zog, weil er sich, wegen seiner hohen akademischen Würde, für den Vornehmsten in der Gesellschaft hielt, und folglich zu der Ehre des Vortanzes mehr Recht, als der unbetitelte Fremdling zu haben glaubte. Richard, der dieses Mienengezänk nicht bemerkte, bot der Frau Bürgermeisterin zu einem polnischen Rundtanz die Hand. Eine neue herbe Beleidigung für den Doctor! Er hatte sich fest eingebildet, daß wenigstens seine Gemahlin dieses Vorzugs genießen würde. Darum setzte er sich mit ihr in einen Schmollwinkel, und beide schlugen alle Einladungen, sich an den Tanz anzuschließen, hartnäckig aus. Die Uebrigen durchkreis'ten ohne Ausnahme den Saal. Selbst der Herr Senator Trottel hatte sich mit der grämlichen Braut des Rabulisten gepaart, und keuchte mühsam, doch fröhlich, in der Runde herum.

Sobald der Tanz zu Ende war, sprang Doctor Salm trotzig auf und führte seine Gemahlin an den Platz der Vortänzer, um mit ihr der Führer einer zweiten Polonaise zu werden. Aber der Stadtsecretär stellte ihm vor: der polnischen Nation sey ihr Recht geschehen: man könne sich, weil es schon spät sey, nicht länger bei ihr aufhalten, sondern müsse unverzüglich, den jungen Damen zu Gefallen, die raschen Tänze anderer Nationen vornehmen. „Wir beide haben noch nicht polnisch getanzt," versetzte der Doctor, „und will uns niemand folgen, so tanzen wir ein

Solo.“ — Einige Paare wollten sich aus Mitleid anreihen, doch Kreisel wies sie durch einen verstohlenen Wink auf ihre Stühle zurück. Der Doctor wartete eine Minute lang auf Gesellschaft und Gefolge, und da jedermann ungehorsamlich ausblieb, stampfte er gewaltig mit dem Fuße und donnerte gebieterisch den Musikanten zu: „Polonaise!“ — Sie ward aufgespielt, der Herr Doctor setzte sich, mit einem tiefen Reverenz gegen seine treue Ehehälfte, in Bewegung, stemmte den linken Arm in die Seite, und schlenderte, den umhersitzenden Spöttern zum Possen, eine ganze Viertelstunde lang im Saale herum.

Indessen vertrieb sich Herr Kreisel die Zeit recht angenehm bei Lieschen und der Champagnerflasche, und wählte zugleich aus dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen einen englischen Tanz, den er mit seiner Geliebten aufführen wollte. Aber der ehrgeizige Doctor hatte dieselbe Absicht. Er stellte sich so nahe als möglich an ein Fenster, damit ihm niemand vortreten und ihn behindern sollte, von diesem Standpunkte den Tanz mit seiner Frau zu beginnen. Kreisel wollte sich nicht mit ihm zanken, aber dennoch sein Vorhaben durchsetzen. Er, ein sehr geübter Tänzer, hielt es für ein Leichtes, den ausgemachten Stümper in diesem Fache zu überwältigen und mit der Anordnung eines Tanzes früher als Jener fertig zu werden. Er trat daher mit seinem Mädchen unten an die Wand, den Fenstern gegenüber, als sey er in Demuth entschlossen, die verhaßte Stelle des letzten Paares einzunehmen. Sobald aber zwischen ihm und seinem Antipoden fünf oder sechs andere Paare eingetreten waren und eine Gasse gebildet hatten, warf er sich zum Häuptling auf und übte sich schnell und flüchtig mit seinen nächsten Nachbarn in den Touren eines Tanzes, den er aus dem Taschenbuche

gelernt hatte. Doctor Salm that hurtig ein Gleiches; er war aber noch nicht mit Vorübung der ersten Tour zu Stande, als schon sein kühner Gegner bei voller Musik die Reihen durchflog. Der Doctor stürmte nun auch mit seiner Gemahlin drauf los, packte die Figuranten, die weder aus noch ein wußten, wie ein Bär, zerrte und schleuderte sie dahin und dorthin. Als er ungefähr zwei Minuten so gewüthet hatte, stieß er in der Mitte der Gasse mit seinem Gegenfüßler zusammen. Einer wollte den Andern in seinen Wirbel hineinreißen und ihn mit Gewalt sich unterthänig machen. Daraus entstand ein solches Gewirr, daß Beide, wie in einem Netze gefangen, still stehen mußten. Sie starrten einander mit blitzenden Augen an, sagten sich spitze Worte, und erhoben endlich sogar die Hände, um sich in die Haare zu fallen. Aber Richard eilte hinzu, trennte die Kampfhähne, versöhnte sie, und that den Vorschlag, künftig den Ehrenpunkt des Vortanzes durch's Loos zu entscheiden.

Das geschah; doch ordentliche und zierliche Tänze wurden dadurch wenig gewonnen. Das Glück war, wie gewöhnlich, der Dummen Vormund, und spielte die Treffer des Tanzlotto's dem Doctor Salm und andern Pfuschern in die Hände. Kreisel, der einzige in der Gesellschaft, der einen Tanz geschickt anzustellen wußte, zog meistens eine Niete; und so ward die Lustbarkeit der ganzen Nacht von Hümplern verdorben.

Kreisel ertränkte seinen Verdruß in mancherlei guten Weinen, womit der Schenktisch überflüssig besetzt war, und rächte sich an dem Doctor durch folgendes Spottlied, das er auf der Stelle in seine Schreibtafel schrieb und einigen Vertrauten vorlas:

Seht, behangen mit den Lasten
Seiner großen Stiefelquasten,
Tanzet dort, gleich einem Bären,
Ein in sich vernarrter Wicht,
Um das Sprichwort zu bewähren:
Alter hilft für Thorheit nicht.

Die ihn einst als Jüngling kannten,
Sahen diesen Stockpedanten
Sich wie einen Greis gebaren,
Und gebückt am Stabe gehn;
Aber jetzt, mit grauen Haaren,
Läßt er sich als Springer sehn.

Lieber Himmel, hilf uns allen,
Daß wir nicht in Thorheit fallen,
Uns in Fächer einzupressen,
Die uns die Natur verbeut.
Laß uns nie des Spruchs vergessen:
Alles Ding hat seine Zeit!

Eilftes Kapitel.

Der große Neguz.

Während des Tanzes wurden, wie gewöhnlich, Erfrischungen herumgegeben. Dieses Geschäft verrichteten die Mohren, unter welchen sich einer durch seine schöne Gestalt und feine Manieren auszeichnete. Er war schwarz wie die schwärzste Nacht, hatte veilchenfarbene Lippen, die bei seiner Nation für eine besondere Schönheit gehalten werden, und war überhaupt in seiner Art ein netter, doch dabei starker und rüstiger junger Mann. Das schien vor allen Andern die Frau Doctorin Salm zu bemerken. Ihr Auge haftete lüstern auf dem schwarzen Herkules, und sie machte sich viel mit ihm zu schaffen. Sie forderte bald eine Schale Thee, bald ein Glas Wasser von ihm, und ließ sich endlich sogar, da er fertig Deutsch sprach, in eine Unterredung mit ihm ein. Sie fragte, wie er heiße und wo er geboren sey.

„Mein Name ist Golo," sprach er, „und Abyssinien ist mein Vaterland."

„Ach, Männchen, komm doch her!" rief sie ihrem Gemahl zu, um ihn, da sie sich beobachtet sah, zum Deckmantel zu brauchen.

„Was beliebt meinem Mäuschen?" fragte der zärtliche Gatte im Herschreiten.

„Hast du's gehört?“ sagte sie: „Dieser junge Mann ist aus Abyssinien gebürtig.“

„So?“ sprach der Doctor, und setzte mit einem feierlichen Lehrtone hinzu: „Wird auch von Andern Habessynien genannt, und von einem Kaiser beherrscht, welcher der große Neguz heißt. Haben wir dieses gekrönte Haupt jemals gesehen?“

„Ich nicht,“ sagte Golo.

„Wir aber sehn ein gekröntes Haupt vor uns;“ zischelte Kreisel dem Advokaten ins Ohr. „Und ich wette, daß die vielen Kronen, die es schon trägt, nächstens noch mit einer schwarzen vermehrt werden.“

„Das glaub' ich unmaßgeblich selbst!“ versetzte Striegel, und schlug ein lautes Gelächter auf.

Die Doctorin merkte, daß über ihr Gespräch mit dem Mohren gewitzelt wurde, und brach es plötzlich ab, behielt sich aber vor, die angenehme Unterhaltung an einem schicklichern Orte fortzusetzen. Sie bat ihren Mann leise: er möchte doch den Mohren Golo einladen, des folgenden Tages gegen Abend zu ihnen zu kommen, weil sie gern von seinem Vaterlande und dem großen Neguz etwas Näheres erfahren möchte.

„Morgen gegen Abend?“ sagte der Doctor. „Da geh' ich ja in den Clubb.“

„Ach, daran dacht' ich nicht!“ erwiederte sie. „Doch wie wär's, wenn du einmal dein gewöhnliches Spielchen versäumtest?“

„Nein, das darf ich, bei meiner Ehre! nicht;“ sprach er. „Du weißt, ich habe vor acht Tagen einen Gulden gewonnen, und muß mich nun einstellen, um ihn allenfalls wieder zu verlieren. Aber bei dem Gespräche mit dem

Mohren bin ich entbehrlich. Du kannst ihn ihn allein examiniren."

Hiermit ging der gute Mann fort, um den Examinanten zu bestellen. Ehe ihm aber Golo, der immer ab- und zuging, in den Wurf kam, bedachte der grübelnde Rechtsgelehrte, daß es eine unbefugte Handlung sey, einen Diener zur Versäumung des Herrendienstes zu verleiten, ohne den Herrn zuvor um Genehmigung zu ersuchen. Er wandte sich deßhalb zu dem Indier, der eben in der Nähe stand, und sagte mit lauter Stimme: „Wollen Dieselben wohl erlauben, daß Ihr Golo morgen des Abends ein Stündchen in meine Behausung komme, um uns von Afrika zu erzählen, und besonders die brennende Wißbegierde meiner Frau zu befriedigen?" —

Die Frau Doctorin, die kein gutes Gewissen hatte, wollte vor innerlichem Zorn bersten, als der unbesonnene Mann ihre zweideutige Wißbegierde wie ein Herold ausrief. Sie hustete ins Schnupftuch, um von dem Eindruck, den dieser einfältige Streich machte, nichts zu sehen und zu hören. Es ward auch wirklich ringsum gelacht. Nur Richard, dem der üble Ruf, in welchem die Frau Doctorin stand, unbekannt war, nahm die Sache ganz ernsthaft, und gestattete nicht nur den gebetenen Urlaub, sondern rief auch sogleich den Mohren herbei, und befahl ihm laut und öffentlich, sich des nächsten Abends bei der wißbegierigen Dame einzustellen, und ihren Wünschen bestmöglichst Genüge zu leisten.

Der anbrechende Tag erinnerte bald darauf die Ballgäste, sich heim zu begeben. Sie empfahlen sich mit langwierigen Danksagungen, ungeachtet einigen Herren die Zunge so schwer geworden war, daß es ihnen nicht leicht

wurde, viel Worte zu machen. Andere, denen der reichlich genossene Wein in die Füße geschlagen war, mußten von den Händen der Frauen die Treppe hinab geleitet werden.

Zwölftes Kapitel.

Dünkel und Selbstlob.

Herr Kreisel schlief nur ein paar Stunden, warf sich dann in sein Gallakleid und eilte ins goldne Faß, um eine schwache, in jeder Hinsicht schwache Sammlung von Gedichten, die er kurz zuvor herausgegeben hatte, dem Indier zu überreichen. „Ich komme,“ sprach er, „Sie wegen der vielen Albernheiten, die gestern unter Ihren Augen vorfielen, um Verzeihung zu bitten. Ich achte mich vor allen Andern zu dieser Abbitte verbunden, weil ich es war, der den unseligen Ball, bei welchem sich verschiedene meiner Mitbürger lästig und lächerlich machten, in Anregung brachte.“

„Das alles bedarf keiner Entschuldigung,“ sagte Richard. „Ich dank' es Ihnen vielmehr, daß Sie mir Gelegenheit gaben, einige Hauptpersonen dieses Orts, der für mich ein gewisses Interesse hat, früher kennen zu lernen, als es ohne Ihren glücklichen Einfall geschehen wäre.“

Es ward nun über den Geist der Kleinstädter im Allgemeinen gesprochen. Der Indier vertheidigte sie aus Höflichkeit. Kreisel hingegen äußerte sich auf eine absprechende Weise, die wir weder loben noch billigen können. „Jede kleine Stadt,“ sprach er, „ist ein Böotien, ein Sammelplatz beschränkter, langweiliger, und dabei aufs höchste

von sich eingenommener Menschen. Das gilt, mit wenigen ruhmwürdigen Ausnahmen, von den Männern. Die Frauen und Mädchen — nun ja, die verstehen meistens ein gutes Stück Essen zu kochen und die Wäsche in Ordnung zu halten; das ist aber auch die ganze Summe ihrer Verdienste. Die Grazien der Weiblichkeit sind fern von ihnen. Findet man auch hier und da ein hübsches Gesicht, so ist's eine schöne hohle Larve, wie sie, nach einer alten Fabel, der Fuchs im Grase fand und höchlich bedauerte, daß sie kein Gehirn habe. Eine solche geistlose Venus kann nur einem Böotier gefallen. Aber der unerträglichste Hauptmakel der meisten Kleinstädterinnen ist die leidige, ihnen angeborne, unvertilgbare Klatschhaftigkeit. Das ist eine Schlange, die Jeden sticht. Der friedsamste und gutmüthigste Lebenspilger wird von ihr verwundet. Ich erfuhr das oft selbst und rächte mich dafür vor einiger Zeit durch dieses Epigramm:

Mit Rosen vergleichen der Dichter Gesänge
Manch schönes Kind:
Nur Schade, daß unter der Menge
Viel Klatschrosen sind."

„Sie urtheilen sehr strenge!" sagte Richard. „Aber Sie nehmen doch wohl von dieser scharfen Rüge Ihre gestrige Tänzerin aus?"

„Ich bemühe mich, sie zu bilden," versetzte Kreisel. „Und ich hoffe, es wird mir gelingen, ihr Gemüth über die Gemeinheit ihrer Mitschwestern zu erheben."

„Auch andere werden nach und nach, durch dieses Beispiel aufgeregt, ihren Geist mehr anbauen;" erwiederte Richard. „Es ist für jede kleine Stadt ein wahres Glück, wenn sich ein Mann von Geist und Geschmack in ihren Mauern befindet."

Der Poet eignete sich dieses Compliment durch eine flüchtige Verbeugung zu, und sagte mit selbstgefälligem Lächeln: „Ja, einiger Geschmack wird mir sogar von unsern Böotiern zugestanden. — Ich bin ihnen oft ein Leitstern, wo sie ohne mich im Finstern tappen würden. Hiervon will ich nur einen lustigen Beweis anführen. Wir haben hier eine Leihbibliothek, die, wie alle Magazine dieser Art, Spreu und Körner durch einander enthält. Die meisten Leser sind, aus Mangel gelehrter Kenntnisse, in Verlegenheit, eine kluge Wahl zu treffen: sie greifen daher begierig und blindlings nach den Büchern, von welchen sie wissen, daß Ich sie gelesen habe. Das ist recht löblich; aber die Art und Weise, wie sie das erfahren, ist drollig. Ich habe nämlich die Gewohnheit, mir die Leihbücher, die ich lesen will, durch meinen Pudel holen zu lassen. Er ist so abgerichtet, daß er sogleich, wenn ich ihm ein Zettelchen unter das Halsband stecke, seinen Weg nach der Bibliothek nimmt. Der Bücherverleiher gibt ihm das verlangte Buch in den Mund, und er bringt's mir im Fluge. So drücken seine Zähne allen Büchern, die durch meine Hand gehen, einen Stempel auf und ertheilen ihnen ein empfehlendes Ehrenzeichen. Jeder Lesekunde sieht scharf darnach, ob das Buch, dessen Titel ihn anlockt, zwischen den Zähnen meines Nero gewesen ist oder nicht. Findet er die gesuchten Merkmale, so steckt er mit vollem Vertrauen, etwas Gutes zu lesen, das Buch in die Tasche. Andere Bücher hingegen, die mein Nero nicht gestempelt hat, will niemand. Der Verleiher sieht natürlicher Weise dergleichen Verwerfungen nicht gern, und handelt daher bisweilen wie ein falscher Münzer, indem er einem oder dem andern Buche, das er in Umlauf bringen will, Vertiefungen eingräbt, die ganz so aussehen, als hätte sie mein Pudel gemacht."

„Ei, das ist nicht Recht!“ sagte Richard. „Diese Täuschung könnte den Ruf Ihres guten Geschmacks erschüttern, wenn er nicht so fest gegründet wäre.“

„Ich tröste mich mit Andern, denen es noch schlimmer geht;“ versetzte Kreisel. „Mancher Schriftsteller von Ruf muß sich gefallen lassen, daß Scribler, die weder Ruf noch Beruf haben, seinen Namen auf den Titel ihrer Machwerke setzen und sie durch unlöbliche Buchhandlungen, die nicht bedenken, daß der Hehler so gut ist als der Stehler, öffentlich feil bieten.“ —

„Aber das Publikum läßt sich doch wohl nicht anführen?“ fragte Richard.

„Ja, es ist so leichtgläubig!“ antwortete Kreisel. „Und entdeckt es auch den groben, auf seinen Beutel berechneten Betrug, so zürnt doch das fromme Schaf nicht im geringsten darüber.“ —

Dreizehntes Kapitel.

Die goldene Dose.

„Aber die hiesige Leihbibliothek," fuhr Richard einlenkend fort, „enthält vermuthlich eine beträchtliche Anzahl Werke, die weder mit ächten noch unächten Hundezähnen bezeichnet und dennoch allgemein für vortrefflich anerkannt sind: ich meyne Ihre eigenen Schriften, Herr Stadtsecretair!"

„Omnia mea mecum porto," sagte Kreisel. „Meine sämmtlichen Werke bestehen bis jetzt in diesem dünnen Bändchen Gedichte, das ich Ihnen hiermit zu überreichen die Ehre habe."

Richard nahm das Musengeschenk freundlich an, blätterte ein Weilchen darin und fragte: ob die Dichtkunst in Deutschland geschätzt und geliebt werde.

„Von edlen, hochherzigen Seelen allerdings!" antwortete Kreisel. „Aber ihre Zahl ist leider sehr klein. Die Menge hingegen, die schlaffe, stumpfe Menge — unter welcher man auch Personen findet, die man nicht da suchen sollte — hat kein Gefühl für die Gaben der Musen. Homer, der göttliche, sang vergebens für diese Leute. Unwissend horchen sie, wenn irgendwo sein heiliger Name genannt wird. Sie ziehen dann wohl einen Gelehrten bei Seite und fragen ihn: wer das Menschenkind sey, von dem so viel Aufhebens gemacht werde. Hören sie nun, daß vom Vater

der Dichtkunst die Rede sey, so schweigen sie lächelnd und denken in ihrem Herzen: ist das nicht ein Wesen um einen unnützen Mann!“

„So findet man also in Deutschland wahre Böotier?“ sagte Richard.

„Sehr häufig!“ rief Kreisel. „Denn ich behaupte mit Goethe:

— wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey. —

Der Malerei ergeht es nicht besser. Nur die Tonkunst wird geachtet, wird von den weichlichen, verzärtelten Deutschen fast überschätzt und verschwenderisch belohnt. Ich kenne reiche Leute, die das ganze Jahr lang kein Buch kaufen und den Leihbibliotheken keinen Groschen zollen, um die trefflichsten Dichter zu lesen: aber für eine Arie, die ihnen ein berühmter Sänger vorträgt, verschenken sie goldne Dosen und Demantringe. Das macht auch die Tonkünstler nicht wenig stolz! Sie betrachten sich überall, wo sie, mit dem Dichter vereint, ein Kunstwerk bearbeiten, als die Hauptperson; und das sind sie doch keinesweges! Sie übermalen gleichsam nur die Zeichnung des Dichters mit den Farben der Töne. Das ist besonders bei dem Singespiele der Fall. Aber wer bedenkt das? — Immer wird nur von der Musik gesprochen. Das Werk des Dichters kommt nicht in Betrachtung. Dafür rächen sich aber auch seit langen Zeiten die Dichter. Selten unterzieht sich einer von Bedeutung der danklosen Arbeit, eine Oper zu schreiben. Die Tonsetzer müssen daher meistens ihre Kunst an poetische Mißgeburten verwenden.“

„Es ist zu beklagen, daß die schönen Künste nicht inniger und schwesterlicher zusammen leben;“ sagte Richard

und bot dem Stadtsecretair aus einer goldenen Dose, welche Dieser längst im Stillen bewundert hatte, Tabak an.

Schnupfend rühmte Kreisel die Vortrefflichkeit des Tabaks.

„Bedienen Sie sich dessen," sagte Richard, „und nehmen Sie zugleich die Dose als ein Denkmal meiner Achtung und Freundschaft an!"

Mit freudigem Schrecken fuhr der Poet zurück, sprang aber schnell wieder vorwärts, nahm das Ehrengeschenk in Empfang und sprach aus dem Stegreif:

„Erhabner Gönner, dieses Gold,
Das Deine Hand den Musen zollt,
Gibt meinem Geiste Flügel,
Und werde den gesammten Herrn
Philistern und Böotiern
Ein öffentlicher Spiegel!"

„O, verschwenden Sie nicht so viel schöne Worte wegen dieser Kleinigkeit!" sagte der Indier.

„Nicht der Werth des Goldes entzückt mich," erwiederte Kreisel, „sondern das mir ganz neue Vergnügen, mein geringes Talent würdig anerkannt zu sehen. Ich werde das öffentlich in der Literaturzeitung unter der Rubrik „Ehrenbezeigungen" rühmen."

„Doch, wenn ich bitten darf, ohne Nennung meines Namens, der ohnedieß eine bloße Maske ist."

„Wie Sie befehlen! Ich werde meine Worte so stellen: Der Dichter Kreisel in Michelheim hat von einem kunstliebenden Ostindier, dem er seine Gedichte überreichte, eine prächtige goldene Dose zum Gegengeschenk erhalten."

Diese Verkündigung mußte Richard genehmigen. Kreisel zog hierauf einen Wulst noch ungedruckter Gedichte aus der Tasche. Es stach ihn, wie alle Poetchen seines Gelichters, der Kitzel, sie vorzulesen. Richard aber bat sich die-

ses Vergnügen ein anderes Mal aus. Es lag ihm jetzt ein höheres Vergnügen im Sinne: er wollte den Hauptmann Roggenburg besuchen, um dessen schöne Tochter kennen zu lernen. Das gestand er frei und entschuldigte sich damit. „Ah! vor dem Fräulein Roggenburg streicht meine Muse die Segel!“ sagte der Dichter und empfahl sich behende.

Vierzehntes Kapitel.

Obrigkeitliche Berathschlagung über ein Volksfest.

Fröhlich eilte der Beschenkte ins Rathhaus, wo sich indessen die Rathsglieder schon versammelt hatten und besonders der Herr Stadtrichter Schneppe mit Ungeduld auf ihn wartete, um die Untersuchung wegen der Gänsedeube vornehmen zu können. Er hatte sich auf eine Strafpredigt gefaßt gemacht, doch Kreisel ließ ihn nicht zum Worte kommen. Der Glanz der goldenen Dose und die Erzählung, wie sie sein Eigenthum geworden war, versteinerte augenblicklich die ganze Versammlung. Das Ehrengeschenk ging von Hand zu Hand, jeder nahm sich eine Prise und wünschte ihm Glück zu der köstlichen Besitzung. Er selbst gewann dadurch bei ihnen einen höhern Werth; sie sprachen ehrerbietiger als gewöhnlich mit ihm; der Stadtrichter wagte nur schüchtern und mit leisen Worten, den Untersuchungs-Prozeß, der ihm auf dem Herzen lag, in Erinnerung zu bringen.

„Belieben Sie, mein werthester Herr College, noch einige Minuten damit Anstand zu nehmen!" begann der Bürgermeister. „Ich habe vorher Ihnen und den übrigen Herren Amtsbrüdern einen andern Gegenstand zur Berathschlagung vorzulegen. Es bedünkt mich nämlich durchaus nothwendig und schicklich, die ausgezeichnete Ehre, die uns

gestern von dem Ostindier erwiesen wurde, fördersamst auf eine feierliche Art und auf gemeinschaftliche Kosten zu erwiedern, damit wir uns nicht nur als höfliche Männer zeigen, sondern ihn auch durch Achtung und Liebe fesseln, einige Zeit bei uns zu verweilen, und durch seinen Aufwand unserer armen, nahrlosen Stadt ein wenig auf die Beine zu helfen."

Die sämmtlichen Rathsverwandten fanden diesen Vorschlag sehr weise, und erboten sich einstimmig zum Beitritt.

„Auch die übrigen Honoratioren des Orts, besonders diejenigen, die gestern mit bei dem Balle waren, dürfen wir billig zur Mitleidenheit ziehen;" fuhr der Bürgermeister fort. Er berührte diesen Punkt auf ausdrücklichen Befehl seiner wirthschaftlichen Frau, die ihre Einwilligung zu der beabsichtigten Gasterei nur unter dieser Bedingung gab, damit der auf jeden Kopf fallende Kostenbeitrag durch zahlreiche Beisteuern so viel als möglich vermindert werde. Es war überhaupt ein Wunder, daß ihr Geiz das kostspielige Vorhaben nicht in der Geburt erstickt hatte. Das wäre ohne Zweifel geschehen, wenn sich der Indier nicht dadurch, daß er den ersten Tanz mit ihr tanzte, in Gunst gesetzt und ihr einen so herrlichen Triumph über die Doctorin Salm, mit welcher sie in einem ewigen Rangstreite lebte, bereitet hätte. Den Rathsherren war die Vermehrung der Theilhaber und Bezahler ebenfalls willkommen, und der Stadtsecretair erhielt den Auftrag, deshalb ein Umlaufsschreiben an den Doctor Salm und Consorten zu erlassen, auch einen Plan zu entwerfen, wie dieses Fest, das auf dem Schießplatze gegeben werden sollte, mit Geschmack zu veranstalten sey.

„Es muß ein allgemeines, fröhliches Volksfest werden," sagte Kreisel. „Dem deutschen Bürger fehlen dergleichen

herzerfreuende Feste. Er setzt sich bei einem Glase Bier oder Branntwein in den Winkel eines Wirthshauses, kalmäusert einsam über sein Hauswesen, oder kannegießert mit einem Gevatter über Krieg und Politik. So umwölkt er sein Gemüth, anstatt es zu erheitern, und nimmer gewinnt er den Muth und die Freudigkeit, deren man bedarf, um das stürmische Meer des Lebens glücklich zu durchschiffen."

„Sehr wahr und schön gesagt, das muß ich bekennen!" rief der Bürgermeister mit wiederholtem Kopfnicken.

„Wenn demnach," hob der Stadtrichter an, „sothanes Fest den Charakter eines öffentlichen Stadt- und Bürgerfestes annehmen soll, so bin ich gesonnen, ein außerordentliches Scheibenschießen zu veranstalten, mich an die Spitze der Bürger-Compagnie zu stellen, und sie in Parade nach dem Schießplatze zu führen."

„Ein vortrefflicher Gedanke!" sagte der Bürgermeister. „Ich will denn auch meiner Seits nicht müßig seyn, sondern den hohen Gast, wenn er in unserer Mitte erscheint, feierlich empfangen und anreden."

„Was tragen aber wir Beide zur allgemeinen Ergötzlichkeit bei?" fragte Magister Gabriel den Senator Trottel.

„Ich werde," antwortete Dieser mit schalkischem Lächeln, „die sämmtlichen Jungfern der Stadt auf dem Schießplatze in eine doppelte Reihe stellen, werde ihnen Spießruthen in die Hände geben, und Sie, Herr College, hindurchjagen, damit Ihre Ehescheu, andern Hagestolzen zum Schrecken, öffentlich bestraft werde."

„Und ich," fiel Gabriel ins Gelächter der Andern ein, „ich werde eine Maus abrichten, die den Herrn Senator Trottel, wie ein Windhund den Hasen, auf dem Schießplatze herumhetzen soll."

„O, das bezieht sich auf bloßes Weibergewäsch!“ sagte Trottel, indem jetzt auf seine Kosten gelacht wurde.

Aber der Bürgermeister sprach mit einer ernsten Amtsmiene: „Basta! wir haben genug gescherzt und wollen den Herrn Stadtrichter nicht länger abhalten, das Criminal-Verhör zu beginnen.“

Hierauf ward der Gänsedieb vor die Schranken geführt. Aber dem Besitzer der goldenen Dose war es an diesem merkwürdigen Tage mehr als jemals zuwider, daß er seinen hochgefeierten Kiel zu einer elenden Spitzbubengeschichte herleihen mußte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Besuch.

„Elise, gib mir doch meine Beine dort aus dem Winkel her und stäube sie ein wenig ab!“ sagte der Hauptmann Roggenburg, als sich Richard hatte anmelden lassen. „Ich begreife nicht, was der Ostindier bei mir will. Haben ihm denn die kriegslustigen Engländer nicht Gelegenheit genug verschafft, Invaliden mit hölzernen Beinen zu sehen?“

„Ich wundere mich auch über den seltsamen Besuch,“ antwortete Elise. „Sie werden dadurch ganz in Ihrer häuslichen Ruhe gestört, lieber Vater! Wollen Sie sich denn völlig ankleiden?“

„Allerdings!“ sprach der Hauptmann. „Bringe mir meine beste Montur aus dem Schranke, und den neuen Tressenhut hänge dort an den Nagel, wo er Jedem, der in die Stube tritt, gleich ins Auge blitzt. Ich will wohlhabend scheinen, damit es dem Millionär nicht einfalle, mich beschenken zu wollen.“

Elise brachte die feine Montur, hängte den Prachthut an den Nagel, half dem Vater in die Kleider, und bat ihn dann um Erlaubniß, eine Freundin zu besuchen, weil sie sich vor dem Ostindier nicht sehen lassen wolle.

„Das wäre sehr unrecht!“ sagte Roggenburg. Da ich

wohlhabend scheinen will, so darf sich mein größter Schatz nicht verbergen."

Elise küßte ihn gerührt, brachte ein Paar Tabakspfeifen, die eben nicht den Dienst hatten, bei Seite, und setzte sich dann ruhig an ihren Arbeitstisch. Das kleine Zimmer, das sie bewohnten, war zu jeder Zeit ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung: es bedurfte daher jetzt keines weitern Aufräumens. Der Vater stopfte sich eine Pfeife, nahm aus seiner Bibliothek, die in Pauli's Leben Preußischer Helden und Tempelhof's Geschichte des siebenjährigen Krieges bestand, einen Theil des letztern Werkes und las mit Andacht darin, bis ein Mohr des Ostindiers die Klingel am Vorhause, nach englischer Sitte, mit solcher Heftigkeit zog, daß er den Draht zerriß und den Griff in der Hand behielt.

„Gott bewahr' mich! Brennt denn das Haus?" sagte der Hauptmann, und erhob sich auf seine hölzernen Beine. Elise flog nach der Thür und öffnete sie.

Der Ostindier, der selbst schon draußen stand, war überrascht, als er die schöne Pförtnerin erblickte. „Gnädiges Fräulein," sprach er, „ich setze kaum den Fuß ins Haus, so habe ich auch schon einen Schaden angerichtet. Sie möchten sich fast scheuen, mich über Ihre Schwelle zu lassen."

„Kommen Sie getrost näher, mein Herr!" rief der Hauptmann. „Das Unglück stallt nicht mit mir, wenn Sie mir's auch zuführen wollten. Ich hab' ihm so oft ins Gesicht gelacht, daß es sich nun ordentlich vor mir fürchtet."

„Also durch Lachen kann man diesen Unhold bannen?" sprach der Ostindier, indem er ins Zimmer trat.

„Das ist die kräftigste Waffe gegen diesen Feind!" er-

wiederte Roggenburg. „Ringt man aber die Hände, und ächzt und stöhnt, so dringt er einem immer näher und empfindlicher auf den Leib.“

„Ich freue mich,“ sagte Richard, „einen Helden zu sehen, der ein bedeutendes Unglück mit so heiterer Laune besiegt.“

„Hin ist hin!“ sprach der Hauptmann. „Meine gesunden Beine bekomm' ich nun einmal nicht wieder; doch ehe wir weiter davon sprechen, erlauben sie mir die Frage: welche Veranlassung mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft.“

„Ich bin gesonnen, mich einige Zeit hier aufzuhalten,“ antwortete Richard, „und bewerbe mich daher um die Freundschaft der angesehensten und achtungswürdigsten Personen des Orts.“

Der Hauptmann erwiederte diese Höflichkeit mit schicklichen Worten, äußerte aber dabei seine Verwunderung, wie ein Mann, der Hindostans Zauberwelt gesehen habe, nur einen Tag lang in Michelheims flacher und reizloser Gegend mit Wohlgefallen verweilen könne.

Richard sagte: es werde sich mit der Zeit entwickeln, was ihn hier festhalte. — Hiermit sprang er über diesen Punkt hinweg und ersuchte den Hauptmann, ihm zu erzählen, bei welcher Gelegenheit er seine Beine verloren habe. Das that der alte Held sehr lebhaft und gründlich. Er zeichnete die Stellung des feindlichen Heeres und den Stand der Batterie, die ihn niedergeschmettert hatte, mit Kreide auf den Tisch, und sagte lustig: „Sehen Sie, so kam ich noch glücklich davon! Ich hatte dem Vaterlande mein Leben versprochen, und es ließ sich mit den Beinen abfinden.“

„Beneidenswerther Mann, daß Sie so scherzen können!“ —

„Ich stahl halb und halb meiner Tochter diesen Gedanken. Sie hat ein recht artiges Lied auf mich gedichtet, worin eine ähnliche Stelle vorkommt.“ —

„Beschämen Sie mich nicht, lieber Vater!“ sprach Elise. „Oder sagen Sie wenigstens die Sache, wie sie ist. Ich habe das Lied nicht gedichtet, sondern nur ein wenig verändert.“

„Deine Bescheidenheit, gutes Kind, spaziert weiter als ich neben der Wahrheit vorbei!“ versetzte der Vater. „Glauben Sie meinen Worten, Herr Richard! Man sang vor einiger Zeit auf allen Straßen ein kauderwälsches, deutsch-französisches Volkslied, in welchem ein Invalide über seine hölzernen Beine scherzt. Daraus entlehnte meine Tochter einen oder zwei Gedanken, that das Uebrige aus eigenen Mitteln hinzu, und so entstand ein Lied, das sie uns, wenn sie Lust hätte, zur Guitarre vorsingen könnte.“

Elise beschuldigte ihren Vater, er lege es recht darauf an, ihre Schwächen an's Licht zu ziehen: doch griff sie sogleich nach der Guitarre und sang:

Was blicken die Jungen und Alten
Mich kläglich und seufzend an?
Wenn sie mich für unglücklich halten,
So täuscht sie ein irriger Wahn.

Ich hatte geschworen, mein Leben
Dem Vaterlande zu weihn:
Ich hab' ihm die Beine gegeben,
Und frisch ist das Leben noch mein.

Drum bin ich ja glücklich zu preisen,
Denn traun, es gefällt mir noch hier!
Es zielt nun kein donnerndes Eisen,
Kein flammendes Schwert mehr nach mir.

Nicht Reichthum ward mir beschieden,
Mich nährt nur ein kärglicher Sold:
Ich aber bin froh und zufrieden,
Und das ist mir lieber als Gold.

Des Glückes wuchernde Saaten,
Sie mögen Andern gedeihn;
Der Ruhm eines braven Soldaten
Der ist und bleibet doch mein.

Er streut mir unter die Krücken
Der duftenden Blumen viel,
Und wird so die Straße mir schmücken
Bis hin an mein irdisches Ziel.

Wenn dann ich am Himmel erscheine,
Ruft freundlich der Pförtner hinein:
Macht Platz für die hölzernen Beine!
Sie ziehen mit Ehren hier ein.

Elise sang dieses Lied mit einer solchen Anmuth, daß Richard ganz davon bezaubert ward und seine fünf und vierzig Jahre verwünschte. Er hatte auf seinen weiten Reisen, besonders in einigen Landschaften Asiens, Frauen und Mädchen von bewundernswürdiger Schönheit gesehen; doch allen fehlte der gebildete Geist und das reine Gemüth, die aus Elisens Augen blickten und für ihn einen unwiderstehlichen Reiz hatten. Ohne jedoch seine Empfindungen laut werden zu lassen, empfahl er sich mit Ausdrücken gewöhnlicher Höflichkeit.

Sechzehntes Kapitel.

Ein christliches Gespräch am Kaffeetische.

Zu Hause wählte Richard aus seinen ostindischen Schätzen einen prächtigen Shawl und übersandte ihn dem Hauptmann mit schriftlicher Bitte: seiner Tochter dieses Tuch, zum Andenken eines Freundes, zu übergeben. Er konnte die Rückkunft des abgefertigten Dieners kaum erwarten. Es war ihm bange, das Geschenk würde stehenden Fußes abgelehnt werden. Aber der Diener kam mit der Meldung zurück: der Hauptmann habe das Päckchen mit Danksagung angenommen.

Eine Stunde nachher erhielt Richard folgenden Brief:

S. T.

Werther Herr!

Ich war zweifelhaft, wie ich mich bei dem empfangenen Geschenke benehmen sollte. Es Ihnen auf der Stelle zurückzusenden, war mein erster Gedanke; doch ich verwarf ihn, weil ich Sie nicht beleidigen wollte. Ich behalte daher die schöne Gabe — unter Schloß und Riegel. Die Klugheit verbietet meiner Tochter den öffentlichen Gebrauch einer so prächtigen Hülle, die nur für die Kinder des Reichthums gewebt ist. Sie kennen, mein Herr, den Geist der kleinen Städte noch nicht!

Jedes neue Band, womit sich ein Dienstmädchen schmückt, setzt die Zungen der Stadt in Bewegung. „Seht doch die Dirne!“ heißt es. „Wo mag sie das herhaben? Auf dem Felde der Tugend und Ehrbarkeit ist es gewiß nicht gewachsen!“ — Eben so lieblos würde man über meine Tochter urtheilen. Folglich, mein Herr, muß Ihr Geschenk bei uns so lange in geheimer Verborgenheit bleiben, bis Elise vielleicht mit der Zeit in glückliche Verhältnisse kommt, die sich mit einer solchen Prachtkleidung einigermaßen vertragen. Ich bin rc.

Philipp von Roggenburg.

An diesem Briefe gefiel dem Ostindier nichts als der Schluß. Er glaubte, — wiewohl ganz irrig — der Hauptmann wolle ihm zu verstehen geben, daß man ihn nicht abweisen würde, wenn er Elisen auf dem Wege der Ehe in glückliche Verhältnisse setzen wollte. Hierzu war er zwar noch nicht entschlossen; doch machte es ihm Vergnügen, die ihm von dem Bürgermeister mitgetheilte Nachricht, daß Elise bereits verlobt sey, für eine Fabel halten zu können.

Der Hauptmann verfehlte ganz seinen Zweck, das eingelaufene Geschenk zu verheimlichen. Des Ostindiers Besuch machte ungeheures Aufsehen. Man sah ihn hingehen, man sah ihn zurückkommen; die Neugier wich nicht von ihrem Lauerposten am Fenster. Sie fing auch den Bedienten mit dem Päckchen glücklich auf und errieth sogleich die ganze Sache, als er mit leerer Hand wieder nach Hause ging, und bald darauf des Hauptmanns Aufwärter, ein alter Soldat, einen Brief in den Gasthof trug. Die Frau Bürgermeisterin, die das Alles beobachtete, ließ in größter Eil ihre Busenfreundinnen auf den Nachmittag zu

einem Kaffee zusammenberufen. Sie stellten sich gehorsamst ein, und die merkwürdige Begebenheit, die ihnen die sprachselige Wirthin umständlich vortrug, machte auf sie einen so gewaltigen, alle ihre Sinne fesselnden Eindruck, daß ihnen die vorgesetzte Cichorienbrühe wie der beste levantische Kaffee schmeckte. Sie weissagten einstimmig eine nahe Vermählung. Aber, Himmel! wie fielen sie nun auch mit Natterzungen über Elisen her!

„Sie ist eine stolze Närrin!“

„Ein Fräulein Naseweis!“

„Dünkt sich klüger als wir Alle.“

„Macht sogar Verse!“

„Bildet sich auf ihre Schönheit wunderviel ein.“

„Und alles, alles ist doch nur Blendwerk!“

„Sie schminkt sich weiß und roth.“

„Ihre sogenannten Perlenzähne hat ihr der Zahnarzt eingesetzt.“

„Ihre schönen blonden Haare sind eine Perücke.“

„Mit ihrer Tugend steht's gewiß auch nur so, so!“

„Der junge fremde Mensch geht nicht Betens halber bei ihr aus und ein.“

„Sie soll schon, mit Ehren zu melden, ein Hufeisen verloren haben.“ —

So gings wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. Aber der letzte gar zu derbe Schuß erschreckte die Bürgermeisterin; und ob sie sich gleich sonst mit Ehrenrettungen nicht abgab, so nahm sie sich doch dießmal der Verläumdeten an und sagte mit Kopfschütteln: „Nein, Frau Gevatterin, da hauen Sie denn doch wohl ein Bischen über die Schnur! Man kann und darf zwar von den Fehlern seines Nächsten ein christliches Gespräch führen; aber was zu arg ist, das ist zu arg! Von solchen Hauptlastern muß man Beweise

haben, oder sich hüten, davon zu sprechen; wär's auch nur darum, weil man sonst, ehe man sich's versieht, einen Injurienproceß am Halse hat."

„Davor bewahre mich der Himmel!" versetzte die gescholtene Matrone. „Ich sagte, was mir gesagt wurde, und will weiter nicht dafür haften."

„Volksstimme, Gottes Stimme! heißt's im Sprichwort," fiel Dame Trottel ein und machte dabei ein Gesichte, als ob sie über den verabhandelten Punkt viel auf dem Herzen behalte. „Nun, wir wollen die Sache dahin gestellt seyn lassen;" fuhr sie fort. „Der Ostindier greift in einen Glückstopf und kann eine häßliche Niete ziehen. Es ist übrigens recht gut, wenn er hier heirathet: es gibt eine prächtige Hochzeit. Doch fänden sich in unserer Stadt wohl andere Frauenzimmer von guter Familie und unbescholtenem Ruf, die er heirathen könnte. Ich will z. E. meine Töchter nicht loben; aber es sind Kernmädel, verstehen die Wirthschaft, sind auch von Gesicht keine Meerkatzen, und dabei so unschuldig wie die Sonne am Himmel."

Das bejahten und betheuerten Alle, und erhoben sich nach mehrern solchen christlichen Gesprächen von den Stühlen, um nach Hause zu gehen. Der ansehnliche Zug bewegte sich langsam, doch mit desto behendern Zungen, nach dem Markte hin. Dort stellten sich die unersättlichen Plaudertaschen in einen Kreis und schnatterten noch mit einander. Wehe dem, den sein Unstern vorbei führte! Er mochte sich so tief bücken als er wollte, er ward doch mit Kletten beworfen.

Zum Unglück für die Familie Salm, ging eben der Herr Doctor über den Markt in seinen Clubb, und kurz darauf der schwarze Golo zum Examen bei ihr. Die Schwätzerinnen schlugen ein Gelächter auf, das sie bequem

in ihrer Wohnung hören konnte. „Alle Tausend! das müssen wir der Bürgermeisterin sagen!" rief Eine aus dem Zirkel, und mit gestreckten Botenschritten eilten sie sämmtlich zu ihr zurück. Sie schlug bei der Erzählung die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus: „Nun wird die Doctorin den großen Neguz recht aus dem Grunde kennen lernen! Das kann zu gewisser Zeit lustige Folgen haben. Drum will ich mir doch den heutigen Tag in meinem Kalender bemerken."

Siebenzehntes Kapitel.

Der Ehrenplatz.

Am folgenden Tage trug der Stadtsecretair den ihm aufgegebenen Entwurf des Festes, womit man den Indier beehren wollte, auf dem Rathhause vor. Der Senat genehmigte den Plan, der ungemein zierlich abgefaßt war. Doch versagen wir ihm den Druck und gönnen lieber den dadurch ersparten Raum der Beschreibung des Festes.

Acht volle Tage vor demselben ward der Ostindier dazu eingeladen. Ueber die Art und Weise dieser Einladung waren Anfangs die Meynungen getheilt. Kreisel hatte vorgeschlagen, daß sie durch zwei abgeordnete Rathsglieder geschehen sollte: die alten Perücken hingegen wollten sie durch den Hochzeitbitter in seiner feierlichen Amtstracht verrichten lassen. Aber der Stadtsecretair stellte ihnen vor, daß diese Sitte gar zu altväterisch und vollends bei dieser Gelegenheit doppelt unschicklich sey. Sie ließen sich belehren, und machten nur noch den Einwand: daß es manchem ehrlichen Manne beschwerlich falle, die bei einer solchen Deputation erforderlichen wohlklingenden Redensarten zu erfinden und anständig auszusprechen. Der Poet erbot sich zum Wortführer und ward es. Magister Gariel war sein stummer Begleiter. Der Ostindier nahm die Einladung an.

Am Morgen des Festes ward mit allen Glocken der Stadt, das heißt, mit Einer, geläutet.

Etwas später brachte der Cantor Bierfreund, in Vereinigung mit allen tonkundigen Männern und Knaben des Orts, dem Ostindier ein Ständchen.

Gegen Mittag war große Parade der Bürgergarde, die in ihren vielfärbigen Sonntagsröcken aufzog, und sich, um die guten Kleider durch Drängen und Reiben nicht zu verderben, ziemlich locker und bequem in Reihen und Glieder aufstellte. Die stattlichste Heldenfigur war unstreitig der Hauptmann, Herr Schneppe. Kopflang über sein ganzes Volk hervorragend und in brennenden, mit Gold besetzten Scharlach gekleidet, stand er, mit einem glänzenden Sponton in der Hand, an der Spitze seiner Schaar, und ließ vor dem Indier, der sich am Fenster zeigte, das Gewehr präsentiren. Das Manöver gerieth schlecht, ward aber gut belohnt. Richard sandte Wein, sein Mundschenk durchging die Glieder und reichte jedem der gewappneten Männer einen vollen Becher. Dafür erschallte dem hohen Geber aus allen erfrischten Kehlen ein freudiges Lebehoch.

Nach dieser Stärkung ging der Marsch etwas weniger knickbeinig als vorher zum Thor hinaus nach dem Schießplatze, wo ein großes Tafelzelt aufgeschlagen und von allen Seiten mit Kram- und Glücksbuden umgeben war. Bald darauf fuhr Richard mit orientalischem Pomp dahin. Der Magistrat empfing ihn am Wagen. Herr Trottel stand ganz hinten auf den Zehen und sah mit langem Halse über seine Collegen hinweg, ob sein Feind, der Affe, mit aussteigen werde; doch zum Glücke war das hämische Thier zu Hause geblieben. Der Bürgermeister begrüßte den Gast mit einer weit ausholenden Anrede, verwickelte sich aber gleich in der ersten Periode, und wäre vor der

umher gedrängten, aufhorchenden Volksmenge mit Schimpf bestanden, hätte nicht Richard, geschickt einfallend, des verstummenden Redners Ehre gerettet.

Der Indier wandte sich hierauf mit verbindlichen Worten zu den Damen, unter welchen sich auch Elise befand. Mit ihr unterhielt er sich vorzüglich. Die übrige schöne Welt vermißte die ihr entzogene Aufmerksamkeit, und gab durch gewaltiges Rauschen mit den Fächern ihren Verdruß zu erkennen.

Indessen ward aufgetragen. Richard führte, als ihm der Bürgermeister die Oberstelle bei der Tafel anwies, Elisen dahin. Ihre Bescheidenheit sträubte sich dagegen; doch er ließ nicht ab, sie mußte den Ehrenplatz einnehmen, und er setzte sich an ihre Seite. Da gabs Furiengesichter! Die Bürgermeisterin und Madame Trottel hatten darauf gerechnet, daß der König des Tages zwischen ihnen wie eine Perle in Golde sitzen sollte. Sie standen schon da, sie erhoben schon ihre reich beringten Hände, um die Stühle, die sie sich ausersehen hatten, in Besitz zu nehmen: und ach! da machte ihnen der unartige Mann einen so verzweifelten Streich! Das empörte sie unbeschreiblich. Sie ließen ihren Ingrimm zwar nicht in Worte ausbrechen, stürzten aber mit einander, wie brausende Winde, ans Ende der Tafel hinab und setzten sich dort neben den Vorschneider, der kein so vornehmer Mann, wie vormals der Kron-Großvorschneider von Polen, sondern der Geringste in der Gesellschaft war. Darum sank er vor unterwürfiger Demuth fast zu Boden, als sich zwei Damen von solchem Range neben ihn zur Linken und Rechten niederließen, oder vielmehr niederwarfen.

Diese beispiellose That erweckte allgemeines Erstaunen. Die Frauenzimmer geberdeten sich, als wäre das größte

Unglück geschehen, die Männer erklärten laut, daß eine solche Selbsterniedrigung unerhört sey, und alle baten und flehten, die heilige Rangordnung nicht so grausam zu zerstören, sondern höher hinauf zu rücken. Aber die Mißvergnügten wichen so wenig als Felsen von ihrer Stelle. „Wir sitzen hier gut!“ sagte die Bürgermeisterin: „Und wo Wir sitzen, da ist überall der erste Platz.“ —

Richard verhielt sich still, als ob er an der Sache ganz unschuldig sey, und es ihm, dem fremden Gaste, nicht gezieme, sich in diese Irrung zu mischen. Indessen benutzte die schlaue Doctorin Salm den Wirrwarr, und nistete sich an der noch unbesetzten Seite des Indiers ein. Ob sie außer dem Hauptzweck, die gekränkte Rangfeindin noch mehr zu kränken, auch die Nebenabsicht hatte, dem schönen Mohren, der hinter seinem Herrn stand, nahe zu seyn, das weiß man nicht genau, ungeachtet es ihr die Meisten so übel auslegten und sich spöttisch mit den Augen zuwinkten.

Des Stadtsecretairs geschmeidige Thätigkeit und ein derbes Wort des Senators Trottel, dem vor dem Erkalten der Suppe bange war, stillten endlich den Aufruhr, und brachten es dahin, daß die Gesellschaft ruhig Platz nahm. Aber die beleidigten Matronen blieben starr und fest bei dem Vorschneider sitzen. Auch die Uebrigen, je vornehmer sie waren oder sich dünkten, desto mehr strebten sie nach den Unterstellen des Tisches: denn, wie sich eine gewisse Blume stets nach der Sonne kehrt, so wandten sie sich zur Sonne der Stadt, der Frau Bürgermeisterin, und glaubten das auch ihrer eigenen Ehre schuldig zu seyn, weil die hochgebietende Dame den Ausspruch gethan hatte, daß ihre Niederlassung jeden Platz zum ersten erhebe.

Achtzehntes Kapitel.

Der Königsschuß.

Da es so stürmisch zuging und die aufrührischen Frauen und Mädchen haufenweise nach dem Niederlande zogen, so saßen die verlassenen Männer oben, wie speisende Mönche, beisammen, und bezeigten sich zum Theil sehr verdrießlich über die Entbehrung der angenehmen weiblichen Nachbarschaften, worauf sie gerechnet hatten. Unter diese Mißvergnügten gehörte besonders Herr Kreisel, dessen Geliebte sich auch von dem Strome mit fortreißen ließ, und so weit von ihm getrennt wurde, daß er nicht anders als durch das Fernglas Blicke mit ihr wechseln konnte. Doctor Salm aber sagte: „Ich für meine Person verzichte gern auf die Nachbarschaft der Damen, wenn sie so finster und mißlaunig, wie heute die unsrigen, sind. — Unter solchen Umständen gibts bunte Reihen, die fast jenen gleichen, welche der Kaiser Heliogabalus bisweilen an seiner Tafel anstellte, indem er Löwen und Tiger, denen man das Gebiß ausgebrochen und die Klauen gestumpft hatte, zwischen seine Gäste setzen ließ, um sich an der Angst der zitternden Menschen zu ergötzen.“

Er sah, während er so sprach, die Bürgermeisterin scharf an. Sie verstand zwar, wegen der Entfernung, seine heillosen Worte nicht, fühlte sich aber von den Pfei-

len seiner Blicke verwundet, und mit einem heftigen, schnöden Tone, der eine allgemeine Stille verursachte, rief sie plötzlich ihm zu: „Sprechen der Herr Doctor von mir?"

„Ich bitt' um Entschuldigung;" antwortete er eben so laut: „Es war hier von wilden Thieren die Rede." —

Ein unmäßiges Gelächter erschallte. Die Bürgermeisterin ward feuerroth, und hätte gern, so geizig sie war, ihre voreilige Frage theuer zurückgekauft.

Am ganzen Tische war eigentlich Niemand mit seiner Stelle zufrieden, weil die Anordner des Festes nicht darauf Rücksicht genommen hatten, daß ein unbequemer Sitz die köstlichsten Speisen verbittert. Die Stühle standen so enge beisammen und ließen sich so schwer von einander trennen, daß es beinahe nöthig geworden wäre, über die Lehne zu steigen, um auf's Polster zu gelangen. Die nachbarlichen Ellbogen lebten daher in einem ewigen Kriege, versetzten sich harte Stöße und schnitten dem Munde die Zufuhre ab. „Hier ist das Essen eine wahre Arbeit!" seufzte der Senator Trottel. „Man wäre befugt, sich die Mühe bezahlen zu lassen, wenn sich nur jemand dazu verstehen wollte."

„Ich weiß einen Ort, wo man dafür bezahlt wird," sagte Kreisel.

„Ei! wo denn? wo? — Ich reise dahin!" rief Herr Trottel.

„Nun wohlan," versetzte der Stadtsecretair, „so machen Sie sich auf den Weg nach Constantinopel und werden Sie ein türkischer Beamter! Denn diesen Herren ist's nicht genug, daß sie überall, wohin sie in Dienstgeschäften reisen, von den Ortseinwohnern frei beköstiget werden müssen; sie fordern auch, da sie immer sehr geldhungrig sind, einen Ersatz für die Abnutzung ihrer Zähne,

und diese Abgabe, die man das Zahngeld nennt, wird allenthalben unweigerlich bezahlt."

„Sie haben Recht!" fiel der Bürgermeister ein. „Ich erinnere mich, das in Reisebeschreibungen gelesen zu haben. Wir wollen aber, um des Himmels Willen! die Sache nicht weiter bekannt machen. Man ahmt, wie Sie wissen, in Deutschland gern alles nach, und so könnt' es leicht geschehen, daß die Herren Ober-Aufseher, die bisweilen aus der Hauptstadt zu uns kommen und mit uns fürlieb nehmen, künftig auch Zahngeld verlangten." —

Das waren ungefähr die besten Körner, die sich aus der Spreu der Tischgespräche ausworfeln ließen. Von unten herauf ward besonders viel spitzige Barthafer-Spreu auf Fräulein Elisen hingeblasen; doch die Absicht, ihr damit wehe zu thun, schlug fehl. Der Ostindier unterhielt sie so anziehend von seinen Reisen, daß sie die um sie her fliegenden Stacheln gar nicht bemerkte.

Nach Tische nahm das Scheibenschießen seinen Anfang. Das unbeschäftigte Volk, das nicht zur ehrsamen Schützengesellschaft gehörte, ward indessen mit andern Lustbarkeiten unterhalten. Der Stadtsecretair munterte die jungen Bursche zu einem Wettrennen auf, und schwang ein buntes seidenes Tuch als Siegespreis durch die Luft. Wer ein Paar gesunde Beine hatte, trat hervor, um die Kostbarkeit zu gewinnen. Aber die Rennbahn war rauh. Der schelmische Poet machte sie den Wettläufern eben so sauer, als es ihm ward, den Fuß des Musenberges zu erklimmen. Er führte sie auf einen nahen Sturzacker, stellte sich als Kampfrichter ans Ende desselben, und gab das Zeichen zum Ablauf. Einer purzelte über den andern; nur ein leichtfüßiger Schneidergesell flog über die rollenden Erdschollen so behende dahin, daß sie keine Zeit hatten, ihn

zum Falle zu bringen. So erhielt er den beneideten Preis, und beschenkte sogleich ein hübsches Mädchen damit.

Nun zog das Volk zur aufgerichteten Kletterstange. Hier wollte Herr Kreisel denjenigen, der die meiste Katzengeschicklichkeit beweisen würde, sehr glücklich machen. Er hatte nämlich die treffliche Sammlung seiner Gedichte, in rothen Saffian gebunden und auf dem Schnitte vergoldet, zum höchsten Preis ausgesetzt und an der Spitze der Stange befestigen lassen. Etwas tiefer hingen einige Würste und ein Schinken, zur Belohnung derer bestimmt, welche jenem Glücklichen am nächsten kommen, und gleichsam das Accessit der Preisaufgabe erhalten würden. Das Klettern ging los. Viele zerrissen sich Strümpfe und Beinkleider, schliffen sich die Haut von den Händen, erreichten mit Mühe und Noth die Mitte der Stange, und hielten dann, unter dem Gelächter der Zuschauer, eine plötzliche Heimfahrt. Endlich wurden doch die aufgehangenen Leckerbissen erobert. Nun glaubte der eitle Dichter, daß man sich drängen, schlagen, und Leib und Leben daran setzen würde, sein geistvolles Kleinod vom Gipfel herab zu langen. Aber wie der französische Freiheitsbaum in Verachtung gerieth, als er schlechte Früchte trug, so kehrte man auch hier dem Kletterbaum, nachdem die eßbaren Früchte abgepflückt waren, kaltsinnig den Rücken. Vergebens ließ der staunende Poet ein wiederholtes „Auf! auf!“ erschallen. Vergebens gingen verschiedene seiner Freunde und Anhänger unter dem Volke herum, munterten die jungen Leute auf, und drohten mit der Ungnade des Herrn Stadtsecretairs. Sie predigten tauben Ohren; es wollte Niemand wegen einiger Bogen Verse den Hals wagen. Indessen zog gerade über den verschmähten Gedichten eine Regenwolke auf, und drohte Wasser mit Wasser zu vereinigen. Herr Kreisel

ließ deßhalb die verödete Stange geschwind aus der Erde heben, und brachte sein Schäfchen ins Trockne. Er war aber nun so verstimmt, daß er sich mit den einfältigen Leuten, die ihn nicht zu schätzen wußten, nicht weiter abgeben mochte. Es blieben daher verschiedene Volksbelustigungen, die er noch im Sinne hatte, unausgeführt.

Während dieser Zeit ward nach der Scheibe geschossen. Die Schützen von Michelheim hüteten sich aber mit Vorsatz, ins Schwarze zu treffen, und fehlten meistens sogar die Scheibe, um vor der Königswürde sicher zu seyn. Sie legten es darauf an, dem Indier die Schützenkrone auf's Haupt zu setzen, weil man sich, wegen seines Reichthums, von ihm versprach, daß er ein freigebiger König seyn werde. Er selbst aber schoß, aus Mangel der Uebung, nichts als Böcke. Sein bester Schuß ward im vorletzten Rennen übertroffen; und es war gerade unter allen vorhandenen armen Teufeln der ärmste, der wider seinen Willen das Unglück hatte, ans Schwarze zu streifen. Zürnend nahmen ihn seine Waffenbrüder bei Seite, und goßen eine Fluth von Vorwürfen über sein gebeugtes Haupt. Sie beschuldigten ihn, er habe aus Ehrgeiz so scharf gezielt, um ein Jahr lang den königlichen Titel zu führen. Der arme Bürstenbinder lächelte schuldlos und schwor hoch und theuer, er wisse gar nicht, was Ehrgeiz sey.

Als Richard im letzten Rennen zum Schusse kam, überreichte er sein Feuergewehr Elisen, mit der Bitte, es für ihn abzubrennen. Sie lehnte diese Artigkeit von sich ab, weil viele Schützen und Schützenfrauen in tückischer Stille umher standen, und mit schelen Augen lauerten, ob sie, die weder Bürgerin noch Stadtkind war, sich erkecken würde, nach der heiligen Bürgerscheibe zu schießen. Mit einem scharfen Blicke drängte Richard den Kreis der Aufpasser

einige Schritte zurück, und wiederholte seinen Antrag so inständig, daß sich endlich des Fräuleins Vater, der dem Handel von weitem zusah, auf seine Stelzen machte und ihr befahl, den Ehrenschuß zu thun, damit der schon zu lange gedauerte Waffenstillstand ein Ende gewinne. „Schieße getrost!“ sprach er. „Eine blinde Henne findet manchmal das beste Korn!“ — Elise konnte sich nun nicht länger weigern; sie legte an, zielte geschickt und traf, wie der Vater geweissaget hatte, den Nagel auf den Kopf. Der Zieler sprang aus seiner Casematte hervor, und verkündigte mit Freudensprüngen und Grimassen den entscheidenden Königsschuß. Trompeten und Pauken erschallten, und mit lauter Stimme rief Richard: „Es lebe unsere Königin!“

Aber der Stadtsecretair war der einzige, der in dieses Vivat einstimmte. Die andern schwiegen stockstill und rotteten sich mit finstern Gesichtern zusammen, als wollten sie gegen ihre Herrscherin eine Verschwörung anzetteln. Besonders versammelten sich die vornehmsten Frauen und Mädchen unter dem Panier der Frau Bürgermeisterin und hielten Rath. Man hörte sie ganz laut von Bettelstolz und Bettelprinzessinnen sprechen, und ihre Blicke wiesen dabei so deutlich, wie Zeigefinger, auf Elisen. Einige, die sich dem Haupte der Verschwörung besonders angenehm machen wollten, plänkelten aus dem Haufen heraus, strotzten bei der verhaßten Königin vorbei, besahen sie starr von unten bis oben, und lachten ihr frech ins Gesicht. Sie bemerkte die immer wachsende Gährung, beklagte sich leise darüber bei ihrem Vater, und bat ihn um Erlaubniß, die Gesellschaft verlassen zu dürfen.

Neunzehntes Kapitel.

Des Königs Einzug.

„Wie? du wolltest feigherzig fliehen?“ sagte der Hauptmann. „Das wär' ein feines Stückchen von einer Soldatentochter! — Bleib du getrost an meiner Seite! Ich schütze dich, trotz meinen Krücken, gegen die Bande! — Und sieh, da bekommen wir Succurs!“

Sie blickte auf und ward roth. Ein junger, wohlgewachsener Mann galoppirte daher, schwang sich am Schießplatze vom Pferde, überließ es einem dienstwilligen Knaben, durcheilte mit nachläßigen Verbeugungen, die noch kälter erwiedert wurden, die hohe Gesellschaft, und begrüßte mit Freude und Herzlichkeit Elisen und ihren Vater. Es war Albert, der geliebte Hausfreund. Er kam eben von einer Reise zurück, der Weg führte ihn bei dem Schießplatze vorbei, er sah mit Erstaunen die schöne und häßliche Welt des Städtchens versammelt, und es war ihm unmöglich, vorbei zu reiten, ohne die Geliebte hier zu suchen.

„Das wird eine lustige Komödie werden!“ sagte die Bürgermeisterin zu ihren Hofdamen. „Da führt das Unglück den alten Liebhaber her, indem sich eben ein neuer einnisten will oder schon eingenistet hat. Ich wünschte, sie krieg-

ten einander hier öffentlich bei den Köpfen. Was wollt' ich lachen!"

Elise und ihr Freund gingen eine nahe Wiese hinab, wo sie zwar vom Schießplatze her gesehen, aber nicht behorcht werden konnten. Sie erzählte ihm, was seit Richards Ankunft bis jetzt vorgefallen war. Er hörte diese Neuigkeiten nicht gern, weil der Fremdling nicht undeutlich Miene machte, sein Nebenbuhler zu werden. Darum war ihm die Annahme des Shawls besonders verdrießlich, und er tadelte sie unverholen.

Als sie von dem kurzen Spaziergange zurück kamen, stellte der Hauptmann seinen jungen Freund dem Indier vor. Jeder hätte gern die Bekanntschaft des Andern entbehrt. Doch Richard war Weltmann genug, ein freundliches Gespräch einzuleiten. Die Rede kam bald auf Indien, und schon über diesen Punkt wären die neuen Bekannten beinahe uneins geworden. Richard stellte den Zustand jenes Landes so vor, als hätten die Eingebornen durch die Niederlassung der Europäer in vieler Betrachtung gewonnen: Albert hingegen behauptete, daß die Europäer alle übrige Welttheile, wo sie sich aus Habsucht eingedrängt hätten, unglücklich machten. „Man bedenke nur die Thaten der englisch-ostindischen Compagnie!" fuhr er fort. „Gibt es wohl eine Art von Bedrückung, welche sich diese Gesellschaft von Kaufleuten nicht erlaubte? Mit gewaffneter Hand und unerhörter Grausamkeit verjagte sie Ostindiens Fürsten und bemächtigte sich ihrer Besitzungen. Geschieht etwas Aehnliches in Europa, so wird der Eroberer allgemein verwünscht, und das mit Recht. Aber die brittischen Krämer hört man nicht sonderlich tadeln; und doch haben die von ihnen gemißhandelten Ostindier eben so gut Menschenrechte als wir." —

Richard entfärbte sich ein wenig; denn der Ausfall gegen die ostindische Compagnie berührte ihn selbst, da er mit ihr in Verbindung gestanden hatte und noch stand. Er blieb aber in seiner höflichen Fassung und sagte sanft: „Ich schätze Ihr warmes menschliches Gefühl; es läßt sich jedoch für und wider die Sache viel sagen, und ich behalte mir vor, Ihnen an einem bequemern Orte das Verfahren der ostindischen Compagnie in ein besseres Licht zu stellen."

Minder artig als Richard betrugen sich die umstehenden Horcher. Es schien ihnen eine ungeheure Anmaßung, daß der junge Mensch dem fremden Magnaten dergleichen Dinge ins Angesicht sagte. Ein unwilliges Gemurmel erhob sich darüber, und es fehlte nicht viel, so hätte man dem freimüthigen Eiferer einen öffentlichen Verweis gegeben und ihm Stillschweigen auferlegt.

Ihn rettete nur der glückliche Zufall, daß eben jetzt der Herr Stadthauptmann Schneppe seine Stimme erhob und sagte: „Das Scheibenschießen ist beendiget, und die bald untergehende Sonne erinnert uns, meine nach Stand und Würden hochgeschätzten Herren, den verehrten Schützenkönig, nach altdeutschem Gebrauch, feierlich in die Stadt zu führen. Wir alle wünschten Eines Sinnes, daß unser hoher Gast mit dieser Würde bekleidet werden möchte, und diese Gunst hat uns Fortuna erwiesen. Der Königsschuß ist zwar durch die schöne Hand einer Dame geschehen; das thut aber unserm ersehnten Glück keinen Abbruch, allermaßen hier die bekannte Rechtsregel eintritt: daß alles und jedes, was jemand durch einen Andern verrichten läßt, dafür angenommen wird, als hätte er es selbst vollbracht."

„Ich übertrage meine Königswürde und königlichen Rechte dem Fräulein von Roggenburg," sagte Richard. „Sie

halte den feierlichen Einzug! Ich werde mich, als ihr treuester Unterthan, an das Gefolg anschließen."

Da entstand ein großes Murren im Volke. Doch die glänzenden Schilder und anderes Geschmeide, womit man den König zu behängen pflegte, wurden gebracht. Elise erschrack vor der abgeschmackten Last, die sie tragen sollte, und zog sich mit Erröthen zurück.

Albert flüsterte dem Hauptmann ins Ohr: er solle nicht zugeben, daß seine Tochter, wie eine Fastnachtsnärrin geschmückt, dem Spott des abholden und hämischen Pöbels bloßgestellt werde.

Roggenburg fand die Erinnerung vernünftig. „Meine Herren," sagte er laut, „Sie scheinen zu vergessen, daß die Statuten von Michelheim und andern Orten, wo Schützengesellschaften bestehen, keine weibliche Regierung gestatten. Ich finde das auch sehr löblich. Die Frauen herrschen ohnedieß schon zu viel in der Welt; die Männer müssen sich daher sorgfältig hüten, ihnen nicht noch mehr Macht einzuräumen, als sie leider schon besitzen. Wenigstens soll sich meine Tochter nicht nachsagen lassen, daß sie eine neue Gattung von Usurpation oder Machtraub zuerst auf die Bahn gebracht habe."

Dieser Einspruch gefiel allgemein, und der scherzhafte Vortrag desselben wurde mit Lachen und Händeklatschen belohnt.

Alles stürmte nun auf den Indier ein, die Bürde der königlichen Insignien auf seine eigenen Schultern zu laden. Er bequemte sich zu der spießbürgerlichen Posse. Ein Theil der Bürger-Compagnie, von dem Herrn Stadthauptmann angeführt, eröffnete den Zug; dann folgte der schimmernde, und bei jedem Schritt klirrende König, von allen Großen seines Reiches umgeben; das übrige gewappnete Häuflein

bildete den Schweif der Prozession. Die Jugend schwärmte und jauchzte umher, und zahllose Freudenschüsse verkündigten das Heil, das der Stadt Michelheim widerfahren war.

So brachte man den König in seine Gemächer und überströmte ihn mit Ehrenbezeugungen und Glückwünschen. Nur Herr Kreisel ward bei dem allen vermißt. Man sah ihn während des Zuges auf Feldwegen herumlaufen, als ob er irre im Kopfe geworden sey. Endlich kam er athemlos an, drängte sich hin vor den König und sprach:

Du, den vom fernen Indusstrande
Das Glück zum König uns berief,
Du findest hier nicht Thron, nicht Lande,
Doch beugt sich jedes Herz dir tief.
Ein Loos, das jenes überwieget,
Wenn ein Gekrönter, hart gesinnt,
Nur immer Land auf Land ersieget,
Und doch dabei kein Herz gewinnt.

„Mein Herr Stadtsecretair,“ erwiederte Richard, „Sie reden immer die Sprache der Götter mit mir, in welcher ich Ihnen nicht antworten kann. Aber schlicht und herzlich versicherte ich, daß mir die Gewogenheit und Zuneigung, die man hier gegen mich äußert, sehr viel Freude macht.“

Hierauf trat er ans offene Fenster, und sagte dem unten versammelten Volke einige angenehme Worte, von welchen das die angenehmsten waren, daß er nächstens das Vergnügen haben werde, sie insgesammt zu bewirthen. Ein vollstimmiges Vivat — denn das heutiges Tages allbeliebte Hurrah war damals noch nicht gewöhnlich — erschallte aus einigen hundert Kehlen, die der ihnen versprochenen Labung freudig entgegen lechzten.

Zwanzigstes Kapitel.

Was werden die Leute sagen!

In Michelheim lebte damals ein gefährlicher Mensch, ein Hans in allen Gassen, Namens Blaffmann, der die Eigenthümlichkeit hatte, daß er von außen weiß, von innen schwarz war. Er lief nämlich mit dem Puderbeutel von Haus zu Haus, kämmte und ordnete die Haare, und brachte zugleich durch boshafte Klätschereien die Köpfe in Verwirrung. Für eine Schale Kaffee oder ein Glas Branntwein war ihm alles feil, was er in andern Häusern erlauscht hatte. Jedes ungünstige Wort, das über jemanden gesprochen ward, trug er ihm eilfertig zu; und war die Sache nicht an und für sich bedeutend genug, so kam es ihm nicht darauf an, ein Fabelchen zu erfinden und sie damit aufzustutzen. So hetzte er seit vielen Jahren die hohen Häupter von Michelheim unaufhörlich zusammen.

Des Indiers Ankunft öffnete ihm ein neues, fruchtbares Feld. Er machte sobald als möglich mit dessen Leuten Bekanntschaft, um aus dieser Quelle seine Kunden mit erwünschten Nachrichten bedienen zu können. Die Geschichte des verschenkten Shawls, die man nur halb und halb errathen hatte, ward durch ihn in das hellste Licht gesetzt. Er beschwatzte einen treulosen Diener des Indiers, ihm Roggenburgs Dankbrief auszuliefern, und nahm geschwind

eine Abschrift davon, die er überall herum zeigte. Man ersah daraus, was der Hauptmann vom Geiste der Kleinstädter hielt, und der ehrliche Mann empfahl sich sehr übel damit bei seinen Mitbürgern, die sich vom besten Geiste beseelt glaubten.

Bei dem großen Feste auf dem Schießplatze war Blaffmann wie ein Spürhund geschäftig. Er schlich sogar unter dem Scheine, Wiesenblumen zu pflücken, hinter Albert und Elisen her, als sie sich, von der übrigen Gesellschaft entfernt, mit einander besprachen. Die einzelnen Worte, die er aufschnappte, waren zwar der Mühe und der Rückenschmerzen nicht werth, die ihm die Blumenlese verursachte; er setzte jedoch so viel daraus zusammen, daß Albert den Indier dahin zurückwünschte, wo der Pfeffer wächst. Das hinterbrachte der Spion auf der Stelle dem Kammerdiener und bat es sich zur Freundschaft aus, seinem Herrn beim Auskleiden davon Kenntniß zu geben. Denn Albert, der weder Zopf noch Perücke trug, also keinem Haarkünstler etwas zu verdienen gab, und Klätscher und Postenträger nie anhörte, war aus diesem doppelten Grunde dem Herrn Blaffmann ein Dorn im Auge, und er hätte ihn gern in schlimme Händel verwickelt.

Am folgenden Tage machte sich der unnütze Mensch, der mitunter auch Trödlergeschäfte trieb, einen Behelf in Roggenburgs Haus und bot dem fleißigen Tabaksraucher einen Pfeifenkopf zum Kauf an. Er wollte eigentlich Elisen allerlei von Richards Reichthümern eingezogene Nachrichten hinterbringen und sie dadurch zu dem Entschluß stimmen, den ärmern Liebhaber zu verabschieden. Unglücklicher Weise war aber der junge Mann eben da. Blaffmann fand es nun in diesem Augenblicke nicht für rathsam, die Sache so anzugreifen. Er schlug einen andern Weg ein, die Lieben-

den zu entzweien. „Gnädiges Fräulein,“ hob er an, „Sie haben gestern die ganze Stadt, so zu sagen, in den April geschickt. Jedermann hoffte und freute sich darauf, daß sie das kostbare ostindische Tuch, welches Ihnen Herr Richard geschenkt hat, öffentlich zeigen würden.“

Erröthend sah Elise ihren Vater an. Er überhob sie der Antwort. „Was schwatzt Er da?“ sprach er verdrießlich. „Er bekümmert sich immer um ungelegte Eier!“

„Gelegt ist das Ei wohl;“ versetzte der Pudermann mit hämischem Lächeln: „ich habe mich aber nicht darum bekümmert, sondern nur mit halben Ohren gehört, was an allen Orten und Enden des Schießplatzes davon gesprochen wurde. Ich wundere mich fast des Todes, sagte die Frau Bürgermeisterin —“

„Wollen Sie wissen, Herr Hauptmann, was die Frau Bürgermeisterin gesagt hat?“ fiel Albert schnell ein.

„Ich kann es entbehren,“ antwortete Roggenburg.

„Das Fräulein und ich sind auch nicht neugierig darauf,“ sagte Albert. „Verschonen Sie uns also damit, Herr Blaffmann!“

Spöttisch wiegte der Friseur seinen spitzen Kopf von einer Seite zur andern, zog ein schmutziges Tuch aus der Tasche und fuhr damit nach Alberts Gesichte.

„Was soll das heißen?“ rief Dieser entrüstet, und stieß ihn zurück.

„Es schien mir,“ sagte Blaffmann, „Sie wären ein bischen gelb um den Mund: das wollt' ich abwischen, damit man Sie nicht etwa einen Gelbschnabel nennen möchte.“

Er hatte dieß unglückliche Wort kaum ausgesprochen, so stürzte Albert auf ihn zu, faßte ihn an der Brust, rannte mit ihm die Stubenthür auf, brachte ihn so rückwärts mit Sturmschritten bis an die Treppe, und rieth ihm, sie eilig

hinab zu steigen, wenn er nicht hinunter geworfen seyn wollte. Blaffmann nahm guten Rath an, und lief wie ein geprügelter Hund die Stufen hinab. Aber unten auf der Hausflur machte er Halt und bellte Schimpfreden hinauf, die bloß darum ungestraft blieben, weil indessen der Hauptmann und seine Tochter an die Treppe geeilt waren, und ihren Freund mit Gewalt hinweg zogen. „Hitzkopf!" sagte Roggenburg: „Der Schuft wird Sie bei dem Bürgermeister verklagen und in der ganzen Stadt verschwärzen. Hätten Sie es doch mir überlassnen, ihm die Thür zu weisen. Wer Pech angreift, besudelt sich."

„Es war unrecht, daß ich Ihnen ins Hausrecht griff," sagte Albert. „Vor dem Herrn Bürgermeister aber fürcht' ich mich so wenig als vor allen andern Philistern in Michelheim."

„Junger Freund!" sprach Roggenburg. „Sie setzen sich über das gäng' und gebe Was werden die Leute sagen! gar zu leichtsinnig hinweg! Man ist freilich ein schwacher Kopf, wenn man sich in löblichen Handlungen, die von der Heerstraße der Gewöhnlichkeit abweichen, dadurch irren und schrecken läßt. Aber ganz muß man jenes Warnungswort nicht verachten, sonst sticht man jeden Augenblick in ein Wespennest und hat Beulen zum Lohn."

Rachgierig lief indessen Blaffmann zum Bürgermeister und verklagte seinen Widersacher, ohne jedoch des geringfügigen Umstandes, daß er ihn einen Gelbschnabel gescholten hatte, zu erwähnen. Er habe zufällig, aber höchst rühmlich, der Frau Bürgermeisterin gedacht, gab er vor; da sey Albert aufgefahren: „Wir wollen von der Bürgermeisterin nichts wissen!" und habe ihn aus dem Zimmer geworfen.

„Was? Von mir will der Laffe nichts wissen?“ rief die Bürgermeisterin, die vom Tische, wo sie Möhren oder Rüben schabte, hitzig aufsprang und beide Arme in die Seiten stemmte. „Von mir, der vornehmsten Frau in der Stadt, will der Mensch, dessen Hühner und Gänse hier Niemand kennt, nichts hören, nichts wissen? Und deßhalb mißhandelt er ehrliche Leute, die mich hochschätzen? — Das ist entsetzlich! Darüber muß er auf dem Rathhause vorgenommen und tüchtig gezwiebelt werden!“ —

Zufälliger Weise trat eben der Stadtsecretair in die Stube. Sie trug ihm Alberts Majestätsverbrechen mit Heftigkeit vor, und forderte ihn auf, sogleich ein Protokoll darüber abzufassen.

„Verhält sich aber auch die Sache wirklich so?“ fragte Kreisel, und sah den Friseur scharf an. „Herr Blaffmann bedenke sich wohl! Es möcht' ihm sonst ergehen wie einem thörichten Bogenschützen, der Pfeile gegen einen Felsen schießt, die auf ihn selbst zurückprallen.“

Mit lachendem Munde, und Beifalls gewärtig, rühmte sich jetzt der Haarschmücker seines satirischen Einfalls.

„Und Herr Albert warf Sie dann zur Thür hinaus?“ fragte der Stadtsecretair.

„Ja, unmittelbar darauf.“ —

„So that er, was Rechtens war;“ sagte Kreisel. „Ich hätt' es selbst nicht anders gemacht.“

„Daß er aber von mir nichts wissen wollte, war das auch recht?“ fiel die Bürgermeisterin ein.

„Ich kann Alberts Ausdruck nicht loben,“ antwortete Kreisel: „aber ich wünschte, daß unsern Herrn Blaffmann Niemand anhörte, wenn er irgendwo erzählen will, was er an andern Orten erhorchte. Seine Zunge tödtet Ein-

tracht und Freundschaft; und was ist ohne diese Huldgöttinnen das menschliche Leben?" —

Der Bürgermeister nickte Beifall, die vornehmste Frau der Stadt kehrte schmollend zu ihrem Küchengeschäfte zurück, und Blaffmann ging mit stillem Ingrimm von dannen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Stein des Anstoßes wird aus dem Wege geräumt.

Während der Zeit bat Albert das Fräulein, ihm den viel besprochenen Shawl zu zeigen. Sie that es. „Das Tuch ist wirklich schön!“ sprach er. „Sie würden sich wohl ungern von ihm trennen?“

„Mein Herz hängt gar nicht an dem todten Kapitale,“ antwortete sie.

„So erlauben Sie mir, einen lebendigen Nutzen für die Armuth daraus zu ziehen;“ sagte Albert. „Sie können es, da so viel darüber geschwatzt wird, nicht mit Ehren behalten; ich will es daher dem Ostindier wieder anbieten, und nimmt er's, wie ich glaube, nicht zurück, so verkaufen wir es öffentlich und schenken die Losung dem Hospitale.“ Elise willigte mit Vergnügen ein. Ihr Vater widersprach Anfangs, weil er den Indier nicht beleidigt haben wollte; doch war es ihm auch verdrießlich, daß die Stadt, zum Nachtheil seiner Tochter, so viel Aufhebens von der Lappalie machte, und das entschied seine Zustimmung, sich ihrer zu entledigen. Er bat aber, mit Feinheit und schonender Rücksicht zu verfahren.

Albert ging sofort zu dem Indier und eröffnete ihm, als vorgeblicher Abgeordneter des Hauptmanns, die Ursache seines Besuchs.

Richard konnte und wollte seine Befremdung nicht bergen. Er äußerte mit etwas bitterm Lächeln, daß wohl der Herr Gesandte die Triebfeder dieser unerwarteten Botschaft seyn möchte.

„Ja, ich läugne das nicht;“ antwortete Albert. „Wir befinden uns in einer kleinen Stadt, wo alles bemerkt, alles bestichelt, alles übel gedeutet wird. So geht's auch mit diesem Tuche. Fräulein Roggenburg lebt und schwebt damit auf allen Zungen und bekommt nicht eher Ruhe, bis sie sich davon losgemacht hat.“

„Aber, mein Herr,“ sagte Richard, „warum betreiben Sie die Sache so dringend?

„Ich bin Elisens Freund;“ erwiederte Albert. „Sonst habe ich keinen Bewegungsgrund.“

Bei dem Worte Freund verwandelte sich Richards Gesicht. „Ich appellire,“ sprach er, „an des Fräuleins Herrn Vater, der das unbedeutende Geschenk gefällig annahm und es mir jetzt nicht wieder aufdringen wird.“

Kurz, er bat, ihn mit dieser harten Zumuthung zu verschonen.

„So gibt es,“ sagte Albert, „keinen andern Ausweg, als den, daß wir das Tuch öffentlich versteigern lassen und das daraus gelöste Geld den Armen geben.“

„Dieser Einfall entsprang aus einem jungen Feuerkopfe!“ rief Richard. „Aber der Ehre des Fräuleins wäre durch solche Oeffentlichkeit übel gerathen; denn nun erst würde die Stadt ein endloses Gerede darüber erheben. Nein, das kann ich, aus inniger Achtung gegen das Fräulein, nicht billigen.“

Sie machen sich unnöthige Sorgen!“ sagte Albert. „Ueberlassen Sie es Elisens älterem Freunde, für die Erhaltung ihres guten Rufes zu wachen.“

„Wollen Sie mich denn durchaus beleidigen?“ fragte Richard mit sanfter Stimme. „Ihre Abneigung gegen mich ist mir schon, ungeachtet unsere Bekanntschaft noch keinen vollen Tag alt ist, von Weitem zu Ohren gekommen; doch das alles soll mich nicht zur Empfindlichkeit reizen. Ich gebe nach, ich nehme das Tuch wieder an. Damit aber die Armen, denen Sie auf diesem Wege eine Wohlthat zuwenden wollten, keinen Verlust dabei leiden, so übergebe ich Ihnen hier fünfzig Louisd'or, mit der Bitte, sie an Nothleidende zu vertheilen.“

Er legte den Shawl bei Seite, und ein versiegeltes Röllchen auf den Tisch.

Finster sah Albert hin und sagte: „Sie wollen mich durch Ihren Reichthum demüthigen; doch diese Absicht erreichen Sie nicht. Ich habe so viel, als ich bedarf, und beuge mich vor keinem Menschen auf Erden.“

„Sie verkennen mich!“ sagte Richard gelassen. „Ich dachte nicht daran, was Sie mir beimessen. Nehmen Sie das Geld ohne Bedenken und thun Sie gute Werke damit.“

„Es wird schicklicher seyn, wenn Sie sich deßhalb an die Behörde wenden;“ erwiederte Albert. „Ich bin hier nicht Almosenier.“

„Gut!“ sprach der Indier. „Ich will Sie nicht damit beschweren. „Sie stoßen jede Regung meines Wohlmeinens von sich zurück. Ich hoffe aber, daß es der Zukunft vorbehalten ist, Ihr Vorurtheil gegen mich zu überwinden.“

Albert verbeugte sich stumm und verließ das Zimmer mit so flüchtigen Schritten, daß es dem Indier unmöglich ward, ihm das Geleit zu geben.

Roggenburg und Elise tadelten Alberts Benehmen, das er ihnen aufrichtig gestand. Richard hingegen kam durch die großmüthige Art, mit welcher er sein Geschenk zurück-

genommen hatte, höher als zuvor bei ihnen ans Bret. Er sandte noch in derselben Stunde dem Bürgermeister die fünfzig Louisd'or, mit dem Ersuchen, sie für die Armen der Stadt anzuwenden. Was machte die Bürgermeisterin für große Augen, als sie das herrliche Gold sah! Sie wäre gern ein halbes Stündchen lang eine blutarme Frau gewesen, um ihren Theil davon zu bekommen. Doch sie wußte sich zu helfen. Sie setzte die Goldstücke in die geringste Silbermünze um; und als sie ein beträchtliches Agio damit gewonnen hatte, ward die Summe dem Herrn Magister Gabriel, als Almosenpfleger, ehrlich zugestellt.

Blaffmann erfuhr sogleich von Richards Kammerdiener die Verhandlungen wegen des Shawls und sorgte dafür, daß sie bekannt wurden. Er stellte zwar Alberten dabei in ein ungünstiges Licht und schilderte ihn als einen frechen Bramarbas; wie aber Klätscher bisweilen denen, welche sie verunglimpfen wollen, wider ihren Willen einen ersprießlichen Dienst erweisen, so geschah es auch hier. Es war Alberten und der Familie Roggenburg recht angenehm, daß er die Sache, die ihnen zur Ehre gereichte, unter die Leute brachte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Königsfest.

Der Hauptmann schrieb, ohne Alberts Vorbewußt, an den Indier einen Entschuldigungsbrief. Es erfolgte darauf eine beruhigende Antwort, die dem jungen Brausekopf gezeigt werden konnte, weil sie durchaus keine Anzüglichkeiten gegen ihn enthielt, und eben so wenig ein Wort, das die Absicht verrathen hätte, Elisens Gunst zu erschleichen und ihn zu verdrängen. Dessen ungeachtet war er mit diesem Briefwechsel sehr unzufrieden und gab dem alten Herrn einen förmlichen Verweis. „Wozu war's nöthig, Ihre rechtliche Handlung und meine männliche Sprache zu entschuldigen?“ rief er aus. „Sind die Reichen denn Gottheiten, die man mit Opfern und Gebeten versöhnen muß, wenn man sie beleidiget zu haben glaubt? — Ich mache diesen Erdengötzen gern fühlbar, daß sie vor andern Menschen keinen Vorzug verdienen, und daß ihr Gold ein Staub ist, den ich mir nicht in die Augen streuen lasse.“

„Aber Höflichkeit ist zu allen Dingen nütze,“ entgegnete der Hauptmann, und ließ aus seiner Tabakspfeife stärkere Rauchsäulen als gewöhnlich aufsteigen. Das war immer ein Zeichen, daß er über den Punkt, von welchem die Rede war, nicht weiter sprechen wollte. Albert wußte das, und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Einige Tage nachher hielt Richard der Bürgerschaft sein Wort, und gab ihr mit königlicher Milde ein herrliches Fest auf dem Schießplatze, weil kein Haus in der Stadt groß genug war, die Menge der Gäste zu fassen. Auch der Magistrat und die übrigen Standespersonen waren dazu geladen und erschienen gern. Nur Albert ließ sich entschuldigen und wiegelte den Hauptmann und Elisen auf, ein Gleiches zu thun.

Richard vermißte das Fräulein mit Unlust. Ihr Ausbleiben war sogar den Krähen, die nach ihr hacken wollten, verdrießlich. Sie konnten nicht leben, ohne Jemand zu zausen, und wendeten nun ihre Schnäbel gegen die Doctorin Salm, die überhaupt verhaßt war, und es jetzt doppelt wurde, da Richard Aufmerksamkeit für sie zeigte, weil sie, bei allen ihren Fehlern, etwas geistige Bildung besaß, die den Töchtern Michelheims völlig abging. Aber Madame Salm duldete nicht so sanftmüthig als Elise, sondern stellte sich dem Complott so muthig entgegen, wie Peter der Große unter die wider ihn verschworenen Strelitzen trat. Auch Herr Jacobus Salmius, wie er sich weiland nannte, ging immer, gleich einer zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe ausgesandten Streifwache, die Runde umher, und sah er ein Trüppchen, das von seiner Gemahlin zu sprechen schien, beisammen stehen, so stiefelte er dummdreist mitten hinein, und es mußte sich entweder zerstreuen oder von Dingen reden, die man ihn hören lassen konnte. Diese Wachsamkeit hielt die Feinde im Zaum; sie wagten keinen öffentlichen Angriff.

Die lustige Seite des Festes waren die Ausbrüche der kriechenden Dankbarkeit, womit der gemeine, sinnliche Mensch einen guten Bissen oder wohlschmeckenden Trunk zu vergelten pflegt. Richard wurde wie ein Gott verehrt und

behandelt. Wohin er sah, beugten sich alle Rücken vor ihm. Von allen Seiten küßte man ihm die Hände und den Rock. Er konnte keinen Schritt thun, ohne Blumen zu zertreten, die ihm Knaben und Mädchen, von ihren Aeltern dazu angewiesen, vor die Füße streuten. Am Ende, da es an Blumen gebrach, übergoß man seinen Weg mit Laub und Gras, und er bezeigte sich dafür eben so freigebig, als er es vorher bei den Blumen gethan hatte. Jeder Bürger und Handwerker, mit dem er ein flüchtiges Wort sprach, bildete sich auf diese Ehre so viel ein, als hätte er einen Orden bekommen, und rühmte mit verklärtem Angesichte sein Glück auf dem ganzen Schießplatze. Kurz, die gesammte löbliche Bürgerschaft war trunken von Freude und Wein, und hundert Stimmen sprachen laut den Wunsch aus, daß der hohe Wohlthäter seine Wohnung auf immer in Michelheim aufschlagen möge.

Des folgenden Tages erschien auf dem Rathhause eine Deputation, deren Wortführer Herr Blaffmann war. Sie brachte im Namen der Bürgerschaft das Gesuch an, dem Indier die höchste Ehre zu erweisen, und ihm das Bürgerrecht der Stadt Michelheim feierlich zu verleihen.

Der Stadtrichter und die beiden Rathmänner nickten beifällig mit den Köpfen. Doch der Bürgermeister schien über den Antrag etwas verlegen und ertheilte den Abgeordneten die unbefriedigende Antwort: der Senat werde die Sache in Ueberlegung nehmen.

Als die Deputation wieder abgetreten war, fragten ihn seine Collegen nach der Ursache dieser ausweichenden Resolution.

„Ich konnte nicht anders,“ sagte der ehrliche Mann: „ich muß wegen des lieben Hausfriedens erst mit meiner Frau darüber sprechen. Sie war gestern mit dem Indier gar

nicht zufrieden, weil er ihrer abgesagten Feindin, der Doctorin Salm, ein wenig die Cour machte. Ich unschuldiger Mann mußte darüber in der vorigen Nacht eine lange Gardinen-Predigt aushalten. Meine Frau hat jetzt überhaupt, da sie auch von dem jungen Albert beleidiget worden ist, gegen alle Fremden einen heftigen Groll gefaßt. Diese Menschen, sagt sie, die ein bißchen in der Welt herum gereis't sind, wollen alles besser wissen als wir. Es sind einbildische, überkluge Sonderlinge, die uns über die Achsel ansehen, und uns mit ihren neumodischen Narrheiten in unserer gemächlichen Ruhe stören."

„Nun, ganz Unrecht haben die Frau Bürgermeisterin wahrlich nicht!" fiel der Stadtrichter ein. „Ich selbst gehe am liebsten mit Leuten um, die hier gezogen und geboren sind und mit uns einerlei Sitten und Meynungen haben. Mit ihnen kann man reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist; aber im Gespräch mit Fremdlingen muß man sich immer Zwang anthun und auf zierliche Ausdrücke sinnen. — Indessen könnte uns doch die Ertheilung des Bürgerrechts einen erklecklichen Nutzen verschaffen. Herr Richard würde diese Ehre nicht umsonst verlangen, sondern sich, nach seiner schon erprobten Großmuth, durch ein freiwilliges Geschenk an die Stadtkämmerei dafür erkenntlich bezeigen. Sie befindet sich, bekannter Maßen, in den traurigsten Umständen. Folglich kann uns eine ehrliche Speculation, sie zu bereichern, gar nicht verdacht werden."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Illumination.

„Gut, es mag geschehen!“ sagte die Bürgermeisterin, als das Ansuchen der Bürgerschaft bei ihr in Vortrag gekommen war. „Aber es muß in dem Bürgerbriefe dem Indier zur Bedingung gemacht und eingeschärft werden, nicht nur Dir und den übrigen Rathsgliedern die geziemende Achtung zu erweisen, sondern auch Mich als die vornehmste Frau der Stadt anzuerkennen, und mir bei festlichen Gelegenheiten vor allen andern Damen, besonders vor der unausstehlichen Doctorin Salm, den Rang zu geben.“

„Liebe Frau,“ versetzte der Bürgermeister, „dieser kitzliche Punkt wird sich wohl kaum in den Ehrenbrief, den wir ausfertigen wollen, einschalten lassen.“

„Warum nicht?“ fragte sie hitzig. „Bist du etwa auch in die Doctorin vernarrt, daß du ihr nicht weh thun willst?“

„Darüber muß ich lachen, mein Schatz!“ sagte der Bürgermeister. „Du kennst meine Kälte gegen das ganze weibliche Geschlecht, dich allein ausgenommen. Und verführte mich ja noch in meinen weit vorgerückten Jahren der böse Feind, meine Augen auf einen fremden Gegenstand zu werfen, so würde das gewiß nicht die fantastische Doctorin seyn. Also ihretwegen widersprach ich dir nicht. Ich be-

fürchte bloß, den Indier zu beleidigen, und unsere, mit der Abzehrung behaftete Kämmerei-Kasse um die herrliche Gold-Tinctur zu bringen, womit er ihr in ihren Nöthen wahrscheinlich beispringen wird. Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Knüttel drein werfen. Herr Richard ist ein verständiger Mann, und wird sich in Zukunft, als Bürger und Unterthan, selbst zum Gesetz machen, die Oberhäupter der Stadt und ihre Frauen gebührender Maßen zu ehren."

„Nun, auf diese Hoffnung wollen wir's wagen!" rief die Bürgermeisterin, und ihrem Gemahl fiel ein Stein vom Herzen. Er war ordentlich stolz, daß er diese hohe Genehmigung des folgenden Tages auf dem Rathhause vermelden konnte.

Hier ward nun über den Inhalt und Ton der Urkunde, deren äußeres Gewand, und die Förmlichkeit, mit welcher man sie übergeben wolle, collegialischer Rath gepflogen.

„Mit der Urkunde selbst will ich bald fertig werden," sprach der Stadtsecretair. „Aber die Außenseite macht mir Sorgen. Es ist gewöhnlich, dergleichen Ehrenbriefe in massiven goldenen Kapseln zu überreichen."

„Ich glaube, Sie schwärmen!" fuhr der Bürgermeister auf. „Wie sollten wir das dazu nöthige Geld aufbringen? Wir müßten die ganze Stadt, mit Frauen und Kindern, verpfänden!"

Kreisel lächelte schalkhaft, und dachte: Auf deine Frau Liebste, du guter Mann, würden wir wohl wenig geliehen bekommen!

„Sollte nicht ein nettes Pappkästchen, mit Goldpapier überzogen, hinreichend seyn?" fragte der Senator Trottel.

„Wo denken der Herr College hin?" schalt der Stadtrichter. „Herr Richard ist ja kein Kind! So wohlfeil kommen wir mit ihm nicht weg. Ich weiß aber bessern

Rath. Der Tischler Veit hat gestern eine hier noch nie gesehene Seltenheit, ein kleines Bretchen kostbares Holz, Mahagoni genannt, an sich gekauft. Davon wollen wir ein Kästchen anfertigen lassen."

„Verzeihen Sie, Herr Stadtrichter!" fiel Kreisel ein. „Was uns eine Seltenheit ist, daran sahen sich Richards Augen längst satt. Reiche Leute — und auch andere, die eben nicht reich, aber eitel und stolz sind — haben Tische, Stühle, Schränke, Betten, und noch hundert andere Dinge von Mahagoni. Es ist ein Wunder, daß sie noch nicht damit einheitzen.

„Ja, der Luxus ist jetzt auf den höchsten Gipfel gestiegen!" seufzte Magister Gabriel.

„Ersparniß und Geschmack," fuhr Kreisel fort, „werden sich am besten durch ein Futteral von Saffian vereinigen lassen. Ich stehe dafür, daß wir uns wenigstens dadurch nicht lächerlich machen."

Der Vorschlag ging durch, und es ward ferner beschlossen, daß der gesammte Rath den Bürgerbrief an Ort und Stelle begleiten, der Stadtsecretair aber ihn überreichen und die geziemende Anrede halten solle. Die bequemen Rathsherren wollten nur Zeugen der Freude seyn, die Richard über dieses Ehrengeschenk haben würde.

Als nach einigen Tagen Kern und Schale bereit waren, versammelte sich der Magistrat in Feierkleidern auf dem Rathhause, ließ sich bei dem Ostindier anmelden, und zog in steifer Ordnung zu ihm hinüber. Richard nahm den Bürgerbrief mit anständigen Freudenbezeigungen an, bewirthete seine neue Obrigkeit mit einem köstlichen Frühstück, und ließ sie ohne weitere Begabung wieder ziehen. Aber eine halbe Stunde nachher that er seine milde Hand auf. Er übersandte hundert Louisd'or für die Stadtkasse, und

überdieß noch zweihundert Thaler, welche die ärmsten fünfzig Einwohner zu gleichen Theilen empfangen sollten.

Die Herren des Raths waren außer sich vor Freude, daß sie ihr Netz nicht umsonst ausgeworfen hatten. Sie hielten Nachmittags eine ausserordentliche Sitzung, in welcher einem vorgeladenen Ausschuß der Bürgerschaft die Ehre bekannt gemacht wurde, daß der reiche Ostindier nun ihr Mitbürger sey. Man beschloß, diese glückliche Begebenheit des folgenden Tages durch eine allgemeine Beleuchtung des Städtleins zu feiern. Der Rathsdiener Packer erhielt Befehl, diesen obrigkeitlichen Beschluß, dem die Lichtzieher großen Beifall schenkten, von Haus zu Haus anzusagen, und die Unterlassung der angeordneten Festlichkeit mit einer ansehnlichen Geld- oder Gefängnißstrafe zu bedrohen. Hieraus kann man beiläufig lernen, wie bisweilen die freiwilligen Erleuchtungen entstehen, von welchen in den Zeitungen viel Aufhebens gemacht und gerühmt wird, daß jeder aus eigener Bewegung seine Lob- und Danklichter an der Flamme des Herzens angezündet habe.

Die Ausmittelung der fünfzig ärmsten Einwohner, die, nach Richards Vorschrift, Mann für Mann vier Thaler zu empfangen hatten, war leicht und schwierig, wie man es nehmen wollte, weil sich das ganze Städtlein in dürftigen Umständen befand. Das Mehr oder Weniger der Armuth abzuwägen, war den Rathsherren zu mühsam. Sie ernannten die Empfänger nach Gunst und Gefallen, und der beliebte Herr Blaffmann stand auf der Liste oben an, ungeachtet er sich durch Pfiffe und Kniffe in ziemlichen Wohlstand versetzt hatte. Hieraus ist wieder zu lernen, wie gewissenhaft dergleichen Spenden meistens vertheilt werden.

Am Abende des folgenden Tages stand die ganze Stadt im herrlichsten Lustfeuer. Hinter allen Fenstern fackelten Lichter, die größten Theils, da es an Leuchtern gebrach, aus einem Hügelchen von Lehm, oder aus dem Halse einer Flasche herausbrannten. Viele gute Bürger hatten aber nicht blos ihre Fenster, sondern auch ihre Köpfe illuminirt. Die Fuselbrenner waren beinahe noch mehr, als die Lichtzieher, mit der Einnahme dieses Tages zufrieden. Jauchzend durchschwärmten die begeisterten Illuminaten die Gassen und schrien unaufhörlich: „Der reiche Ostindier, der neue Bürger soll leben!“

Aber diese Bacchanten und andere still und nüchtern herum wandelnde Beschauer der stattlichen Illumination bemerkten bald mit Erstaunen und Mißfallen eine dunkle Lücke von vier Fenstern, an welchen kein Licht, kein Lämpchen brannte. Es war Alberts Wohnung. Er hatte, um der Anzündung eines Ehrenlichts für den Ostindier überhoben zu seyn, eine Reise auf's Land gemacht. „Seht den Rebellen!“ rief Blaffmann. „Trotzt er nicht öffentlich der Obrigkeit? Versagt er ihr nicht den gebührenden Gehorsam? Und will er nicht dem steinreichen Ostindier damit ein Schnippchen schlagen, und sich vor uns Allen eine Gurke heraus nehmen? — Warte, du Gelbschnabel, wir wollen dir Gurken ins Fenster werfen!“ — So scheltend, hob er einen Stein auf und zerschmetterte damit eine Scheibe. Jubelnd folgte der Pöbel seinem Beispiel. Nach fünf Minuten war kein Fenster mehr ganz.

Indem aber Herr Blaffmann so sträflich verfuhr, zogen sich Wetterwolken über seinem eigenen Haupte zusammen. Ihn hatte der Kitzel gestochen, sich durch eine bildliche Darstellung mit Inschrift vor allen andern Einwohnern, die nur stumme Lichter ans Fenster gestellt hatten, auszu-

zeichnen. Es sollte etwas Charakteristisches und Witziges werden und wenig oder nichts kosten. Was that der kluge Kopf? Er setzte die Perücke des Herrn Stadtpfarrers, die er eben zum Aufschmücken bei sich hatte, zierlich gekräuselt und gepudert auf den Perückenstock, stellte diesen auf ein Blumenbret vor sein Fenster, umgab ihn mit Lampen und brachte daneben auf einem mit Oel getränkten Blatte folgende Inschrift an:

Wer zählt die Haare
An diesem Stutz?
So viele Jahre
Leb' Richard unter Gottes Schutz,
Seinen Feinden zum Trutz!

Dieser Einfall ward bewundert und belacht; denn Herr Blaffmann hatte, um die schneeweiße Perücke von einem dunkeln Grunde abstechen zu lassen, den Perückenstock mit einem schwarzen Tuche umhangen und sie so gedreht, daß sie der Gasse den Rücken zukehrte: es sah also nicht anders aus, als schaute der Herr Pastor bei dem Friseur zum Fenster hinein. Das Gerücht von dieser sonderbaren Erscheinung verbreitete sich schnell durch ganz Michelheim. Jedermann eilte hin, sie zu betrachten. Auch der Küster kam gerannt, sah mit Kopfschütteln die unanständige Figur, und hielt es für Pflicht, seinem beleidigten Obern davon Anzeige zu thun.

Der geistliche Herr entsetzte sich über Blaffmanns Frevelthat, war aber augenblicklich entschlossen, den Schimpf nicht zu dulden. Er ging stracks vor die rechte Schmiede, zu dem Bürgermeister, und bat um schleunige Hülfe. Die Frau Bürgermeisterin, die sich in Alles mengte, wollte den Friseur in Schutz nehmen und seinen Vorwitz als einen

unschuldigen Scherz darstellen; der Pfarrer ließ sich aber mit dieser Vertheidigung nicht beschwichtigen, sondern bestand darauf, daß die Perücke vom öffentlichen Pranger sogleich weggenommen und Blaffmanns muthwilliger Mißbrauch des ihm anvertrauten Gutes exemplarisch bestraft werde.

Der fromme Bürgermeister, der seinen Beichtvater nicht aufbringen wollte, weil er vor dem Löse- und Bindeschlüssel geziemende Achtung und Furcht hatte, nahm nun auf das finstere Gesicht seiner Gattin keine weitere Rücksicht, sondern willfahrte dem Gesuch. Er schickte nach dem Rathsdiener Packer, und befahl ihm, den Friseur aufzusuchen und zu bedeuten, daß er die öffentliche Ausstellung der geistlichen Perücke sogleich schließen, und des folgenden Tages auf dem Rathhause erscheinen solle, um darüber seine Verantwortung zu thun.

Packer, der sein Oberstübchen wie gewöhnlich illuminirt hatte, taumelte fort. Es war ihm ungelegen, daß er die abendlichen Mußestunden, die er gern in einer Kneipe zubrachte, auf Geschäfte verwenden mußte. Er nahm sich vor, seinen Zorn auszulassen. Der Mann, den er suchte, war bald gefunden. Er stand vor seiner Hütte, betrachtete mit Wohlgefallen sein Werk und freute sich der Lobsprüche, die ihm von Hack und Mack darüber gesagt wurden. „Marsch!" rief Packer und stieß ihn unsanft in die Seite. „Der hochedle Herr Bürgermeister gebietet Euch, die Perücke dort oben vom Fenster wegzuschaffen und Euch morgen auf dem Rathhause zu gestellen, wo Euch der Kopf gewaschen werden soll."

Erschrocken fragte Blaffmann: wie er zu diesen harten Andeutungen und zu dem noch härtern Rippenstoße komme.

Das Verständniß ward ihm eröffnet.

„Ists möglich?“ rief er aus. „Wie kann es der Herr Pastor übel nehmen, daß ich seine Perücke, die er selbst in der ganzen Stadt auf dem Kopfe herum trägt, in der unschuldigsten Absicht, und gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben, hier ausstellte?“

„Macht das mit ihm und dem Herrn Bürgermeister aus!“ sagte Packer. „Ich soll und muß dafür sorgen, daß dem Spectakel ein Ende wird.“

Blaffmann, der sein mit Beifall gekröntes Werk nicht gern vernichten wollte, suchte verzögernde Ausflüchte; aber der Rathsdiener erhob seinen furchtbaren Stock, trieb damit den widerspenstigen Schwätzer ins Haus, und ging nicht eher von dannen, bis die Perücke sammt der Inschrift von der öffentlichen Schaubühne weggebracht war. „Meine Gebühren will ich mir morgen an Gerichtsstelle ausbitten;“ sprach er beim Abschiede. „Wir werden wohl mehr mit einander zu thun bekommen.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Blaffmanns Drangsal und Triumph.

Richard erfuhr noch denselben Abend, daß man seinetwegen Alberts Fenster eingeworfen hatte. Das war ihm sehr unangenehm. Konnte nicht Albert glauben, er selbst sey der Anstifter einer so kleinlichen Rache? Diesen Verdacht wollte er nicht auf sich fallen lassen. Er wandte sich deßhalb an den Magistrat mit schriftlicher Bitte, den Rädelsführer Blaffmann und seine Rottgesellen zur Verantwortung zu ziehen und auf eine nachdrückliche und ausgezeichnete Weise zu bestrafen.

Blaffmann stand eben, wegen des Unfugs mit der Stutzperücke, vor den Gerichtsschranken, als Richards Schreiben dem Bürgermeister übergeben wurde. Er las es mit sichtbarer Gemüthsbewegung und sagte: „Blaffmann! Blaffmann! Er hat gestern einen unklugen Streich über den andern gemacht! Da kommt eben ein Klagebrief, worin Er beschuldigt wird, Er habe den ersten Stein in Alberts Fenster geworfen.“

„Ja, das that ich und ich rühme mich deß!“ sprach der Friseur freudig.

„Bringen Sie sein Geständniß zu Protokoll, Herr Stadtsecretair!“ sagte der Bürgermeister mit einem kläglichen Tone.

„Ich hoffe,“ fuhr Blaffmann muthig fort, „die edlen und hochweisen Herren werden mich darüber mehr loben als schelten. Die Illumination war von Denenselben befohlen, alle Bürger und Einwohner leisteten Gehorsam, nur Monsieur Albert spielte den Freiherrn, und steckte kein Licht an; da gerieth ich in Eifer und warf ihm die nachtschwarzen Fenster ein, um dem edeln Rathe meine Ergebenheit und dem Ostindier Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu beweisen.“

„Er hat sehr fehl geschossen!“ sagte der Stadtsecretair. „Eben der Mann, den Er durch eine tumultuarische, gesetzwidrige Handlung zu ehren glaubte, ist als Kläger gegen Ihn aufgetreten, und dringt darauf, daß Er gezüchtiget werde. Und das verdient Er in jeder Betrachtung! Denn ich weiß sehr gut, daß Sein vorgeblicher edler Enthusiasmus nichts als Rache, hämische Selbstrache war.“

„Und ich weiß sehr gut,“ sagte Blaffmann nachspottend, „daß der Herr Stadtsecretair mein Freund nicht sind.“

„Das gesteh' ich gern;“ antwortete Kreisel. „Wie könnt' ich der Freund eines Menschen von Seinem Schlage seyn? — Eines Menschen, der immer, wie die tausendzüngige Fama, die Posaune der Klätscherei am Munde hat, und überall, wo er seinen Fuß hinsetzt, den Samen der Zwietracht ausstreut. — Doch wozu dieser Wortwechsel? Er hat die gerügte That eingestanden; die Herren des Raths mögen Sein Strafurtheil sprechen.“

Der Bürgermeister rieb sich verlegen die Stirn. Er befahl dem frechen Sünder, vor der Hand abzutreten und im Vorsaal auf weitern Bescheid zu warten.

„Was machen wir nun mit dem Schuft?“ sagte der Bürgermeister und sah seine Collegen an. „Meinetwegen

möcht' er gehangen werden; aber die Damen schirmen und schützen ihn."

„Ja, bei denen gilt er mehr, als er werth ist!" fiel Herr Trottel seufzend ein.

„Allen Respekt gegen die Damen!" sagte der Stadtrichter. „Ihre Protektion kann und darf aber den stracken Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen."

„Dieser Meinung trete ich vollkommen bei;" sprach Magister Gabriel.

„Ihr Herren könnt gut reden! Ihr habt keine Weiber!" ächzte der Bürgermeister. „Aber wir armen beiden Ehemänner werden's ausbaden müssen, wenn der Hausschlange, dem Blaffmann, etwas zu Leid geschieht."

„Und das muß nothwendig geschehen;" sagte der Stadtsecretair. „Das ist der Magistrat seiner Ehre und den Gesetzen schuldig. Und überdieß hat unser Freund und Gönner, Herr Richard, der sich den Sturm auf Alberts Fenster nicht zurechnen lassen will, mit dürren Worten gebeten, den Thäter auf eine ausgezeichnete Weise zu bestrafen. Wir dürfen ihm also nicht durch die Finger sehen und ihn etwa mit einem sanften Verweise durchschlüpfen lassen."

Der Bürgermeister befand sich in einem höchst unangenehmen Gedränge und saß einige Minuten lang in tiefen Gedanken. Endlich entschloß er sich, lieber ein häusliches Ungewitter auszuhalten, als den reichen Mann vor den Kopf zu stoßen. Er forderte daher den Stadtsecretair auf, einen annehmlichen Vorschlag zu Blaffmanns Bestrafung zu thun.

„Wir verfahren sehr gnädig mit ihm," erwiederte Kreisel, „wenn wir ihn zum Ersatz des angerichteten Schadens verurtheilen, und ihn überdieß, als Anstifter eines öffent-

lichen Tumults, drei Tage bei Wasser und Brod gefangen setzen.

Der Consul erschrack und rief: „Nein, das ist zu hart! Das kann ich zu Hause nicht verantworten!“ Doch Herr Schneppe und Meister Gabriel stimmten dem Stadtsecretair bei und Senator Trottel war aus Bequemlichkeit neutral. Der Bürgermeister stand nun, als Blaffmanns Verfechter, allein auf dem Platze und konnte das Feld nicht länger behaupten. Er gab also nach, handelte jedoch von den drei Gefängnißtagen einen herunter; und damit ihm wenigstens der Ausspruch des Urtheils von seiner Hausherrin nicht zur Last gelegt werden könnte, so bat er den Stadtrichter, das Wort zu führen.

Blaffmann ward wieder hereingerufen und erwartete mit ruhiger Miene, völlig freigesprochen zu werden. Als ihm aber der Stadtrichter seine Sentenz eröffnete, fuhr er heftig dagegen auf, schalt die Herren insgesammt parteiische Richter und erklärte mit stampfenden Füßen: er gehe durchaus nicht in den Bürgergehorsam.

„Nun, so muß man Ihn dahin führen lassen;“ versetzte der Stadtrichter und rief dem Rathsfrohn.

„Lebendig bringt Ihr mich nicht von der Stelle!“ schrie der Perückenmacher dem hereintretenden Häscher entgegen.

„Ist er Arrestant?“ fragte Packer nach dem Rathstische hin; und kaum erhielt er ein Ja zurück, so wollte er seine Faust, wie ein Raubvogel die Fänge, in Blaffmanns Rockkragen einschlagen. Aber entwischend lief der Flüchtling, als würde Haschemännchen gespielt, um den Gerichtstisch herum, klammerte sich bald an den, bald an jenen Stuhl, und riß beinahe die hochgebietenden Herren sammt ihren Thronen zu Boden. Zuletzt fuhr er mit solchem Ungestüm unter den Tisch, daß alle darauf stehenden Tintenfässer

vor Schrecken aufsprangen und schwarze Thränenbäche vergossen. Eine der langen Manschetten des Stadtrichters hatte das Unglück, von der raschen Fluth ergriffen zu werden. Dieser Schandfleck setzte den zierlichen Mann in Wuth. „Nun ergebt Euch den Augenblick!“ rief er unter den Tisch hinunter. „Sonst schwör' ich hoch und theuer, daß Ihr nicht zwei Tage, sondern zwei Wochen gefangen sitzen sollt!“

Blaffmann kroch hervor und sagte: „Lassen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander sprechen, meine Herren! Sie wollen das Einwerfen der Albert'schen Fenster mit zweitägigem Gefängniß bestrafen, und ich muß mir das gefallen lassen. Aber von diesen zwei Tagen kommen höchstens nur zwei Stunden auf meinen Kopf; denn es nahmen wenigstens vier und zwanzig Personen an der Kanonade Theil, und alle diese Gehülfen will ich jetzt namentlich angeben, damit jeder seinen Lohn empfange. Schreiben Sie, Herr Stadtsecretair!“

„Schurke!“ murmelte Kreisel in sich hinein, und schrieb die ihm genannten Mitschuldigen auf. Als er aber damit fertig war, erklärte er dem Denuncianten, daß der Verrath seiner Spieß- und Steingesellen keinen rechtlichen Bewegungsgrund darbiete, die ihm zuerkannte Strafe um eine Minute zu verkürzen, sondern daß er vielmehr durch diese niederträchtige Angeberei verdient hätte, mit doppelter Buße belegt zu werden. Blaffmann wollte sich von neuem dagegen auflehnen; aber Packer, dem der Stadtrichter mit den Augen winkte, ergriff ihn schnell am Arme, schleuderte ihn zur Thür hinaus, und brachte ihn glücklich ins Gefängniß, ungeachtet der Arrestant unablässig mit ihm rang, sich mit dem Brenneisen und dem Puderbeutel wehrte, und damit den Gassen und Gäßlein, durch welche

das Gefecht ging, ein eben so unerwartetes als lächerliches Schauspiel gab. Packer ward bei dem Kampfe so weiß, als wäre er mit seinem dunkelblauen Rocke in einen Mehlsack gekrochen. Die Herren des Raths brachen in ein Gelächter aus, als er so gestaltet zurückkam und seinen gehorsamsten Bericht über die vollzogene Verhaftung abstattete.

Nur der Bürgermeister war zum Lachen nicht aufgelegt: denn er mußte nun bald vor dem furchtbaren Richterstuhle seines Weibes erscheinen und Rechenschaft geben von einer That, deren höchste Mißbilligung er mit Zittern voraus sah. Er fürchtete, daß ihm ein gräßlicher Zank sein für diesen Mittag zubereitetes Leib- und Lieblingsgericht, Schinken mit Erbsen, verbittern und versalzen würde. Und indem ihm diese traurigen Gedanken durch den Kopf zogen, sandte ihm seine Gemahlin, noch vor Ablauf der gewöhnlichen Gerichtszeit, einen Boten mit dem gemessensten Befehle, sich sofort nach Hause zu verfügen. Bestürzt nahm er Hut und Stock und empfahl sich mit ängstlicher Eilfertigkeit. „Mein Herr Bürgermeister," sagte der schalkhafte Stadtrichter, es dünkt mich heute nöthiger als jemals, Ihnen eine gesegnete und fröhliche Mahlzeit zu wünschen." Schweigend verschmerzte der Bürgermeister den Stich, fand es aber in seinem Herzen sehr unchristlich, einen Betrübten noch mehr zu betrüben.

„Seyd ihr alle närrisch geworden auf dem Rathhause?" fuhr ihm mit zornfunkelnden Augen sein Hausdrache entgegen. „Warum verfolgt ihr Barbaren den ehrlichen Blaffmann? — Der arme Mensch schickt aus der Büttelei zu mir, meldet mir die ganze Pastete und fleht mich um Beistand an. Er solle, läßt er mir sagen, zwei Tage bei Wasser und Brod sitzen. Ist das wahr?"

„Ja, leider ist's wahr!“ seufzte Herr Felden. „Aber ich bin nicht Schuld — ich bin wahrlich nicht Schuld, liebe Frau! — Der Ostindier, dem man nichts abschlagen kann, drang auf strenge Bestrafung — der Stadtrichter, der harte Mann, sprach das Urthel — und ich — überschrien, überstimmt — was wollt' ich machen?“

„Du bist ein regierender Bürgermeister wie ein Hund für'n Groschen!“ rief sie mit grimmigem Gelächter. „Komm her, du Regent, ich will dir die Krone aufsetzen, die dir gebührt!“ Damit drückte sie ihn auf einen Stuhl, hob ihm die Perücke vom Kopfe, stülpte ihm eine Nachtmütze auf, und zog sie ihm über Augen und Ohren herunter. „Da sitz' und hungere, du Schlafmütze!“ sagte sie. „Deine Portion Schinken und deine Flasche Doppelbier habe ich dem unschuldig Gefangenen geschickt, und Du magst an seiner Statt mit Wasser und Brod fürlieb nehmen.“

„Nein, das geht zu weit! Das ist wider Urthel und Recht!“ schrie er aufspringend, und machte Miene, sich als Mann und Hausherr zu zeigen. Er warf die Nachtmütze auf den Fußboden, setzte die Perücke hastig wieder auf, ergriff seinen Stock, und es war einen Augenblick zweifelhaft, ob er ausgehen oder Schläge austheilen wollte. Die Wahrscheinlichkeit des Letztern gewann sogar die Oberhand; denn er ging rasch auf seine Frau zu und sagte mit weinerlicher Stimme: „Hast du nicht noch ein Bischen Schinken für mich?“ —

Sie lachte laut auf, und versprach ihm ein kleines Schnittchen, wenn er angeloben wolle, sogleich nach der Mahlzeit Anstalt zu treffen, daß der Gefangene wieder auf freien Fuß komme. „Er ist der einzige Mensch in der Stadt,“ sagte sie, „der mir den gebührenden Respekt erweis't; darum schütz' ich ihn aus ganzer Macht, und be-

stehe darauf, daß er noch vor Sonnen Untergang wieder losgelassen werde. Sonst ruf' ich alle Weiber der Stadt zusammen, wir machen einen Aufruhr, stürmen das Gefängniß und führen den wackern Mann im Triumph heraus."

„Da sey Gott vor!" sagte der Bürgermeister. „Die französische Revolution hat in Europa schon alles auf den Kopf gestellt; drum wollen wir doch ja in unserer lieben Stadt, wo bisher noch Ruhe und Ordnung herrschten, keinen solchen Wirrwarr anfangen. Blaffmann soll binnen drei Stunden frei seyn; hier hast du meine Hand darauf. Aber nun beschicke den Tisch: mich hungert entsetzlich!"

Nach eingenommener Mahlzeit, die sehr knapp ausfiel, weil wirklich der größte und beste Theil derselben schon in der Büttelei verzehrt worden war, ging der Bürgermeister mit schwerem Herzen zum Stadtrichter, vertraute ihm seine häusliche Noth, und bat dringend, des Friseurs Freilassung zu genehmigen. Herr Schneppe bewilligte, nach einigem Widerspruch und Gehöhne, die Bitte des Kreuzträgers, ließ sich aber durch keine Vorstellung bewegen, die zugestandene Befreiung sogleich zu gestatten, sondern beharrte darauf, den Verbrecher bis nach Sonnen Untergang im Kerker zappeln zu lassen.

Während der Zeit eilte Madame Felden zur Frau Gevatterin Trottel, weil deren Fenster die angenehme Aussicht auf die Büttelei hatten. Es wurden mehrere gleichgesinnte Damen dahin zu dem Vergnügen berufen, den edlen Dulder aus den Pforten des Kerkers wandeln zu sehen. Sie warteten insgesammt mit brennender Sehnsucht auf dieses herrliche Schauspiel. Endlich ging die Sonne unter, und der Damen Sonne ging auf. Herr Blaffmann trat aus dem schwarzen Gefängnißpförtchen frei

hervor. „Vivat! vivat!“ riefen seine Gönnerinnen aus den geöffneten Fenstern, und schwangen ihm weiße Tücher, als Freudenfahnen, entgegen. Gerührt blieb er stehen, entblößte sein Haupt, verbeugte sich tief, und begab sich, von neuem Vivatruf begleitet, stolz und fröhlich nach Hause.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Cassino.

Herr Kreisel, der keine Gelegenheit versäumte, seinen poetischen Springbrunnen spielen zu lassen, goß seinen gerechten Aerger über Blaffmanns Triumph in einem satirisch-komischen Gedichte aus, das aber erst nach seinem Tode — den Apollo und die Musen noch lange abwenden mögen — gedruckt werden soll. Er theilte das Manuscript blos dem Stadtrichter und dem Ostindier mit, die sich nicht wenig daran ergötzten. Richard und Kreisel waren vertraute Freunde geworden. Sie kamen täglich zusammen, und Michelheims Horaz befand sich an der üppigen Tafel des ostindischen Mäcenas ungleich besser, als an dem magern Kosttische des Rathskellers, wo er gewöhnlich zu speisen pflegte.

Eines Tages erinnerte ihn Richard an ihr, bei des Dichters erstem Besuche gehaltenes Gespräch über den Geist der Kleinstädter. „Ihre Schilderung," sprach er, „dünkt' mich damals ein Karrikaturbild; doch je länger ich hier wohne, je treffender finde ich Ihr Gemälde, und das Possenspiel, das täglich vor meinen Augen aufgeführt wird, belustiget mich. Ich wünschte nur, daß ich einen bequemern Sitz vor der Bühne hätte. Der Aufenthalt im Gasthofe, wo mich fast jede Nacht das Getümmel der

Frachtfuhrleute im Schlafe stört, will mir nicht mehr gefallen.“

Kreisel schlug ihm den Ankauf eines großen Meierhofes vor, der am Ende der Vorstadt lag und mit einem schönen, geräumigen Herrenhause versehen war, das ein in Ungnade gefallener Minister erst vor zehn Jahren gebaut, und bis an seinen, kurz vor Richards Ankunft erfolgten Tod einsiedlerisch bewohnt hatte. Den Werth und die Annehmlichkeit des Grundstücks erhöhte ein zierlicher Lustgarten, der sich eben jetzt in Gefahr befand, vernichtet und in ein Krautfeld verwandelt zu werden. Ein reicher Bauer handelte mit dem Erben des Ministers um das Gütchen, und hatte schon auf der Bierbank das Todesurtheil über den Garten gesprochen. Er war aber zum Glück noch nicht Herr über Leben und Tod der Blumen und Bäume; denn der Abschluß des Handels stieß sich noch an einige hundert Thaler, die der zähe Landmann nicht geben und der geizige Erbe nicht nachlassen wollte.

Richard entschloß sich sogleich, den Garten vom Untergange zu retten. Die beiden Freunde besahen mit einander den Meierhof. Er gefiel dem Indier; und da ihm die paar hundert Thaler, derentwegen sich der Krautbauer unschlüssig hinter den Ohren kratzte, eine Kleinigkeit waren, so kam der Kauf mit drei Worten zu Stande.

Einige Tage darauf bezog Richard sein neues Wohnhaus. Das machte Aufsehen! Die ganze Stadt sprach eine Woche lang von nichts anderm. Man hielt es nun für entschieden, daß er sein Leben in Michelheim beschließen und sich mit Elisen vermählen würde. Das Letztere glaubte man um so eher, da die Sage ging, Albert und der Hauptmann wären mit einander zerfallen, weil Dieser am Richardsfeste ziemlich glänzend illuminirt, und Jener

es ganz unterlassen hatte. Beide sollten sich darüber, wie es hieß, Vorwürfe gemacht und tüchtig gezankt haben. Dieses schwankende Gerücht schien sogar durch den Umstand, daß Albert den zweiten Tag nach der Illumination mit Sack und Pack von Michelheim abgereist war, einigen Halt zu bekommen. Die zerschmetterten Fenster hatte er seinem Hauswirthe bezahlt und sich gegen den Magistrat schriftlich erklärt, daß er den Betrag des von dem Friseur zu leistenden Schadenersatzes der Armenkasse schenke. Er hatte damit in Michelheim gleichsam sein Testament gemacht, und die Spürer und Forscher wollten auch noch aus vielen andern Merkmalen schließen, daß es mit seinem Leben dort aus sey. Elisens Feindinnen mißgönnten ihr zwar den reichen Gemahl, der ihr bestimmt schien; doch auf der andern Seite sah man es gern, daß der gastfreie Mann, der nun auch nächstens wieder einen stattlichen Einzugsschmaus geben mußte, in Michelheim blieb, und so hoben sich Verdruß und Vergnügen gegen einander auf.

Nur der Gastwirth war mit dem Kaufe des Meierhofes sehr unzufrieden. Er verlor dadurch einen Miethmann, den er zeitlebens zu behalten gewünscht hätte. Das obere Stockwerk seines Hauses brachte ihm oft Monate lang keinen Groschen ein, weil selten ein Reisender von Stande nach Michelheim kam, und die im goldenen Fasse ausspannenden Frachtführer nicht gewohnt waren, sich besondere Zimmer geben zu lassen. Doch der betrübte Mann ward auf eine unverhoffte Weise getröstet. Die Honoratioren des Orts plagte seit einiger Zeit der Wunsch, ein Cassino zu besitzen, damit andere große Städte — denn unter diese zählte jeder Michelheimer sein Michelheim — nichts vor ihnen voraus hätten. Es war aber, seitdem dieser Einfall ihre Köpfe beschäftigte, kein Haus mit hinreichen-

dem Raum zu einer solchen, ins Große gehenden Anstalt zu finden. Da ward nun auf Einmal der Hauptstock des Gasthofes wieder leer, und eignete sich vollkommen dazu: denn er enthielt vier Zimmer in Einer Reihe, und neben denselben einen Saal, der den einzigen Fehler hatte, daß Tänzer von etwas langer Statur ihre Sprünge vorsichtig zügeln mußten, um nicht mit der Scheitel an die Sterne zu stoßen, mit welchen die Decke auf einem azurblauen Grunde sinnvoll bemalt war, um anzudeuten, daß man sich hier in einem Himmel befinde. Herr Kreisel, der den Auftrag hatte, einen Platz für das Cassino auszuforschen, ergriff die schöne Gelegenheit, und konnte den ansehnlichen Zins, den der Gastwirth forderte, um so leichter gewähren, da sich Richard erklärte, dem Cassino beizutreten und die Hälfte der Jahrmiethe allein zu tragen. Er wollte durch dieses Opfer den knauserigen Herren und Damen des Städtchens einen Gefallen erweisen, und überhaupt das Gelingen der Sache befördern, damit er, so oft es ihm gefiele, das Vergnügen haben könnte, die schnurrigen Männlein und Weiblein gleichsam in ihren Schlafröcken und Nachthauben zu sehen, weil sie in einem Hause, wo sie für ihr Geld lebten, nicht genöthiget waren, sich Zwang anzuthun. Denn lud er sie zu Gaste, so verlarvten und verschönerten sie ihre Natur, und kehrten die beste Seite heraus. Sie machten sich freilich gerade dann am lächerlichsten, wenn sie sich vorsetzten, recht zierlich und liebenswürdig zu seyn; doch auf ihren hohen Paradepferden hatte sie Richard schon mehrmals gesehen; er wollte sie nun auch als nachläßige Fußgänger kennen lernen.

Sein freigebiges Anerbieten nahmen Alle, die zu dem Cassino unterzeichneten, ohne Bedenken mit Dank an; aber dennoch wäre beinahe das treffliche Werk aus zwei Ursachen

krebsgängig geworden. Erstens verlangten die meisten Theilnehmer, der Gastwirth solle ihnen die Freiheit gestatten, ihre Bierflaschen und Butterschnitte mitzubringen, weil sie unter seinem prächtigen Sternenhimmel eben so wohlfeil, als zu Hause leben wollten: er hingegen bestand darauf, sie sollten und müßten, wenn sie in seinem Himmelreiche etwas genießen wollten, bei ihm in die Kost gehen und ihm einen billigen Gewinn zufließen lassen. Der zweite Anstoß entsprang aus Blaffmanns frechem Vorhaben, ein Mitglied des Cassino's zu werden. Denn wie sich ein Theater-Recensent nothwendig ins Schauspielhaus begeben muß, wenn er Schauspiele beurtheilen will, so hielt auch Blaffmann seine tägliche Gegenwart im Cassino für erforderlich, um alle Handlungen, Worte und Geberden der Versammlung zu belauern, und immer neuen Stoff zu Aufhetzungen daraus zu schöpfen. Er nahm daher, als er die in den vornehmen Häusern umlaufende Unterzeichnungs-Liste irgendwo fand, eigenmächtig die Feder, und schrieb seinen werthen Namen darunter. Aber zornig strich ihn Kreisel wieder aus und ließ dem Taugenichts sagen: er möge sich auf keine Weise zum Cassino einrichten, indem dort für ihn und seines Gleichen kein Platz sey. Aufgebracht, lief Blaffmann zu seiner Schutzgöttin und beklagte sich über diese Beleidigung. Sie versprach, seine Aufnahme in die geschlossene Gesellschaft entweder durchzusetzen, oder die ganze Anstalt in der Geburt zu ersticken. Ihr Gemahl ward durch eine gute Portion westphälischen Schinken gewonnen, dem abgewiesenen Cassino-Candidaten nicht nur selbst seine Stimme zu geben, sondern auch die Stimmen anderer wichtigen Männer für ihn zu sammeln. Der Werber ging aus, betrieb sein Geschäft mit Eifer, und war nicht unglücklich darin, weil er den Haarkräus-

ler allenthalben als einen schätzbaren **Künstler** und seinen Hausfreund darstellte. Als er aber an der Spitze seiner Bundesgenossen anrückte, um für ihn einen Stuhl im Cassino zu erobern, schlug ihn Richard mit wenigen Worten auf's Haupt. Er erklärte nämlich: er sage sich, wenn er mit dem klatschhaften Perückenmacher in Gesellschaft treten solle, von dem Cassino und seinem Versprechen, den halben Jahrzins zu bezahlen, völlig los, wolle hingegen die Berichtigung der ganzen Hausmiethe übernehmen, wenn dem zudringlichen Menschen die Thür verschlossen würde. Das that gute Wirkung. Blaffmann bekam nun einstimmig den Repuls, und selbst seine hohe Beschützerin ließ ihn im Stiche, weil der Freiplatz im Cassino ihrem Geize behagte.

Auch die Streitigkeit mit dem Gastwirth endigte ein gütlicher Vertrag. Es ward scharf behandelt und bestimmt, was er für eine Flasche Bier, eine Portion Butterbrod, und so weiter, zu fordern berechtigt seyn solle; und als er sich diesen Zügel anlegen ließ, war man zufrieden.

Das Cassino ward mit einer fröhlichen Abendmahlzeit eingeweiht. Aber bei der Tafel ereignete sich ein verdrießlicher Vorfall. Es flog ein ansehnlicher Klumpen weicher Straßenkoth durch ein offnes Fenster ins Speisezimmer, und schoß der Frau Bürgermeisterin so vollständig ins Gesicht, daß es plötzlich, wie mit einer schwarzen Larve, bedeckt ward. „Blaffmann spukt!“ rief Kreisel und stürzte fort, indem die übrige Gesellschaft von unthätigem Entsetzen gelähmt saß. Er wollte den Thäter fangen, und rannte, da er niemanden vor dem Hause fand, in Blaffmanns Wohnung. Aber ruhig, wie die reinste Unschuld, war der fleißige Mann mit dem Bau einer Perücke beschäftiget, und versicherte hoch und theuer, er sey den ganzen Abend von

seinem Stuhle nicht aufgestanden. Kreisel konnte ihn des Gegentheils nicht überweisen; er mußte sich unverrichteter Sache zurückziehen.

Indessen hatte sich die Frau Bürgermeisterin demaskirt, und die verscheuchte Freude fand sich allmälig wieder ein. Sie waltete besonders beim Nachtisch, als man ein heiteres, von dem gekrönten Poeten ausdrücklich zu dieser Gelegenheit gedichtetes Einweihungslied sang, wovon hier eine Strophe zur Probe stehen mag.

Tretet froh und gutgesinnt
In der Freundschaft Hallen!
Nach des Tages Hitz und Last
Sey hier wohl uns Allen!
Lieb' und Freundschaft, Hand in Hand,
Mögen traut hier wallen,
Und die Zänker jaget fort
In des Teufels Krallen!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Gesellige Unterhaltungen im Cassino.

Die fliegende Larve kam wirklich aus Blaffmanns Hand. Da er aber gleich nach dem Schuß, wie ein gehetzter Hase, davon lief, so gelang es ihm, seine Klause unentdeckt zu erreichen. Es that ihm nicht im geringsten leid, als er hörte, daß der blinde Wurf die wortbrüchig gewordene Frau Bürgermeisterin getroffen hatte. Er wollte jedoch nicht ganz mit ihr in Feindschaft gerathen; darum ging er des nächsten Morgens mit frecher Stirn zu ihr. Sie empfing ihn kalt und zieh ihn der ihr widerfahrenen Mißhandlung. Er geberdete sich, als wandelte ihn eine Schreckens-Ohnmacht an, schlug so heftig, daß Puderwolken aufflogen, an seine Brust, betheuerte damit seine Unschuld, und nannte verschiedene Personen, welche die verruchte That wohl verübt haben könnten. Sie glaubte ihm; die alte Freundschaft ward wieder hergestellt. Als sie aber die von ihm beschuldigten Leute vor Gericht gezogen haben wollte und der Bürgermeister darüber die Abfassung eines Protokolls auf dem Rathhause verlangte, sagte Kreisel mit Unwillen: „Ich setze deßhalb keine Feder an! Soll ich zum Werkzeuge dienen, unschuldige Menschen zu quälen? Blaffmann und kein Anderer war der Larvenfabrikant! Er

kann aber besser laufen als ich, und darin besteht seine Unschuld.“

Der Stadtrichter war gleicher Meinung. Die Untersuchung ward nicht angestellt. Beide Widersprecher fielen bei der Frau Bürgermeisterin in Ungnade, machten sich aber wenig daraus.

Das Cassino war, wie sich voraus sehen ließ, ein Schauplatz vieler Lächerlichkeiten. Man bestrebte sich hier allgemein, die Sitten und Gebräuche der Großstädter nachzuahmen. Es war aber schon ein Verstoß gegen die anderwärtige Verfassung der ächten Cassino's, daß in dem zu Michelheim die Damen einen Tag wie den andern Sitz und Stimme hatten. Sie zierten sich, wie gewöhnlich, am meisten. Sie entsagten vor allen Dingen dem guten Stadtbiere, das sie insgesammt liebten, und tranken schwachen, erbärmlichen Thee, mit möglichster Schonung des dazu gegebenen wenigen Zuckers, den sie einsteckten und mit nach Hause nahmen. Der Tabaksrauch, der schon ihre Wiegen umnebelt hatte, ward ihnen auf Einmal unleidlich. Sie bekamen den Husten und andere Uebelkeiten davon, und führten den Schmauchern oft zu Gemüthe, daß die Damen in großen Städten mit dieser garstigen Unart verschont würden.

Da sie sich in Allem, so viel als möglich, nach jenen Vorbildern richteten, so hätten sie auch gern mit feinen Damen-Arbeiten, zum Beispiel mit denen, die man im gemeinen Leben — wenn Schreiber dieses recht gehört hat — Tampouriren und Häkeln nennt, öffentlich geprunkt; doch nur geübt, die Maultrommel der Klätscherei zu rühren, und einander, wie Katzen, zu häkeln, machten sie in jenen Künsten unglückliche Versuche, und handhabten dann wieder die alten Stricknadeln, die übri-

gens hier kein Tadel treffen soll, weil sie seit uralter Zeit, in den Händen fleißiger Hausfrauen, mehr Nutzen stifteten, als von der Tampourin=Nadel bis ans Ende der Welt zu rühmen seyn wird. Eines Abends hatte eine alte Matrone, der sogar das Stricken nicht recht von der Hand ging, den wunderbaren Einfall, sich ihr Spinnrad ins Cassino nachtragen zu lassen. Darüber fuhr aber die ganze Gesellschaft scheltend auf, und erklärte dem Mütterchen, daß diese gar zu gemeine Beschäftigung hier nicht geduldet werden könne. Das Spinnrad mußte nun sogleich den vornehmen Ort mit Schimpf und Schande wieder verlassen.

Bisweilen nahm man Pfänderspiele vor, wobei mit einem zusammengedrehten Tuche weidlich kallascht wurde. Die Frau Doktorin Salm, die gern mit ihrem Bißchen Witz und Verstand glänzte, brachte das Sprüchwörterspiel in Vorschlag. Man kam aber damit nicht fort, weil nur sie und der Stadtsecretair die Fähigkeit besaßen, Rollen zu übernehmen und aus dem Stegreif zu sprechen. Dann und wann unterhielt sie auch die Gesellschaft dadurch, daß sie die Komödienzettel, die sie wöchentlich aus der Hauptstadt erhielt, von Wort zu Wort ablas, und den Inhalt der ihr bekannten Stücke declamatorisch vortrug. Die Zettel wurden dann, nach der Zeitfolge, an die Wand geheftet, damit es das Ansehen haben sollte, als würde täglich in Michelheim ein Schauspiel gegeben.

Die Herren vertrieben sich meistens die Zeit mit Kartenspielen, wobei Mancher, der ein paar Gröschlein verlor, Fortunen deßhalb noch heftiger ausschalt, als weiland der Dichter Bürger, der sie, wie bekannt, öffentlich an den Pranger stellte. Andere, die nicht spielten, tummelten sich auf dem Steckenpferde der Politik. Der muthigste Reiter war der Kaufmann Cubebius. Er wußte die geheim=

sten Geheimnisse der europäischen Kabinette; und wollte man ihm nicht glauben, so zog er Briefe aus der Tasche, schlug darauf und sprach: „Da steht's, meine Herren! Mehr sag' ich nicht!“ — Einsmals verlor er im Cassino einen solchen wichtigen Brief, auf den er kurz zuvor stark gepocht hatte. Der glückliche Finder lief begierig damit in einen Winkel, und zu seinem Erstaunen enthielt die Depesche nichts als die Worte: „Ew. Edlen werde die verlangten Partien Pfeffer und Swicent-Tabak nächstens durch Fuhrmann Steffen dienstwillig zu übermachen ohnermangeln.“

Auch der leibliche Genuß im Cassino veranlaßte verschiedene lächerliche Auftritte. Alle Gattungen von Speise und Trank, die gewöhnlich an solchen Orten begehrt werden, waren vertragsmäßig auf den geringsten Preis herabgesetzt, und doch den sparsüchtigen Gästen noch viel zu theuer. Sie führten daher noch manches Päckchen Butterbrod heimlich ein und verzehrten es in einem Winkel, damit der Unterschleif von dem Gastwirth und den Seinigen nicht bemerkt werden sollte. Man trieb oft die Vorsicht so weit, daß der eine Ehegatte Wache hielt, und wie ein Schirm vortrat, wenn der andere die Contrebande verschluckte; aber dennoch ertappte der lauernde Wirth einige solche Pascher auf der That, und bestrafte sie laut und öffentlich mit unglimpflichen Worten.

Alle diese Erbärmlichkeiten waren dem Ostindier um so mehr eine reiche Quelle von Belustigung, da sie gegen seine Art zu leben und zu handeln himmelweit abstachen. Er brachte die meisten Abende im Cassino zu, ungeachtet er dort keine ruhige Stunde hatte, weil er beständig mit kriechenden Ehrfurchtsbezeugungen, eckelhaften Schmeicheleien und einfältigen Fragen gehudelt ward. Die guten Michelheimer, die einander immer mit ihren weitschweifigen Amts-

titeln anredeten, konnten sich durchaus nicht daran gewöhnen, den ungeheuer reichen Mann nur schlechtweg bei seinem Namen zu nennen. Einer nannte ihn Excellenz, der andere Ew. Hoheit, und das kahle Sie ging nur Wenigen über die Zunge: die Meisten sagten Dieselben oder gar Hochdieselben. Es ward ihm oft dringend ans Herz gelegt, sich in den Grafenstand erheben zu lassen. Die Leutchen hätten für ihr Leben gern einen Grafen in ihrem Cassino gehabt. Auch war es ihnen nicht lieb, daß er das asiatische Gewand, das er Anfangs in Michelheim trug, schon seit einigen Monaten abgelegt hatte und jetzt überall in der gewöhnlichen europäischen Kleidung erschien. Sie fühlten sich überaus glücklich, wenn sie vor irgend einem Götzen, der durch äußerlichen Glanz einen starken Eindruck auf ihre Augen machte, niederfallen und anbeten konnten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Narrenreich.

Es war in den ersten Tagen des Septembers, als einsmals die Titelnarren dem Ostindier ganz besonders scharf zusetzten, sich um die Grafenwürde zu bewerben, oder sich wenigstens einen ansehnlichen Titel zu verschaffen, der, wie sie versicherten, von ihrem Landesfürsten um einen billigen Preis zu erhalten seyn würde. Richard hatte bei diesem Geschwätz, das kein Ende nahm, sehr lange Weile. Er bat den Stadtsecretair leise, mit ihm in seine Wohnung zu gehen, wo sie bei einer Flasche Burgunder ein vernünftiges Wort sprechen wollten.

Sie gingen. Es blieb nicht bei einer Flasche. Der Burgunder war gut; sie wurden lustig.

Die Rede kam unter anderm auf die Titelnarren. „Kreisel, geben Sie mir einen guten Rath, wie ich mir das Volk vom Halse schaffe;“ sagte Richard. „Es will den titellosen Menschen durchaus nicht mehr unter sich dulden; es besteht darauf, er soll Graf werden.“

„Ich würde gleich noch ein paar Schritte weiter gehen;“ antwortete Kreisel: „ich würde mich eigenmächtig zum König der Narren erheben.“

„Zum König der Narren?“ — fragte Richard mit Verwunderung. „Meynen Sie, daß ich Talent dazu habe?“

„Allerdings!“ versetzte der Dichter. „Sie haben Talent und Kraft, der Narren zu spotten, und zu diesem Zweck einen Schwank, im Geschmack der Narrengesellschaften und Narrenorden des Mittelalters und der babinischen Republik in Polen, auszuführen. Bei der letztern — die ihren Namen von dem Landgute eines Magnaten hatte, der des Ordens Oberhaupt war — wählte man einen König und besetzte die vorzüglichsten Hof- und Staatsämter. Es gab viel zu lachen, weil die Aemter mit satirischer Beziehung auf den Charakter und die Neigung der Personen, die man beamtete, ertheilt wurden. Einen unmäßigen Zecher zum Beispiel ernannte man zum Kron-Großmundschenken, einen starken Esser zum Oberküchenmeister, einen feigen Maulhelden zum Kron-Großfeldherrn und so weiter. Das hatte bisweilen eine heilsame Wirkung: mancher Verspottete besserte sich; und so ließen sich vielleicht auch unsere Titelnarren auf diesem Wege zur Vernunft bringen.“

Richarden gefiel der Einfall. Er beschloß sogleich im fröhlichen Rausche, die vorgeschlagene Posse nächstens zu spielen, und bei dem noch schuldigen Einweihungsfeste seiner Wohnung die Narrenkrone zu tragen. Es war dringend nöthig, jenes Fest bald zu geben, weil er täglich darum gemahnt wurde. Kreisel griff also auf der Stelle zur Feder und entwarf das Formular eines Bestallungsbriefes für die Beamten des Narrenreiches. Es lautete so:

„Da ich, nach langer Verblendung, zur Erkenntniß gekommen bin, daß ein Mann ohne Rang und Titel eine Laterne ohne Licht ist, auch meine verehrten, mit Titeln reichlich gesegneten Mitbürger mir oft dringend ans Herz legten, mich aus der Dunkelheit zu erheben und ein strahlendes Licht leuchten zu lassen: so habe ich, um auf Einmal ein Stern der ersten Größe zu werden,

den Entschluß gefaßt, das herrliche, im Mittelalter blühende, aber seitdem untergegangene Narrenreich aus seinen Trümmern aufzurichten, es wieder in der guten Stadt Michelheim neu zu gründen und mich zum König desselben zu erklären. Ich setze mir demnach hiermit selbst die Narrenkrone auf und ordne und gebiete, daß männiglich mir die gebührende Verehrung erweise. Aber unvermögend, mein großes Reich allein zu verwalten, und daher in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Theil der Regierungslast auf die Schultern treuer Diener zu legen, habe ich auf Euch N. N. mein Vertrauen gestellt, und ernenne Euch hiermit — —“ u. s. w.

Die Zecher schritten nun stracks zur Wahl der Hof- und Staatsbeamten, denen dergleichen Bestallungsbriefe ins Haus gesandt werden sollten. Sie bestimmten den Bürgermeister zum Premier-Minister, den Stadtrichter zum Feldmarschall, den Senator Trottel zum Oberküchenmeister und den Magister Gabriel zum Consistorial-Präsidenten. Die Stelle des Hofpoeten bat sich Herr Kreisel aus. „Wenn aber die Komödie,“ sprach er, „recht ordentlich und possirlich werden soll, so dürfen die hohen Reichsherren nicht in ihren gemeinen Philisterkleidern nach Hof kommen; sie müssen in einem feierlichern Costüm erscheinen; und das will ich ihnen von meinem Freunde, dem Director des fürstlichen Theaters, verschaffen.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Narrenlied.

Acht Tage darauf brachte die Post dem Stadtsecretair eine große Kiste voll prächtiger, reichverbrämter, uraltmodischer Staatskleider, nebst spanischen Perücken, mit fünfzehn bis zwanzig Stockwerken von Locken, Hüten mit Federbüschen und anderm solchen Plunder, den man vor mehrern hundert Jahren an den Höfen zu Madrid und Paris trug. Alles war funkelneu und noch nicht auf der Bühne gebraucht.

Kreisel ordnete für jeden der vier Reichsbeamten, die im vorigen Kapitel gewählt wurden, einen vollständigen, ihrer Statur angemessenen Anzug, den ihnen Richard sammt der Bestallungs-Urkunde ins Haus schickte. Ein Handbriefchen bestimmte ihnen zugleich einen gewissen Tag, an welchem sie, mit den zugesandten Gewändern bekleidet, zur feierlichen Installation und darauf folgenden Mittagstafel mit königlicher Equipage abgeholt werden sollten. Die übrigen Notablen wurden mit ihren vornehmen Familien zur Abendtafel eingeladen.

Man war vorher auch Willens, den Kaufmann Cubebius zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu erheben und noch mehrere Aemter mit andern Salbadern zu besetzen; theils aber waren die angekommenen Parade-

kleider dazu nicht hinlänglich, theils hatte Richard nicht Lust, mit jedem Pinsel vertraulich zu scherzen. Es blieb daher bei den ausgetheilten vier Rollen, weil der Zweck, die kleinstädtische Titelsucht lächerlich zu machen, schon dadurch erreicht ward. Doch stellte Kreisel, zu Verspottung seiner hohen Vorgesetzten, noch an, daß Richard seinem Affen ein eben solches Gewand fertigen ließ, wie es Jenen zugesandt worden war, und wie es am Cour-Tage der Hofpoet selbst anlegen wollte.

Was erstaunten die Herren des Raths, als sie die Bestallungsbriefe und Ehrenkleider empfingen! Sie glaubten, der Ostindier sey wahnwitzig geworden. „Und ist das wohl ein Wunder?“ sagten sie. „Er hat sich eine lange Reihe von Jahren in einem heißen Erdstrich aufgehalten, hat dort den Krankheitsstoff eingesammelt, und wir haben nun das Unglück, daß sein Koller hier ausbricht. Es ist nur gut, daß er Geld genug hat, sich selbst ein Tollhaus zu bauen.“

So sprachen sie auf dem Rathhause zu einander. Kreisel war noch nicht da. Er kam und belehrte sie eines Bessern. „Herr Richard ist bei sehr gesundem Verstande!“ hob er an. „Er hat bei der Stiftung seines Narrenreiches die gute Absicht, unserm todten geselligen Leben etwas muntern Geist einzuhauchen. Stoßen sich die Herren nur nicht an den Namen der Sache! Die Narrenorden standen vor Zeiten in einem solchen Ansehen, daß sich Könige und Fürsten nicht schämten, Mitglieder derselben zu seyn.

„Herr Stadt-Secretarie!“ sagte der Bürgermeister und drohte ihm mit erhobenem Zeigefinger: „Sie stecken mit dem Ostindier unter einer Decke und wollen uns unglaublicher Dinge überreden. Womit können Sie die Wahrheit derselben beweisen?“

Kreisel legte ihnen ein Buch vor, worin alles, was er gesagt hatte, gedruckt stand. Nun fanden sie weiter kein Bedenken, sich in den Königs- und Fürstenscherz einzulassen. Das Sprichwort: Aemtchen bringen Käppchen, machte ihnen noch mehr Lust dazu. Doch nahmen sie ehrlich mit einander die Abrede, die Käppchen nicht für sich selbst, sondern für die ganze werthe Stadt und Bürgerschaft zuschneiden zu lassen.

Als nun der wichtige Tag erschien, hatten sie sich, wie wahre Schauspieler, ein Ankleidezimmer auf dem Rathhause eingerichtet und legten ihre Hoftracht dort an, weil sie sich schämten, damit über die Straße zu gehen, und doch auch ihrem König nicht zumuthen wollten, jeden besonders in seiner Wohnung abholen zu lassen. Höflich erbaten sie sich daher Tages zuvor einen einzigen Wagen, bestellten ihn vor die Thür des Rathhauses, und waren hier Richards bequemer und geräumiger Kutsche, die sie schon kannten, gewärtig. Statt derselben erschien aber ein ungeheuer großer, mit vergoldetem Schnitzwerk gezierter Palankin, den acht Bedienten auf den Schultern trugen und eine zahllose Volksmenge begleitete. „Was in aller Welt soll das Gerüst bedeuten?“ sagten die Senatoren, und sahen mit gefalteten Händen einander an. Da guckte der Stadtsecretair mit einer riesenhaften Allongenperücke aus den seidenen Vorhängen des Palankins hervor und winkte den Staunenden, sich herab zu bemühen. Sie aber schüttelten ihre lockenreichen Häupter und winkten ihm, herauf zu kommen. Er sprang hinter den Coulissen hervor und schoß wie ein Blitz ins Rathhaus hinein. Die Zuschauer schrien über seinen wunderlichen Anzug laut auf.

„Aber ich bitte Sie, was sind das für Alfanzereien?“ fuhr ihm der Bürgermeister entgegen.

Kreisel antwortete: er wundere sich, daß ein in Ostindien gewöhnlicher Tragsessel einen Mann befremde, der so viel Reisebeschreibungen gelesen habe.

„Ei, ich kenne das Ding wohl!“ sagte der Bürgermeister, ein wenig beschämt. „Es will mir nur nicht gefallen, mich und meine Herren Collegen in dieser Gänsesteige tragen zu lassen.“

„Nein, das muß ich verbitten!“ rief Herr Trottel. „Ich bin ein schwerbeleibter Mann, die Stellasche bricht unter mir entzwei oder kippt um, und wir alle sind Kinder des Todes.“

Der Stadtsecretair, dem es immer gelang, seine Vorgesetzten wie Marionetten zu lenken, drang auch dießmal mit seiner Beredtsamkeit durch, und der Palankin ward unter dem Jauchzen des Volks bestiegen. Er faßte jedoch mit genauer Noth nur vier Personen. Das poetische Genie entschloß sich sogleich, zu Fuß zu geyen, und lief, das allgemeine Gelächter nicht achtend, neben der Gänsesteige her.

In einem ostindischen Prunkgewande, auf einem hohen, thronartigen Sessel sitzend, empfing der König die ankommenden Staatsbeamten. Ihr Nachbild, der Affe, saß zu seinen Füßen, stand aber sogleich auf, stellte sich, wie dazu abgerichtet, in ihre Reihe, und verbeugte sich, wie sie. Die Thüren des Audienzsaales waren allen wohlgekleideten Personen, welche die Neugier aus der Stadt hergeführt hatte, geöffnet. Der König hielt eine kurze Rede, die den Inhalt der Bestallungsbriefe, mit einiger Veränderung der Worte, wiederholte. Die Beamten huldigten ihm vermittelst Handschlages, und er forderte sie dann auf, mit Freimüthigkeit vorzutragen, was sie zum Besten des Reiches in Anregung zu bringen hätten.

Das war der Punkt, wo sie ihn erwarteten. Sie hat-

ten sich mit einander berathen, ihn den muthwilligen Scherz, den er mit ihnen trieb, theuer bezahlen zu lassen.

Der Premier-Minister begann: das Straßenpflaster in der Residenzstadt Michelheim befinde sich in einem solchen Verfall, daß an jedem dunkeln Abend die getreuen Unterthanen in Gefahr ständen, Arme und Beine zu brechen. Doch eine wahre Kleinigkeit für den königlichen Schatz, ein Sümmchen von ungefähr dreihundert Thalern, helfe dem Uebel ab, und der Griffel der Geschichte werde den Ruhm Sr. Majestät mit unvergänglichen Zügen in die Jahrbücher der Stadt schreiben.

Der König bewilligte freundlich den Antrag. Die Zuschauer jubelten, daß die Excellenz in der Narrenkappe so weise gesprochen hatte.

Jetzt trat der Feldmarschall vor und sagte: Die Armee, vorzüglich die Garnison der Residenz, bedürfe verschiedenes neues Kriegsgeräth und Rüstzeug, besonders Fahnen und Trommeln.

„Und das wird kosten?“ fragte der König, etwas stutzig.

Praeter-propter Einhundert Reichsthaler.“ —

„Es sey gewährt!“ —

Der Consistorial-Präsident, den sein Bestallungsbrief zugleich zum Groß-Almosenier ernannt hatte, that in der letztern Eigenschaft den Mund am weitesten auf: er bat um Erbauung eines Hospitals für die zahlreichen Armen der Stadt Michelheim.

„Dieser Antrag,“ versetzte der König, „stimmt mit meiner deßhalb schon gefaßten Entschließung vollkommen überein. Ich verspreche den Armen innerhalb eines Jahres ein bequemes Haus, worin sie vor allem Mangel geschützt seyn sollen.“

„Das ist edel, das ist brav!“ rief ein Zuschauer, und ein allgemeines Händeklatschen folgte darauf.

Endlich rückte der Oberküchenmeister mit einem sonderbaren, seiner Rolle nicht zuständigen Ansuchen heraus. Er bat um Wildpret und ein Stückfaß guten Wein zur Feier der nächstens bevorstehenden Rathswahl.

Lächelnd genehmigte der König auch dieses Gesuch, machte jedoch dabei die Bemerkung: daß ein Magistratsschmaus eigentlich kein Gegenstand für die Hofküche sey, doch möge sie dießmal die Besorgung übernehmen, weil er, der König, in eigener Person bei dem Feste zugegen seyn wolle.

Nun that der Hofpoet seiner Schmeichlerpflicht Genüge. Er declamirte, zum Lobe des gütigen Monarchen, ein paar schwülstige Verse, und machte damit eine lustige Satire auf alle kriechende Hofdichter, mit und ohne Bestallung. So schloß sich die Audienz. Es ward zur Tafel geblasen. Der König speis'te öffentlich mit den Großen seines Reichs, und gab ihnen ein wahres königliches Mahl, wobei den um die Tafel herum gehenden Zuschauern der Mund voll Wasser lief. Beim Dessert theilte der Hofpoet seinen Tafelgenossen und den Zuschauern gedruckte Exemplare folgenden Liedes aus, das hierauf, nach einer bekannten Melodie, von der ganzen Versammlung gesungen wurde.

Wir sind Narren, wir sind Narren!
Sind es ohne Lug und Trug.
Mancher Mensch hat einen Sparren,
Stellt sich aber mächtig klug.
Nein, wir Ordensbrüder machen
Keinen solchen eiteln Wind:
Wir gestehn mit Lust und Lachen,
Daß wir ächte Narren sind.

Stolze Narren muß man höhnen,
Wenn sie sich, von Dünkel voll,
Zu erhabnen Häuptern krönen,
Die man kriechend ehren soll.

Doch von Narr'n der guten Sorte
Wird kein Hochmuth ausgeübt,
Und sie sind an jedem Orte,
Wie das Kind vom Haus, beliebt.

Narren gibt's von allen Farben,
Und ihr Nam' ist Legion.
Wenn jetzt tausend alte starben,
Tauft man tausend junge schon.
Aber von der ganzen Masse,
Die das Schellenkäpplein ziert,
Ist wohl das die schlimmste Klasse,
Die zum Narren sich studiert.

Was man Titelnarren nennet,
O, das sind gescheidte Herr'n!
Wer den Reiz der Titel kennet,
Hascht die süße Beute gern.
Denn pedantisch ist die Lehre:
Titelprunk sey leerer Schein.
Und der Stoff der wahren Ehre
Könnten nur Verdienste seyn.

Weibernarr'n sind auch unstreitig
Zehnmal klüger, als man glaubt,
Wenn die Liebe jung und zeitig
Des Verstandes sie beraubt.
Werde nur kein alter Knabe
Noch verrückt durch Amors Macht!
Opfert er auch Gut und Habe,
Wird er dennoch ausgelacht.

Narren wachsen, wie man saget,
Ohne daß man sie begießt.
Bleibt denn, die ihr Wasser traget,
Fern weg, wo das Völkchen sprießt!
Aber stark mit Wein begossen,
Das gibt herrliches Gedeihn;
Denn der Vater lust'ger Possen
Ist und bleibt der edle Wein.

Füllt die Gläser bis zum Rande,
Trinkt auf unsers Königs Wohl!
Seht, er baut in unserm Sande,
Wie ein Bürger, seinen Kohl.
Er verließ ein Land voll Segen,
Zog in unser Städtchen ein,
Und verdienet schon deßwegen,
Unser Narrenfürst zu seyn.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Haarbeutel.

Der närrische Staat im Staate ward schon im Entstehen weit und breit bekannt. Man sprach sogar in der Hauptstadt bei Hofe davon; denn der Schauspiel-Director, dem Kreisel die Schnurre unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt hatte, war mit dem großen Geheimniß sehr unvorsichtig umgegangen. Nun traf es sich, daß der Fürst, ein junger, lebhafter Herr, gerade um diese Zeit in die Gegend von Michelheim auf die Jagd ging, und daß ihn ein gehetzter Hirsch beinahe bis ans Thor des Städtchens führte. Das Gefolg des Fürsten war, wegen Müdigkeit der Pferde, weit zurückgeblieben; ein einziger Kammerjunker hielt bei ihm aus, und erinnerte ihn daran, daß Michelheim der Wohnort des reichen Ostindiers und die Wiege des Narrenreiches sey. Der Fürst bekam Lust, den berühmt gewordenen Fremdling kennen zu lernen, ritt ins Städtchen hinein, fragte nach Richards Wohnung, und stieg an der Thür derselben vom Pferde.

Von der Tafel aufgestanden, spazierten die Herrschaften im Garten. Ein Bedienter, der den Fürsten absteigen sah, flog dahin, und meldete die Ankunft eines ihm unbekannten Herrn, der einen Stern auf der Brust trage. Erschrocken versteckten sich die großen Perücken hinter die näch-

sten Bäume. Nur der Premier-Minister war noch nicht in Sicherheit, als schon der Fürst mit raschen Schritten in den Garten trat, und von Jenem, der ihn vor kurzer Zeit beim Landtage gesehen hatte, mit Schrecken erkannt wurde. „Himmel! der Fürst!“ raunte er dem Ostindier ins Ohr, ging in voller Verzweiflung Sr. Durchlaucht entgegen, und verbeugte sich so tief, als er konnte.

„Wer sind Sie?“ fragte der Fürst.

Stammelnd gab sich der Bürgermeister zu erkennen.

„Die Herren spielen wohl eine Komödie?“ sagte der Landesvater lächelnd, und wandte sich, ohne Abwartung einer Antwort, zu dem Ostindier, der indessen auch näher getreten war, und ihn mit dem Anstand eines Weltmannes, begrüßte.

Indessen fuhr ein fürstlicher Jagdhund auf Richards Affen los, und wollte ihn hetzen; aber das Blättchen wandte sich: der Affe voltigirte auf des Hundes Rücken, und sprengte ihn, wie ein Reiter sein Roß, den Garten entlang.

Während dieses Zwischenspiels, das Richard und der Fürst mit Lachen ansahen, verkrümelten sich die Allongenperücken.

Der Fürst benahm sich so fein, daß er nach der wunderlichen Maskerade nicht weiter forschte. Er sprach über Ostindien, genoß einige Erfrichungen, und ritt nach einem kurzen Aufenthalt wieder fort.

Jetzt kamen die Geflüchteten aus dem tiefsten Winkel des Gewächshauses hervor. Ihre Gesichter waren ganz verändert. Sie wehklagten: der Fürst sey unfehlbar höchst ungnädig, daß sie, als obrigkeitliche Personen, dergleichen Harlekinaden spielten, und werde sie und die ganze Stadt seinen Zorn empfinden lassen. Richard versicherte dagegen zu ihrem Troste: er habe die Stadt der Gnade des Fürsten

empfohlen, und von ihm die Versicherung erhalten, daß er seinen getreuen Unterthanen in Michelheim besonders gewogen sey, und gern jede Gelegenheit ergreifen werde, ihr Bestes zu befördern.

Diese Nothlüge beruhigte die angstvollen Männer. Sie wurden vergnügter, als sie es vor dem störenden Besuche waren.

Bald darauf rückte die glänzende Schaar der Abendgäste ein. Es ward getanzt, gespeist und wieder getanzt. Doctor Salm war der wildeste Tänzer, und machte die Unschicklichkeit, daß er sich bei dem ersten Balle, den der Ostindier im goldenen Fasse gab, in Stiefeln einstellte, dadurch wieder gut, daß er dießmal in Schuhen und seidenen Strümpfen erschien, und überhaupt so zierlich wie zu einem Hofballe gekleidet war. Er hatte sogar die lockigen Haare seines Pudelkopfes ihrer gewohnten Freiheit beraubt und sie in das Gefängniß eines Haarbeutels eingeschlossen. Indem sich aber der alte Wildfang nach der Tafel, von Wein und Punsch berauscht, in einem überaus raschen Walzer herumschwang, verließ der treulose Haarbeutel seinen Posten und flog der Frau Premierministerin mit so wundersamer Kraft an den Kopf, daß sie aufschrie: „Mörder! Mörder!“ und, wie von einer Kugel getroffen, vom Stuhle sank.

Man eilte ihr von allen Seiten zu Hülfe. Das Corpus delicti ward untersucht: es enthielt unten ein großes, von einem Zipfel zum andern reichendes Stück Blei, das der Kaufmann Cubebius in seiner geübten Hand wog und auf ein halbes Pfund Kramergewicht schätzte.

Jedermann erstaunte. Der Doctor, der in seinem tollen Wirbel von dem allem nichts sah und hörte, und seinen Haarbeutel, so schwer er auch war, noch gar nicht

vermißt hatte, ward mitten im Tanze von einigen Herren verhaftet und zur Untersuchung gezogen.

„Ich kann nichts dafür," sprach er, „wenn auch mein Haarbeutel einen vollendeten Todtschlag begangen hätte. Blaffmann ist der Urheber des Uebels. Er hatte den Einfall, meine krausen, widerspenstigen, zur Scheitel aufstrebenden Haare durch ein Bleigewicht zu bändigen, und schnürte mir auch mit seiner eigenen Hand den Haarbeutel an den Kopf. Hat er nun das, wie es scheint, nicht mit gehöriger Vorsicht und Genauigkeit gethan, so mag er's eben so verantworten, wie ein Anderer, der einen beißigen Hund nicht fest genug an die Kette gelegt hat, für allen von der Bestie verübten Schaden haften muß."

„Ihr Gleichniß hinkt unmaßgeblich, Herr Doktor!" sagte der Advokat Striegel. „Der Herr und Eigenthümer des beißigen Hundes muß dafür haften, und man fragt vor Gericht wenig darnach, ob sein Knecht oder seine Magd die gehörige Fesselung des gefährlichen Thieres versäumte. Also müssen auch der Herr Doctor unmaßgeblich für die Uebelthaten Ihres Haarbeutels stehen und bürgen."

„Behalten Sie doch Ihre unmaßgeblichen Gedanken für sich!" versetzte der Doktor im schnöden Tone eines jungen, naseweisen Gecken; denn das war, wie bekannt, die anmuthige Rolle, die er jetzt, in seinem drei oder vier und fünfzigsten Jahre, bisweilen spielte. Es schien ihm nicht nöthig, sich bei der beschädigten Dame mit einem Worte zu entschuldigen. Er sah sich nur nach seinem Haarbeutel um, riß ihn dem Kaufmann Cubebius aus der Hand, steckte ihn in die Tasche und stürzte sich mit dem ersten besten Mädchen in einen neuen stürmischen Walzer.

„Unser Salm ist doch ein wunderlicher Heiliger!" sagte Kreisel. „Es war ihm nicht genug, daß er einen bleier-

nen Kopf hat: er mußte auch einen bleiernen Haarbeutel haben."

Der Frau Bürgermeisterin wuchs an der Stirn eine Beule von der Größe einer wälschen Nuß. Kreisel machte dabei die Bemerkung: es walte ein sonderbares Verhängniß über dieser Dame, daß sie durch die Hand eines Mannes, dem sie besonders wohlwolle, nun schon zum zweiten Mal verletzt worden sey. „Ich sann bisher immer," setzte er hinzu, „auf den Entwurf einer Tragikomödie, worin das Schicksal, nach dem Muster der neuesten Schauspiele, recht handgreiflich regieren sollte; und sieh, da habe ich nun den Stoff dazu auf Einmal gefunden."

Dreißigstes Kapitel.

Große Freude im Cassino.

Am folgenden Tage zahlte Richard die Summen, die er zur Wiederherstellung des zerrütteten Straßenpflasters und zur Ausrüstung der sogenannten Armee bewilliget hatte. Er ließ dabei versichern: er werde sein Versprechen, die Stadt mit einem Hospitale zu versorgen, unverbrüchlich halten und eben so wenig vergessen, das Gastmahl bei der Rathswahl auf seine Kosten ausrichten zu lassen. Die Herren des Raths waren über das alles höchlich erfreut und machten sich wechselseitige Complimente darüber, daß sie diese ansehnlichen Vortheile, zum Besten des gemeinen Wesens, durch ihre klugen Vorträge gewonnen hatten.

Damit nahm das Narrenreich plötzlich wieder ein Ende. Doch der Zweck desselben war erreicht: man bestürmte seitdem den Ostindier im Cassino nicht weiter, sich Titel und Würden anzuschaffen.

Dem guten Richard kam aber, außer den schon von dem Magistrat ihm abgelockten Summen, der Spaß sehr theuer zu stehen. Ein Courier aus der Residenz brachte ihm einige Tage nachher ein Schreiben des Kammerpräsidenten, der ihn, im Namen des Fürsten, um ein Anlehen

von dreißig tausend Thalern, gegen Verpfändung eines fürstlichen Tafelgutes, ersuchte. Der Anschlag von dem Gute war beigefügt und bewies, daß sein Werth das erbetene Darlehn beinahe dreifach überstieg. Richard schüttelte freilich den Kopf, entschloß sich aber endlich zur Gewährung und schrieb zurück: er stehe mit dem verlangten Gelde zu Diensten, und sey nach Ablauf der nächsten vierzehen Tage zu jeder Stunde bereit, das Geschäft mit einem fürstlichen Bevollmächtigten abzumachen.

Der Kammerpräsident kam selbst, erhielt gute Wechselbriefe, lieferte dagegen die Pfandverschreibung aus, und übergab dann ein gnädigstes Handschreiben, in welchem der Fürst seinen gefälligen Gläubiger zum Geheimenrathe, mit Beilegung des Titels Excellenz, ernannte. Zugleich überreichte der Präsident die darüber ausgefertigte Urkunde, mit der Erklärung, daß weder Stempelgeld noch irgend eine andere Kanzleigebühr davon zu entrichten sey.

Herzlich wenig achtete Richard die fürstliche Gnadenbezeigung; er machte sie jedoch im Cassino bekannt, weil er voraus sah, daß er dort viel Freude damit anrichten würde. Der Jubel war auch unbeschreiblich groß. Wetteifernd begab man sich in die Gefahr des Fallens und Halsbrechens, um die neue Excellenz mit ausschweifend tiefen Reverenzen zu verehren. „Jeder drängte sich zum Gespräch mit dem hochgefeierten Manne: denn Allen war es eine Wonne, das süße, herzerhebende Wort Excellenz auszusprechen. „Welcher Glanz verbreitet sich über unsere Stadt!“ sagte der Bürgermeister mit ungewöhnlicher Begeisterung: „Fühlen Sie es ganz, fühlen Sie es innig, meine Herren: wir haben einen Geheimen-Rath, eine Excellenz in unsern Mauern! — Welche andere Stadt des

Landes, die fürstliche Residenz ausgenommen, kann sich hinfort mit uns messen? Wir mögen nun reisen, wohin wir wollen, so können wir überall mit Stolz sagen: Ich bin von Michelheim!“ –

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Brautwerber.

Es ist nun Zeit, daß wir uns nach der Familie Roggenburg wieder umsehen.

Der Hauptmann hatte den ihm angetragenen Beitritt zum Cassino verweigert und erschien auch eben so wenig, als seine Tochter, beim Narrenfeste: aber weder diese Absonderung, noch Alberts feindseliges Betragen, konnten den Ostindier bewegen, seinen freundschaftlichen Umgang mit dem lustigen Invaliden und der schönen Elise ganz abzubrechen. Er brachte, als Albert das Feld geräumt hatte, manchen vergnügten Abend bei ihnen zu. Beide waren sehr freundlich gegen ihn. Alberts wurde nie gedacht.

Bei diesen Besuchen war der Stadtsecretair gemeiniglich Richards Begleiter. Er fand aber seine Rechnung nicht dabei, weil er, wie meistens die Poeten, gern etwas Gutes aß und trank, und der arme Halbsöldner seinen Gästen nur kalte Küche oder Kartoffeln und ein prosaisches Glas Bier auftischte. Das Leckermaul wollte daher den Ostindier einsmals bereden, dem Hauptmann einige Flaschenkörbe mit gutem Rheinwein zu übermachen, damit er den edlen Rebensaft in die Kehlen seiner Gäste zurückfließen lassen könnte. Aber Richard antwortete: „Nein, ich wage das nicht. Der Wein möchte, wie ehemals der Shawl,

mit Protest zurückkommen. Und ich weiß nicht, was Sie wollen. Das Bier, das uns Roggenburg vorsetzt, ist von so trefflichem Geschmack, daß ich alle Weine dabei vergesse."

„Sie, ja Sie! — Das glaub' ich!" rief Kreisel. „Sie sind verliebt, und wer das ist, dem verwandelt Liebchens Nähe sogar Wasser in Nektar."

„Ach! die blühende Zeit, da die Liebe alles um uns her verwandelt und verschönert, ist leider bei mir vorüber!" entgegnete Richard. „Aber ich gestehe Ihnen, daß noch jetzt ein milder Nachsommer mein kälter gewordenes Herz erwärmt."

„Das ist also," scherzte Kreisel, „ein förmlicher Alter-Männer-Sommer, wie schon längst die alten Weiber den ihrigen haben."

„Sie haben Recht!" erwiederte Richard. „Ich stehe zwar noch in den Jahren, die man — wiewohl sehr unrichtig — die besten nennt; aber im Reiche der Liebe bin ich ein alter Mann, und dennoch macht sie sich manchen angehenden oder vollendeten Graukopf unterthan, ohne nach seinem Taufscheine zu fragen."

„Sie sprechen aus Erfahrung, wie es scheint!" sagte Kreisel. „Beichten Sie denn nur vollends heraus, daß Ihnen ein Gleiches begegnet ist."

„Freund, Sie haben's errathen!" antwortete Richard. „Ich liebe Elisen, wie sie Jeder lieben muß, der sie kennt."

„Nun, was säumen Sie denn? So gehen Sie doch hin und sagen Sie: Komm, sey mein Liebchen, sey mein Weib!"

„Ja, wenn es keinen Albert gäbe!"

„O, der ist dem Anschein nach völlig verabschiedet und

verschollen! Man spricht ja im Roggenburg'schen Hause kein Wort mehr von ihm."

„Und dennoch schreckt er mich noch, wie das Gespenst eines Verstorbenen."

„Sie sind zu furchtsam, zu bedenklich! Andere reiche Leute haben mehr Muth. — Frisch auf! Ich will Ihr Brautwerber seyn."

Richard lehnte dieses Anerbieten vor der Hand noch ab; doch einige Wochen später entschloß er sich plötzlich, es anzunehmen, und der abgefertigte Freiwerber ging zu einer schicklichen Tageszeit an sein Geschäft.

Nach Verfluß einer guten Stunde, in welcher das ostindische Herz ungewöhnlich stark und ängstlich geklopft hatte, kam der Dichter von seiner Sendung zurück. Aber wie sah der Mann aus! Krumm und gebückt, wie beladen mit einer schweren Bürde, die seine über den Schultern geballten Hände zu halten schienen, trat er schweigend und keuchend in Richards Zimmer.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Dieser. „Was drückt Sie so nieder?"

„Ein Korb!" — seufzte Kreisel.

Richard bedeckte schnell mit beiden Händen sein Gesicht und sagte kein Wort.

„Aber dieser Korb" — fuhr Jener, sich aufrichtend, fort — „ist mit Hochachtung und Freundschaft gefüllt. Diese läßt Ihnen Elise zusichern. Doch ihre Hand mußte sie versagen, weil ihre Verhältnisse mit Alberten ganz anders stehen, als wir uns vorstellten. Sie ist seine verlobte Braut und liebt ihn innig. Er befindet sich auch keinesweges in so beschränkten Glücksumständen, als man hier glaubte. Er ist vor Kurzem Universalerbe eines reichen Oheims geworden und hat Anwartschaft auf ein ansehnli-

ches Amt, das nächstens durch Resignation des jetzigen Inhabers erlediget wird. Diese beiden Angelegenheiten haben ihn zur Abreise von hier genöthiget und werden auch seine Rückkehr bis zum Frühling verzögern. Dann holt er Elisen und ihren Vater ab, und sie ziehen mit ihm an den Ort, den ihm sein Beruf zur Wohnung bestimmt."

„O, hätten wir das alles früher gewußt!" sagte Richard. „Es ahnte mir, daß es so kommen würde; aber Sie drangen in mich, einen Schritt zu thun, der mich zum Gelächter der Stadt machen wird."

„Dem ist vorgebaut!" erwiederte Kreisel. „Der Hauptmann und Elise gaben mir von selbst ihr Wort, die Sache zu verschweigen, und was diese wackern Leute versprechen, das halten sie."

„Nun, so muß ich mich beruhigen;" sprach der Ostindier. „Jetzt kommt mir's zu Statten, daß die glühenden Hundstage der Jugend bei mir vorbei sind und mich schon der Herbst des Lebens ziemlich abgekühlt hat. Auch die Stelle in Ihrem Narrenliede:

> Werde nur kein alter Knabe
> Noch verrückt durch Amors Macht!

ruft mir zu, mich geduldig in mein Schicksal zu finden. So will ich denn meinen Korb still bei Seite stellen und ihn zu vergessen suchen." —

Aber eine schlaflose Nacht, die auf diesen Vorgang folgte, belehrte ihn, daß sein Entschluß, sich die verunglückte Liebeswerbung aus dem Sinne zu schlagen, leichter zu fassen als auszuführen sey. Er überzeugte sich, daß wenigstens Zeit und Zerstreuung dazu gehöre. Darum beschloß er,

das eben in der Hauptstadt beginnende Carneval, wozu ihn der Fürst in einer eigenhändigen Zuschrift eingeladen hatte, zu besuchen, dann noch eine andere Nebenreise zu machen, und nicht eher nach Michelheim zurück zu kommen, bis Albert seine Braut heimgeführt haben würde. So wollte er den Zeitpunkt, in welchem er den Zweck seiner Reise nach Michelheim zu enthüllen gesonnen war, bequem und ohne Langeweile heran rücken lassen.

Mit diesem Vorsatz verließ er am frühen Morgen sein Lager, und machte sogleich Anstalt zur Abreise. Er sandte dem Hauptmann und Elisen eine Abschiedskarte, übergab Kreiseln ein ähnliches Blättchen für das gesammte Cassino, beurlaubte sich bei dem Bürgermeister durch einen kurzen Besuch, umarmte den Dichter, verabredete mit ihm einen fleißigen Briefwechsel, setzte sich in den Wagen und fuhr fort.

Der Bürgermeister kam ganz gerührt auf's Rathhaus und sagte: „Welche Auszeichnung erfuhr ich heute! Ich werd' es, so lange meine Augen offen stehen, nicht vergessen, daß mich Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath, eines Abschiedsbesuchs würdigte, indem er im Begriff stand, sich zum Hoflager unsers gnädigsten Fürsten zu begeben. Er umarmte mich — bedenken Sie, meine Herren! — er umarmte mich! Und nicht etwa vornehm kalt, sondern mit einer fast brüderlichen Herzlichkeit. Ueberhaupt muß ich rühmen, daß mir der edle Herr während der ganzen Zeit seines Hierseyns eine besondere Zuneigung bewies; und ich selbst verspüre gegen ihn in meinem Herzen eine ehrfurchtsvolle Affektion, die sich zu einer completen Freundschaft formiren würde, wenn er nicht durch Rang und Glücksgüter so weit über mich erhaben wäre. Ich preise

mich und uns alle sehr glücklich, daß wir einen hohen Gönner besitzen, der jetzt ein offenes Ohr bei dem Fürsten hat, und gewiß nicht ermangeln wird, unsere geliebte Stadt der landesväterlichen Huld zu empfehlen."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Pfannenkuchen-Krieg.

Wie Eulen aus ihren Höhlen hervorfliegen, wenn sich der Tag geneigt hat: so kamen, als Richard abgereis't war, viele kleinstädtische Unarten, die sich vor seinen Augen schamhaft verborgen hatten, wieder zum Vorschein. Dieß war besonders der Fall im Cassino, wo der halb und halb anständige Ton, der sich mühsam zu bilden anfing, sogleich verschwand und die alte rohe Philisterei wieder laut wurde.

Auch Herr Blaffmann hielt den jetzigen Zeitpunkt für vortheilhaft zur Anstellung eines neuen Versuchs, sich ins Cassino einzunisten. Er that sich seit einiger Zeit, ungeachtet er schon ein ältlicher Mann war, auf die eitelste Art in seiner Kleidung hervor, und niemand begriff, wie er es erschwang und errang, sich eine so glänzende Garderobe anzuschaffen. Da man aber nicht hörte, daß er irgendwo lange Finger gemacht habe, so ließ man die Sache dahingestellt seyn und begegnete ihm und seinen schönen Kleidern mit verstärkter Achtung und Höflichkeit.

Die Frau Bürgermeisterin, die ihm noch immer bei jeder Gelegenheit die Brücke trat, unterzog sich auf's neue dem schon einmal mißlungenen Geschäfte, ihm den Weg ins Cassino zu bahnen. Sie gebot ihrem Gemahl, den sehn-

lichen Wunsch ihres Freundes bei voller Versammlung in Vortrag zu bringen. Es geschah; die Stimmen waren getheilt; doch hätten sich vielleicht die meisten Widersprecher zum Nachgeben bereden lassen, wenn nicht plötzlich Herr Kreisel mit dem Donner seiner Beredtsamkeit dazwischen gefahren wäre. Er trat auf und sagte: „Meine Herren, wie können Sie nur daran denken, den anrüchtigen Menschen in unsere Gesellschaft aufzunehmen? Er ist in jeder Betrachtung dieser Ehre nicht würdig. Und haben Sie denn vergessen, unter welcher Bedingung der Herr Geheime Rath den Miethzins für diese Gemächer bezahlt? — Es war die: daß Blaffmann nimmer, als Mitglied unsers Vereins, einen Fuß hinein setze. Das bindet uns die Hände, wenn wir uns auch übrigens nicht schämen wollten, sie dem unwürdigen Kompan zum freundlichen Willkommen zu bieten.“

Nach diesen mit Nachdruck gesprochenen Worten senkte der Bürgermeister schweigend den Kopf, und die übrigen Männer beschlossen einstimmig, daß Blaffmann Einmal für immer abgewiesen seyn solle.

Als ihm seine Patronin diesen unglücklichen Erfolg ihrer Bemühungen kund that, ward er vor Aerger ganz schwarz, und machte ihr Vorwürfe: daß sie, die immer darauf poche, die vornehmste und mächtigste Frau der Stadt zu seyn, keines Pfifferlings werth ausrichten könne. So ging er schnaubend fort und wünschte in seinem Grimm, daß es Feuer und Schwefel, wie vor Zeiten in Sodom, auf das Cassino regnen möchte.

Da jedoch nicht zu erwarten war, daß der Himmel dieses Wunder ihm zu Gefallen veranstalten werde, so beschloß er, selbst Rache zu nehmen und eine Mine springen zu lassen, die den feindlichen Clubb gänzlich zerstören sollte.

Er gab ihm nur noch Lebensdauer bis zum Fastenabend. Da sollte der vernichtende Hauptschlag geschehen, weil dann ein großes Pfannenkuchenfest alle Mitglieder der verhaßten Genossenschaft im goldenen Fasse versammelte.

Ein Krieg Aller gegen Alle war des Schufts einfacher Plan. Er wollte ein unauslöschliches Zankfeuer anzünden, und hatte viel Brennstoff dazu gesammelt. Diesen streute er theils Tages zuvor, theils am Faschingstag selbst aus. Er setzte jeder Dame, die er zum Feste frisirte, einen Floh ins Ohr, indem er ihr, mit Anempfehlung der heiligsten Verschwiegenheit, im Vertrauen offenbarte, daß die und jene Frau Gevatterin, oder sonst eine im Cassino seßhafte Person, übel von ihr gesprochen habe. So gingen Alle, mit Gift und Groll im Herzen, in die Gesellschaft.

Schon die Bewillkommungs-Complimente fielen steif und kalt aus. Die vertrautesten Freundinnen behandelten sich fremd und nahmen so weit als möglich von einander Platz. Bald darauf hörte man hier und da halblaute Selbstgespräche über das Thema: „Jeder fege vor seiner Thür!" Verächtliche Seitenblicke flogen herüber und hinüber. Mitunter geschah die spitzige Frage: „Meynen Sie mich?" Und immer folgte die Antwort: „Wen's juckt, der mag sich kratzen!"

Die Männer mischten sich Anfangs in diese vorläufigen Scharmützel nicht. Da ihnen aber die Unbilden, welche ihren Frauen widerfahren seyn sollten, bekannt waren, so hatten auch diese Tücken gegen einander, und zankten sich heftig bei ihrem Pfennigspiele. Noch stürmischer ging es am Tische der politischen Kannengießer zu. Der Kaufmann Cubebius, dessen Gattin sich besonders an vielen Gevatterinnen versündiget hatte, berief sich dießmal vergebens auf seine geheimen Briefe; man glaubte ihm kein

Wort, man widersprach allen Prophezeihungen seiner Staatsklugheit mit Händen und Füßen. Erbittert sprang er endlich auf, schlug auf den Tisch und sagte: „Ich weiß, was ich weiß! Aber Hopfen und Malz ist an einer solchen hartköpfigen Gesellschaft verloren.“ Damit ging er fort, setzte sich an einen andern Tisch, und las, mit dem Kopfe nickend und Schnippchen schlagend, in seinen bei sich habenden Briefen.

Das Abendessen drängte die feindlichen Parteien, die sich bisher nur von fern geneckt hatten, näher zusammen, und der volle Krieg brach nun aus. Die Frauen thaten sich keine verblümten Vorhaltungen mehr; sie sagten sich frank und frei ins Angesicht, was eine von der andern gesprochen haben sollte, und jede berief sich auf ihren saubern Gewährmann. Sein Name ward wohl hundertmal laut und öffentlich genannt, und keine konnte ihn einen Lügner schelten, weil ihn alle sammt und sonders als Zeugen der Wahrheit anführten. Unglücklicher Weise war die Speisetafel so schmal, daß sich die einander gegenüber sitzenden Personen ohne die geringste Anstrengung mit den Händen erreichen konnten. Von dieser Bequemlichkeit machten die erhitzten Weiber bald Gebrauch: sie krällten und kratzten einander, und rissen sich die Hauben von den Köpfen.

Die Männer konnten nun nicht länger ruhige Zuschauer seyn. Sie vertheidigten ihre Ehehälften mit Worten und mit der That, und geriethen dadurch unter sich selbst ins Handgemenge. Ein Lauffeuer von Ohrfeigen, wobei sogar der Bürgermeister nicht leer ausging, lief die Tafel hinab und hinauf. „Ruhe! Ruhe!“ rief der Stadtrichter. „Welche Schande, daß wir uns wie der niedrigste Pöbel betragen! Das folgt daraus, wenn man mit den Hefen

des Volks vertraulich umgeht und verläumderischen Buben Gehör gibt!“

Aber Herr Schneppe war ein Prediger in der Wüste. Der Streit entzündete sich immer mehr. Man griff nach den Stöcken. Die Frauen flohen. Es entstand eine allgemeine, vollständige Schlägerei, und der Stärkere prügelte den Schwächern so lange zur Thür hinaus, bis sich niemand mehr im Saale befand als der Senator Trottel, der mitten im Gefechte die strengste Neutralität beobachtete, ruhig am Tische sitzen blieb und immerfort hastig aß und trank. Er stopfte sich am Ende noch alle Taschen voll Pfannkuchen, und ging dann ebenfalls seines Weges.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Reise ins Zuchthaus.

Der Stadtrichter, der auch im Kampfgetümmel einige Hiebe bekommen hatte, wüthete vor Zorn, und ließ, als Criminalrichter, noch in derselben Nacht den Anstifter der Fehde verhaften.

Kaum war es am folgenden Tage in der Stadt bekannt geworden, daß der schlimme Vogel im festen Käfig saß, so meldete einer von Richards Dienern, der in Michelheim geblieben war, dem Stadtsecretair ein neues noch unbekanntes Verbrechen des Gefangenen.

Er hatte seit geraumer Zeit, im Bunde mit Richards Kammerdiener, eine schändliche Betrügerei ausgeübt. Der Schurke schrieb nämlich, unter den Namen verschiedener ehrlicher, aber unbemittelter Einwohner des Orts, klägliche Bettelbriefe an den Ostindier; der Kammerdiener übergab sie seinem Herrn, erhielt von demselben für die vermeinten Supplikanten ansehnliche Geldsummen, und stellte diese, nach Abzug eines billigen Rabatts, dem Betrüger zu.

So kam auf Einmal die Quelle von Blaffmanns Kleiderpracht an den Tag. Der Ankläger bewies den Betrug durch die Briefe selbst, die er unter mehreren, als unnütz weggeworfenen Papieren gefunden hatte.

„Welcher Bubenstreich!“ rief der Stadtrichter, als ihm

Kreisel die Geschichte vortrug. „Aber ich werde diese Untersuchung mit Lust führen; denn unsere Stadt hat davon den heilsamen Erfolg zu erwarten, daß sie von dem Bösewicht auf immer befreit wird.“

Und so geschah es. Blaffmann gestand nach vielen Kreuz- und Quersprüngen sein Verbrechen ein, und ein auswärtiger Schöppenstuhl sprach ihm ein hartes, aber wohlverdientes Urtheil. Er mußte zuförderst die ehrlichen Leute, deren Namen er gemißbraucht hatte, vor Gericht um Verzeihung bitten; dann ward er mit einem hölzernen Brustschilde, auf welchem die Worte: Betrüger und Ehrenschänder mit großen Buchstaben geschrieben standen, an den Pranger gestellt, und nach dieser Parade ins Zuchthaus abgeführt, wo ihn eine derbe Knute mit einem tüchtigen Willkommen empfing. Man gab ihm hierauf, anstatt des Kammes und der betrüglichen Bettelfeder, die Holz- und Hornraspel und die Steinsäge in die Hände. Zu dergleichen schwerer Arbeit sollte er, nach Vorschrift des Urtheils, zwei Jahre lang angestrengt und dann des Landes verwiesen werden.

Das alles war die Folge seiner Aufwiegelung am Fastenabend. Dadurch kam er ins Gefängniß, und der Ankläger wachte gegen ihn auf. Er mußte folglich die Kühlung seines Müthchens theuer bezahlen. Doch sein Zweck war erreicht: das Cassino ging ein

Viele Damen waren schwach genug, das Schicksal des Halunken zu bedauern. Sie schickten ihm täglich gute Bissen ins Gefängniß, versorgten ihn mit allerhand Bequemlichkeiten zur Reise ins Zuchthaus, und weinten ihm nach.

Ungefähr um dieselbe Zeit ward die Stadt auch noch von zwei andern Personen, die Vielen ein Dorn im Auge waren, gereiniget.

Der Leser erinnert sich vielleicht noch, daß die Frau Bürgermeisterin (am Schlusse des sechzehnten Kapitels) in ihren Kalender den Tag bemerkte, an welchem die Doctorin Salm den Mohren Golo zu sich eingeladen hatte, um sich von ihm die Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes erzählen zu lassen. Kein billiger Mensch nahm Anstoß daran: denn es ist ja eine sehr unschuldige Sache, daß man sich von weitgewanderten Fremdlingen über das, was sie gesehen haben, belehren läßt und sie als eine lebendige Reisebeschreibung benutzt. Aber die Bürgermeisterin behauptete hartnäckig, der Doctorin Neugier sey auf einen andern Gegenstand gerichtet gewesen. Dergleichen muthwillige Verleumdungen begünstiget oft der Zufall, indem er sonderbare Umstände zusammenwürfelt, die solche Hirngespinste zu begründen scheinen. So traf sich's auch hier, daß des Doctors längst gehegter Wunsch, einen Erben zu bekommen, zu einer bedenklichen Zeit in Erfüllung ging. Madame Salm kam glücklich in die Wochen; da aber viel unglimpfliches Geschwätz über ihre Schwangerschaft in Umlauf gewesen war, so hatte sie den Eigensinn, ihr neugeborenes Kind niemanden zu zeigen. Die Bürgermeisterin und andere ihres Gelichters hätten viel darum gegeben, es nur von weitem zu sehen; allein es war keine Möglichkeit. Da ward denn die Hebamme von der Frau Bürgermeisterin zum Kaffee gebeten, und von ihr und andern neugierigen Beisitzerinnen verhört, wie das Würmchen gestaltet sey. „Es ist ein recht schmucker Junge!" sagte die Alte. „Nur Schade, daß die Mutter im vorigen Sommer zu viel Heidelbeeren gegessen hat; davon ist das Knäbchen ein bischen schwärzlich geworden." — Man kann sich vorstellen, wie ausgelassen über diesen schalkhaften Einfall gelacht wurde. „Nun, bei der Taufe kann sie

den Balg doch nicht vor dem Pfarrer und den Pathen verstecken!“ sagten die edlen Damen, und freuten sich darauf, daß nachher von der Kanzel herab auf das im Schwange gehende Laster der Unkeuschheit geschmält werden würde. Aber diese Rechnung war falsch. Der Herr Doctor säumte, nach jetziger großstädtischer Sitte, vier Wochen lang, das Knäblein taufen zu lassen, schickte dann einmal mitten in der Nacht dem Pfarrer die Taufgebühren doppelt oder dreifach, und verließ noch in derselben Stunde, mit Frau und Kind und allen seinen Habseligkeiten, die Stadt auf ewig.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Das Begräbniß.

Bald nach dieser Abfahrt kam Albert zurück, um die Seinigen abzuholen. Er war aber darauf eingerichtet, sich einige Wochen in Michelheim aufzuhalten, und so geschah es, daß er noch dort war, als auch Richard wieder eintraf.

Dieser hatte sich in der Fürstenstadt, besonders bei Hofe, wenig erlustiget. Es war hier alles zwergartig und wollte sich doch ein riesenhaftes Ansehen geben. Richard hielt nicht lange dabei aus. Er machte Reisen außerhalb des Landes in einige große Handelsstädte, wo er Geschäfte hatte, kam erst im Frühling in die Zwerg-Residenz zurück, und wollte da so lange verweilen, bis ihn Freund Kreisel benachrichtigen würde, daß sich Albert, sammt der Familie Roggenburg, ganz von Michelheim weggewendet habe. Er konnte jedoch diesem Vorsatze nicht treu bleiben. Die Residenz war ihm in der jetzigen Jahreszeit ein doppelt unerträglicher Ort. Sie lag in einer reizlosen, unfruchtbaren Ebene, wo kein schöner, dichtbelaubter Baum den Spaziergänger mit kühlem Schatten erfrischte. Nur die kahlköpfige Weide wohnte hier in einer Sandwüste. Man hatte zwar in der Nähe der Stadt einen recht artigen Park angelegt; er war aber erst zwanzig Jahre alt und konnte folglich in

dieser Jugend noch nicht viel leisten. Ganz ungenießbar ward er dadurch, daß der Regiments-Tambour der fürstlichen Leibgarde (welche zugleich die ganze Armee in sich begriff) seine Lehr- und Erziehungs-Anstalt an diesen Lustort verlegt hatte, und daselbst vom Morgen bis in die Nacht einen heillosen Lärm mit seiner Trommelschule verführte. Es gab Midasohren, die sich an dem Gerassel der Kalbfelle vergnügten und Stunden lang dem lieblichen Concerte zuhörten; aber Richard wurde dadurch, wie mehrere gebildete Leute, ganz aus dem Park verscheucht. Da er nun ein leidenschaftlicher Spaziergänger war und er sich sonst nirgend in den Umgebungen der Residenz mit Wohlgefallen bewegen konnte, so verließ er sie aus Verdruß, und kehrte lieber nach Michelheim zurück, wo er doch wenigstens einen schattigen Garten und einen heitern Freund hatte, mit dem sich ein unterhaltendes Gespräch führen ließ.

Dieser Freund war Kreisel. Ihm machte er zuerst seine Ankunft bekannt, und beschenkte ihn mit verschiedenen, für ihn gekauften trefflichen Büchern, die sich der Dichter längst gewünscht hatte. Dann überraschte er den Bürgermeister mit einem freundschaftlichen Besuche und übergab ihm Brief und Siegel über einige bei dem Fürsten ausgewirkte Gnadensachen, die der Stadt Michelheim bedeutende Vortheile brachten.

Höchst unschlüssig war er, wie er sich gegen die Familie Roggenburg, besonders gegen Elisens Bräutigam, der jetzt bei seinem künftigen Schwiegervater wohnte, benehmen sollte. Er wollte sich nicht schmollend zeigen, und hatte doch auch keine Lust, seine von Alberten zurückgewiesene Freundschaft dem jungen Strudelkopf auf's neue entgegen zu tragen. Indem er darüber mit sich selbst kämpfte,

ereignete sich ein Vorfall, der ihn auf Einmal aus aller Verlegenheit setzte.

Der Rathsdiener und Stockmeister Packer hatte eine Frau, der es die ganze Stadt weit weniger als ihm selbst verzieh, daß er in einem niedrigen und gehässigen Amte stand. Gegen ihn, den gefürchteten Mann, muckte man nicht: sie aber behandelte man als eine unehrliche Person; niemand sprach öffentlich auf der Gasse mit ihr. Hierzu kam, daß sie rothe Augen und überhaupt eine Gestalt hatte, wie man Zauberinnen malt. Sie ward deßhalb von vielen abergläubigen Menschen für eine Hexe gehalten, und bloß ihretwegen verwahrte man in der Walpurgis-Nacht alle Hausthüren mit drei Kreuzen, die jede Zauberei abwehren und unkräftig machen sollten. Ueberdieß hatte sich die von jedermann verabscheute Person in der letzten Zeit die höchste Ungnade der Frau Bürgermeisterin zugezogen, weil sie gegen den gefangenen Candidaten des Zuchthauses keine besonders gefällige Wirthin gewesen war, und er sich oft bei seiner hohen Gönnerin darüber in vertraulichen Briefen beklagt hatte.

Diese Frau ward am Tage nach Walpurgis gefährlich krank. Die Witzbolde des Städtchens sagten: sie habe sich bei dem nächtlichen Ritt nach dem Blocksberge erkältet, oder sey mit der Ofengabel gestürzt. — Drei Wochen darauf starb sie an eben dem Tage, an welchem Richard von seiner Reise zurück kam. Der betrübte Wittwer machte die gehörigen Anstalten zum Begräbniß. Als aber die Leiche fortgebracht werden sollte, blieben die dazu bestellten Träger aus. Man schickte nach ihnen. Sie ließen sagen: die Hexe möge begraben, wer wolle; sie für ihre Personen legten, um sich nicht zu verunehren, keine Hand an.

So sprachen Alle, die der Wittwer um Gottes Willen

bat, den Sarg auf den Kirchhof zu tragen. Er durchlief die ganze Stadt, er bot, was er im Vermögen hatte: die lumpigsten Bettler wiesen ihn ab. Weinend klagte er seinen Jammer dem Bürgermeister. Dieser ließ ein halbes Dutzend arme Teufel zu sich rufen, und redete ihnen zu, das Werk der Noth zu verrichten. Schon waren sie halb und halb dazu entschlossen, als auf Einmal die Bürgermeisterin ihren Mann überschrie und den Leuten vorstellte: sie sollten sich doch ja nicht mit der Hexenleiche abgeben, weil sonst von nun an kein ehrlicher Mensch einen Krug Bier mit ihnen trinken würde. „Ja, das ist wahr! Ehre verloren, alles verloren!“ riefen die Bettler, und hörten den Bürgermeister nicht weiter an.

Schon drei Tage stand der Sarg, der den entseelten Körper enthielt, auf der Hausflur der Frohnfeste. Es war die höchste Zeit, ihn unter die Erde zu bringen. Da beschloß an einem Sonnabende der Magistrat: man wolle die eingepfarrten Bauern, die des folgenden Tages in die Stadt zur Kirche kommen würden, höflich ersuchen, die Leiche zu tragen, und, wenn sie sich weigerten, sie mit Gewalt dazu zwingen.

Das Wetter des Sonntags war schön; es fanden sich viele Bauern zur Kirche ein. Sobald der letzte hinein war, verschloß man die Stadtthore, und der Hauptmann Schneppe besetzte mit der Bürgergarde den Marktplatz, welchen die Landleute auf ihrem Heimwege nicht umgehen konnten.

Als der Gottesdienst aus war, ließ Herr Schneppe die Trommeln und Pfeifen lustig ertönen. Das lockte, wie des Rattenfängers Pfeife die Kinder in Hameln, alle Bäuerlein herbei. Sie stellten sich vor der Fronte zusammen und horchten. Der Hauptmann ging freundlich auf sie zu und sagte: er wolle zu ihrem Vergnügen eine ganze Stunde

lang Feldmusik erschallen lassen, wenn sie ihm zuvor den Gefallen thäten, eine Leiche zu Grabe zu tragen. Sie stutzten und fragten, wem sie angehöre. Er mußte ihnen reinen Wein einschenken. Sogleich riefen alle ein trotziges Nein! denn sie hatten schon von der Sache gehört. Er, darauf gefaßt, machte plötzlich mit seiner Compagnie eine schon eingeübte kühne Schwenkung, und umzingelte die Rebellen. Sie wehrten sich aber gegen die kraftlose Mannschaft wie Löwen, warfen einen nach dem andern über den Haufen und schlugen sich durch.

Der Wittwer stand von fern, sah seine letzte Hoffnung scheitern, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und stürzte in sein Haus. „Hülfe! Hülfe! der Vater hat sich erhängt!“ schrie bald darauf eins seiner Kinder oben aus dem Fenster. Das unten versammelte Volk gaffte unthätig hinauf. Doch Albert, der zufällig vorbei ging, eilte ins Haus, zerschnitt den Hängestrick und brachte den Unglücklichen wieder zur Besinnung.

Nach dieser wackern That rief der junge Mann unter der Hausthür den Gaffern zu: „Ich bin bereit, die Leiche zu tragen. Wer hilft mir?“ Niemand regte sich.

In demselben Augenblicke kamen Richard und Kreisel aus bloßer Neugier auf dem Platze an, hörten Alberts wiederholten Ruf und entschlossen sich auf der Stelle, ihm hülfliche Hand zu leisten. Sie grüßten ihn freundlich; er dankte mit Höflichkeit. Alle drei faßten den Sarg an; doch ihre Aufforderungen und Bitten, daß noch jemand aus dem Volkshaufen ihnen beistehen möge, waren vergebens.

Da erblickte der Stadtsecretair den Advokaten Striegel, und rief ihm, als wäre von einem Kartenspiel die Rede, mit einem scherzhaften Tone zu: „Freund Striegel, kommen Sie her und seyn Sie der vierte Mann!“

Der Advokat rieb und wand die Hände, zuckte die Achseln, und trippelte bald vorwärts, bald zurück, ohne vom Flecke zu kommen.

Potz tausend über die Unentschlossenheit:“ schalt Kreisel. „Machen Sie ein Ende!“

Jetzt kam der Advokat mit hastigen Schritten und sagte: „Glauben Sie mir unmaßgeblich, meine Herren, ich bin kein Sclav des Vorurtheils; ich füge mich nur gern nach den Meynungen der Menschen, unter welchen ich lebe. Doch da sich Ew. Excellenz und die beiden andern hochachtbaren Herren über diese Bedenklichkeit hinwegsetzen, so wird es unmaßgeblich auch meiner Ehre nicht schaden.“

Hiermit griff er an; der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Der Wittwer, der sich indessen ganz beruhigt hatte, nahm seinen Platz hinter dem Sarge ein, und sagte mit lauter Stimme: „Nun seh ich, daß Gott arme Leute nicht verläßt! Die Frau Bürgermeisterin, die meinem Weibe kein ehrliches Begräbniß gönnte, mag tausendmal sterben, es wird sie kein Geheimer Rath und kein anderer so vornehmer Herr, wie diese hier, zu Grabe tragen.“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Versöhnung.

Die halbe Stadt zog mit auf den Kirchhof. Als der Sarg eingesenkt war, gab Albert dem Ostindier die Hand und sprach: „Herr Geheimer Rath, verzeihen Sie meiner jugendlichen Uebereilung! Ich that Ihnen im vorigen Jahre sehr Unrecht. Sie bewiesen sich hier und in andern Fällen als ein edelmüthiger Mann. Ich verehre Sie nun aus vollem Herzen.“

„Lassen Sie uns Freunde seyn!“ sagte Richard, ihn umarmend. „Gute Menschen können sich eine Zeit lang verkennen; aber der Nebel verschwindet und sie lieben sich doppelt.“ —

So war die Versöhnung geschlossen. Albert bat den Ostindier, mit ihm zu dem Hauptmann zu gehen, weil der gute alte Mann sehnlich nach ihm verlange. Richard erfüllte seine Bitte, wiewohl mit Bangigkeit, Elisen unter die Augen zu treten.

Roggenburg war äußerst überrascht, als er die Versöhnten Arm in Arm die Straße herab kommen und in sein Haus treten sah. Er stelzte ihnen freudig bis an die Treppe entgegen, und Thränen traten ihm in die Augen, als Richard seine Arme um ihn schlang und ihn küssend ans Herz drückte. „O wie wohl ist mir, daß ich Sie wiedersehe!“

rief der alte Kriegsmann. „Ich hätte meinem Sohne sein Mißverständniß mit Ihnen nie vergeben, wenn er Sie nicht jetzt mir wieder zuführte.“

Indessen nahte sich auch Elise und empfing den Geheimen Rath mit zwangloser Heiterkeit und freundlichem Wohlwollen. Jede Verlegenheit war nun auf allen Seiten vorüber. Man unterhielt sich von der neuesten Stadtbegebenheit und der daraus entsprungenen Versöhnung so unbefangen, als wäre nie zwischen Richard und Albert ein Zwist vorgefallen und nie ein Korb ausgetheilt worden.

„Lieber Hauptmann,“ sagte Richard, „darf ich Ihnen zum Beweise, daß ich auch in der Entfernung an Sie gedacht habe, ein kleines, sehr kleines Geschenk anbieten?“

„Wenn es klein, wirklich sehr klein ist,“ antwortete Roggenburg, „so nehme ich's an, um nicht eigensinnig zu scheinen. Aber ich kenne schon die Herren Ostindier, daß sie nichts Kleines verschenken.“

„Dießmal doch!“ versetzte Richard. „Ich habe ein Dutzend Tabakspfeifen von verschiedener Gestalt für Sie gekauft, und diese werden Sie mir gewiß nicht auf dem Halse lassen, da ich selbst keinen Gebrauch davon machen kann.“

„Ein Dutzend! gleich ein Dutzend?“ — rief der Hauptmann. „Da sieht man den Ostindier! — Doch mit Tabaksgeräthe greift man mich an der schwachen Seite an, und so will ich mich denn gegen Ihre Güte nicht sträuben.“

„Da einmal von Geschenken die Rede ist,“ fiel Albert ein, „so erbitte ich mir auch eins, Herr Geheimer Rath! Beschenken Sie mich, oder vielmehr Elisen, zum zweiten Mal mit dem Shawl, den ich ihnen unartig zurück gab. Ich möchte dieses Denkmal unserer Mißhelligkeiten gern auf immer aus Ihren Augen entfernen.“

„Das ist ein braves, vernünftiges Wort, lieber Sohn!" sagte der Hauptmann, und Richard versicherte, daß er nun erst die geschehene Aussöhnung als vollendet betrachte.

Nachdem er hierauf den Hauptmann und das Brautpaar auf den folgenden Tag zum Mittagsmahle eingeladen und sie zugesagt hatten, nahm er Abschied, und übersandte bald nachher den Shawl und die Tabakspfeifen, deren reich mit Silber beschlagene Köpfe und Rohre so schön und kostbar waren, daß Roggenburg, als ein alter Kenner, den Werth des Geschenkes auf hundert Thaler schätzte, ohne noch ein nettes Tabakskästchen und einige Rollen des feinsten Knasters, die zugleich mitfolgten, in Anschlag zu bringen.

Auch die sämmtlichen Magistratspersonen bat Richard, mit Ausschluß ihrer Frauen und Töchter, auf den folgenden Mittag zu Tische. Er wußte, wie diese Damen gegen das Fräulein gesinnt waren und wollte daher Elisen nicht das Leid zufügen, sie in eine ihr abgeneigte Gesellschaft zu versetzen. Es ward bei ihm, wenn er Gäste hatte, um zwölf Uhr gespeis't; denn die Michelheimer aßen schon um eilf Uhr und liebten es also durchaus nicht, so spät zu tafeln, wie es Richard, nach englischer und jetzt auch deutscher Sitte, gewohnt war. Dießmal ersuchte er den Bürgermeister in einem Billet, sich eine Stunde vor der gewöhnlichen Tischzeit bei ihm einzufinden, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu sprechen habe.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Entdeckung.

Mit unruhiger Neugier, was er bei dem Geheimen Rath erfahren werde, stellte sich der Bürgermeister um eilf Uhr ein. Richard empfing ihn in Gegenwart seines Hausfreundes, des Stadtsecretairs. „Lieber Herr Bürgermeister," hob er an, „ich wollte schon längst eine Frage an Sie thun. Haben Sie denn einen Verwandten, der in der Welt herum schweift? Ich fand überall auf meinen Reisen und sogar in Ostindien, einen Mann, der sich Felden nannte."

„Ew. Excellenz erschüttern mein Herz!" sagte der Bürgermeister. „Sie erinnern mich an einen verlornen Bruder, von dem ich seit dreißig Jahren keine Nachricht habe."

„War es ein guter Mensch?" fragte Richard.

„Ein lieber, herrlicher Junge war's;" versetzte der Bürgermeister. „Er hatte nur immer hochfliegende Gedanken, und sehnte sich in die weite Welt. Daran war freilich unser seliger Vater ein wenig Schuld, indem er uns Kindern oft von fremden Ländern erzählte, die er theils selbst durchwandert hatte, theils aus Reisebeschreibungen kannte. Ich hörte das alles ohne sonderliche Gemüthsregung an; aber Bruder Ludwig ward ganz begeistert, und sprach beständig davon, daß er zur See gehen wolle. Es gefiel

ihm durchaus in dem kleinen, engen Michelheim nicht. Er murrte jeden Morgen, wenn er das Barbierzeug unter den Arm nehmen und die Kunden des Vaters, der ein geschickter Wundarzt war und eine Barbierstube hatte, bedienen mußte. Besonders ging er höchst ungern zu dem damals regierenden Bürgermeister Protz, weil es ein barscher und herrischer Mann war. Einsmals hatte der Bürgermeister eine Gevatterschaft vor, und wollte dabei recht glatt um's Kinn erscheinen. Er ließ den Vater bitten, selbst zum Rasiren zu kommen; denn Ludwig, ließ er sagen, sey ein Fasler; er schere nicht rein, oder schneide. Aber der Vater war unpaß; Ludwig mußte das Geschäft verrichten. Er ging verdrießlich mit dem Scherbeutel fort, und — kam nie wieder."

„Ja freilich!" fiel der Geheime Rath ein: „Denn als ich zu dem Bürgermeister in die Stube trat, fuhr er wie ein Bär auf mich los — —"

Mit großen starren Augen sah ihn Herr Felden an, und fragte schüchtern: „Wie belieben Ew. Excellenz?" —

„Weg mit der Excellenz, Bruder Gottlieb!" sagte Jener mit offnen Armen. „Ich bin Ludwig, dein verlorner Ludwig."

Der Bürgermeister, wie vom Donner gerührt, taumelte zurück. Richard und Kreisel fingen ihn auf und geleiteten ihn zum Sopha.

„Ew. Excellenz scherzen wohl!" sprach er mit wehmüthigem Lächeln.

„Hast du noch immer die leidige Excellenz im Munde?" sagte Richard. „Nenne mich Bruder, und höre meine Geschichte! — Der Bürgermeister fuhr auf mich los: Kommt Er doch? Er Taugenichts! — Will Er mir wieder einen Wald von Haaren im Gesichte stehen lassen, oder mir

Blut abzapfen? — Sieht Er, hier liegt ein Viergroschenstück und ein Stock! sprach er, und legte beides neben einander auf den Tisch. — Er bekommt das Geld oder die ungebrannte Asche, nachdem Er sich aufführt! — Mit diesen Worten warf er sich auf einen Stuhl. Ich fing das Werk mit möglichster Vorsicht an. Es war aber schwer, das Schermesser über seine vielen, vom Zorn noch vermehrten Gesichtsfalten ohne Straucheln zu führen, und so entstand zu meinem Schrecken eine kleine Wunde. Er fühlte sich verletzt, sprang auf, sah in den Spiegel, schimpfte, tobte, setzte sich aber dennoch wieder, mit einem Fingerzeig auf den Stock. Ich kam ohne weiteres Unheil bis in die Gegend der Oberlippe. Als ich aber, wie gewöhnlich, seine Nase mit zwei Fingern anfaßte, fuhr er — Gott weiß, warum? — wüthend auf, und rannte sich damit das Messer so tief ins Gesicht, daß sogleich ein Blutstrom herausschoß. Brüllend griff er nach dem Stocke — ich stürzte fort und zum nächsten Thor hinaus, denn ich getraute mir nicht, unserm Vater wieder unter die Augen zu treten."

„Welche sonderbare Fügung!" rief der Bürgermeister. „Mein Erstaunen läßt mir noch gar nicht zu, den süßen Brudernamen auszusprechen."

„Daß ich aber vollen Anspruch darauf habe, will ich dir augenscheinlich beweisen;" antwortete Richard, und holte aus dem Nebenzimmer einen alten, auf der Flucht mitgenommenen Barbierbeutel von rothem Plüsch, bei dessen Anblick der Bürgermeister aufschrie: „Ja, den kenn' ich noch! Da muß inwendig des Vaters Name eingezeichnet stehen!"

Und so fand sich's auch. Mit nassen Augen umarmten sich die Brüder.

„Nun erzähle du, Gottlieb!“ sprach der Geheime Rath. „Was begab sich nach meiner Flucht?“

„Der Vater saß mit unter den Kopf gestütztem Arm am Fenster,“ sagte der Bürgermeister, „da rief er auf Einmal: Was mag das bedeuten? Protzens Dienstmädchen hat den Bader Hildebrand geholt; sie eilen mit starken Schritten nach des Bürgermeisters Hause. — Ist vielleicht Ludwig nicht hingegangen? oder hat ihn der eigensinnige Mann nicht angenommen? — So blieb uns die Sache dunkel, bis eine Viertelstunde nachher der Bader Hildebrand zur Thür herein schrie: Ach, Herr Gevatter, welch Unglück! Ihr Sohn hat den Bürgermeister mit dem Schermesser so zugerichtet, als wär' er in einer Schlacht gewesen. Ich mußte ihn eben verbinden; aber trotz meiner unvergleichlichen Wundsalbe, wird er zeitlebens eine sichtbare Schmarre behalten, und die heutige Gevatterschaft geht natürlich ganz in die Pilze. — Der Vater erschrack, und war vollends untröstlich, als du — —“

„Schildere mir nicht seinen Kummer!“ fiel der Geheime Rath bittend ein. Das Einzige beruhiget mich, daß ich mir nicht vorwerfen darf, seinen Tod durch meine Flucht beschleuniget zu haben. Er ist — wie ich gleich in den ersten Tagen meines jetziges Hierseys von dem Gastwirth herauslockte — erst vor zehen Jahren gestorben, hat also nach meiner Trennung von euch noch volle zwanzig Jahre gelebt.“

„Immer von dir sprechend, immer nach dir verlangend, immer für dich betend!“ — setzte der Bürgermeister hinzu, und die Augen gingen ihm über. „O, hätt' er's doch erlebt, dich in deinem jetzigen Glanze zu sehen! — Sage mir, ich bitte dich, wie gelang dir's, zu dieser Höhe zu steigen?“

Der Geheime Rath wollte Bruder Gottliebs Neugier befriedigen! doch Herr Trottel, der immer, wenn's zu Tische ging, der Erste war, trat eben jetzt ins Zimmer, und die übrigen Gäste folgten bald nach. Als alle beisammen waren, stellte sich ihnen der Geheime Rath als ein Michelheimer Stadtkind und als Bruder des Bürgermeisters vor. Sie hielten es lange für einen Scherz. Er gab ihnen aber einen kurzen Auszug aus seiner Geschichte, so weit wir sie wissen, und versprach, die Fortsetzung bei Tische folgen zu lassen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die hohen Kranken.

Als die Suppe, die gewöhnlich mit einer gewissen stillen Andacht genossen wird, vorbei war, begann der Geheime Rath seine Geschichte.

„Es sind im künftigen Monat gerade dreißig Jahre, daß ich Michelheim verließ. Ich hatte mein mühsam zusammengespartes Vermögen, das in fünf Thalern bestand, glücklicher Weise in der Tasche, als ich die Flucht ergriff. Das Wetter war schön; ich schlug meine Nachtläger meistens unter Bäumen auf, und so reichte meine Kasse bis Hamburg, wohin ich meinen Lauf nahm, um mich nach England einzuschiffen."

„Ich meldete mich bei einem Büreau, wo junge Wundärzte für den englischen Seedienst angenommen wurden. Es war mir vor einer scharfen Prüfung meiner Kenntnisse bange. Doch der ehrliche Mann, der sich mit mir über mein Gesuch besprach, schien gar kein Kunstverständiger zu seyn. Er that nur zwei oder drei oberflächliche Fragen an mich, die ich herzhaft beantwortete. Am Ende machte er noch seinen überreifen Bart, den er vermuthlich kostenfrei loswerden wollte, zu einem Gegenstande des Examens. Er ging mit mir in ein anstoßendes Cabinet, wo er die erforderlichen Barbiergeräthe aus einem Schranke nahm.

Ich hatte dießmal eine leichte Hand, einen sichern Strich; mein Examinator war vollkommen damit zufrieden. Wir wurden einig, und ich segelte schon des folgenden Tages nach England."

„Ich war nach London beordert, ward aber von da sogleich nach Portsmouth geschickt, wo einige Kriegsschiffe zum Auslaufen bereit waren. Auf einem derselben erhielt ich meine Anstellung. Jetzt begann die traurigste Zeit meines Lebens. Der Anblick des Meeres ist groß und hehr; ich ward es aber bald überdrüssig, mit meistens rohen Gesellen, deren Sprache mir Anfangs völlig fremd war, in einem engen, schwimmenden Gebäude zu hausen, und nichts als Himmel und Meer zu sehen. Verschiedene Seetreffen, die unsere Flotte lieferte, waren keine angenehme Abwechselung. Ich hielt dennoch, auf verschiedenen Kriegsschiffen dienend, diese langweilige Lebensart vier Jahre aus. Dann aber nahm ich meinen Abschied, und ging, als ich eben mein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, mit einem Handelsschiffe nach Indien."

„Mein Schiffspatron hatte Geschäfte im Königreiche Siam. Die Bewohner dieses Königsreichs sind häßliche Gestalten. Lange Ohren, die man sonst gern dem Esel überläßt, gelten bei ihnen als eine vorzügliche Schönheit. Einer beneidet den andern darum. Die Natur beschenkt sie freiwillig mit dieser Zierde; aber keiner ist mit der Größe derselben zufrieden: alle belasten sich mit schweren Ohrgehenken, um durch dieses dehnende Gewicht den Wachsthum der köstlichen Naturgabe noch mehr zu befördern. Es ist auch den wunderlichen Leuten nicht recht, daß ihnen die Natur, wie andern Menschen, weiße Zähne gibt: sie wollen sie schwarz haben, und wetteifern mit einander, die Farbe des Ebenholzes ihrem Gebiß einzubeitzen."

„Doch unter diesen Querköpfen keimte mein Glück. Mein Schiffspatron und ich befanden uns eben in der Hauptstadt des Reichs, als Seine Majestät, der König, von einer Krankheit befallen wurde, die seine Aerzte nicht zu heilen verstanden. Er sträubte sich vielleicht gegen die dort gewöhnliche Cur, bei welcher man den Kranken die Länge lang auf den Boden hinstreckt, ihm auf den Leib tritt, und mit den Füßen darauf herumstampft, damit diese Durcharbeitung eine glückliche Crisis der Krankheit hervorbringe. Der hohe Patient hatte vernommen, daß ein europäischer Arzt, nämlich meine Wenigkeit, in der Hauptstadt angekommen sey, und ich ward nach Hofe berufen. Aber vor einem König von Siam darf man nicht, wie vor andern Menschen, auf zwei Füßen erscheinen; man muß, zur Erde geworfen, auf den Knien und Händen, wie ein vierfüßiges Thier, zu ihm hinkriechen. Der königliche Ceremonienmeister unterrichtete mich im Vorsal eine ganze Stunde, wie ich mich so mit gehörigem Anstand fortbewegen sollte. Ich gab vergebens durch einen gegenwärtigen Dollmetscher zu verstehen, daß während dieser verlorenen Zeit die Krankheit Seiner Majestät zu einer bedenklichen Höhe steigen könnte: die strenge Beobachtung der lächerlichen Hofsitte schien nöthiger als die Cur. Der Ceremonienmeister war zuletzt mit meiner Gelehrigkeit zufrieden, und der Gang auf allen Vieren gelang mir um so besser, da ich treffliche Muster vor mir hatte, indem der Ceremonienmeister und andere bedeutende Hofschranzen wie schleichende Katzen vor mir her ins Krankenzimmer krochen.“

„Der König, der eine sehr lange, pyramidenförmige, von Gold und Edelsteinen funkelnde Mütze auf dem Kopfe hatte, lag starr, wie ein steinernes Bild, auf seinem Lager, als wir anrutschten. Ich flüsterte dem neben mir kriechen-

den Dolmetscher zu: es sey zuförderst nöthig, daß mir in Gnaden erlaubt werde, den allerhöchsten Puls zu untersuchen. Mein Begehren lief leise von Ohr zu Ohr, bis es an denjenigen Hofherrn kam, der zunächst ans Lager des Königs vorgerückt war. Er richtete sich, wie ein aufwartendes Hündlein, empor, setzte die Spitze eines kleinen, zierlichen Sprachrohrs höchst behutsam ans Ohr Seiner Majestät, und trug so mein ärztliches Gesuch lispelnd vor. Der König antwortete nicht, zuckte keine Lippe, hob aber seine rechte Hand mit unbeschreiblicher Langsamkeit unter der Decke hervor. Ich erschrack: denn die Nägel seiner Finger waren wenigstens vier Zoll lang. Ein Wink des Ceremonienmeisters rief mich zum Krankenbette. Er setzte sich und mich in die Stellung aufwartender Hündlein, und leitete meine Hand zur Hand des Königs. Ich überzeugte mich sogleich, daß ich nur mit einem ganz gewöhnlichen Fieberchen zu thun hatte. Es war mir nicht bange, damit fertig zu werden. Ich erklärte durch den Dolmetscher: Seine Majestät befinde sich noch für jetzt in keiner Lebensgefahr, und ich hoffe, durch zweckdienliche Arzneien, die ich unverzüglich herbeischaffen würde, die Krankheit zu heben.“

„Vorschriftmäßig kroch ich rückwärts, wie ein Krebs, zur Thür hinaus und holte die benöthigten Pulver aus meiner Reise-Apotheke. Mit welchen Feierlichkeiten der König die Medicin eingenommen hat, weiß ich nicht. Ich besuchte ihn acht Tage hinter einander; dann war er gesund. Zur Belohnung erhielt ich eine goldene Betelbüchse vom zweiten Range.“ —

„Eine Betelbüchse! Was ist das?“ fragte der Bruder des Erzählers.

„Es ist in Indien gewöhnlich,“ antwortete der geheime

Rath, „die Blätter der dort einheimischen Betelpflanze in goldenen oder silbernen Dosen bei sich zu führen und sie von Zeit zu Zeit, wie man eine Prise Tabak nimmt, im Munde zu käuen. Wenn aber der König von Siam Betelbüchsen verschenkt, so bewirkt das dort eine eben so ehrenvolle Auszeichnung, als in Europa ein Orden. Die Größe derselben bestimmt den Rang. Ich ward Betelbüchsenritter der zweiten Klasse; und man erwies mir überall, wo ich mein Ordenszeichen aus der Tasche zog, große Verehrung. Ich muß aber bekennen, daß mir das erhaltene Gnadenzeichen wenig Freude machte. Eine hübsche Geldsumme, die mich in den Stand gesetzt hätte, ein vortheilhaftes Geschäft anzufangen, wäre mir lieber gewesen. So unzufrieden, wollte ich eben die Residenz des Beherrschers von Siam verlassen, als ich plötzlich wieder in den Palast gerufen ward und mir der Antrag geschah, einem kranken Elephanten des Königs ärztliche Hülfe zu leisten."

„Ich muß im voraus sagen, daß diese Riesen der Thierwelt in Siam zu Hause sind und in außerordentlicher Achtung stehen. Jeder Elephant des Königs hatte damals innerhalb der Ringmauern des Palastes ein eigenes, wohl eingerichtetes Haus und einen ansehnlichen Titel. Einer hieß der Graf, der andere der Lord, der dritte der Baronet u. s. w. Der vornehmste — ein ungeheurer Elephant von weißer Farbe — ward Prinz genannt. Er bewohnte einen kleinen Palast und hatte zu seiner Bedienung einen zahlreichen Hofstaat, der ihn immer umgab. Der König liebte und schätzte den sogenannten Prinzen ungemein. Der Titel: Herr des weißen Elephanten stand in allen öffentlichen Mandaten unter seinen übrigen Titeln oben an."

„Diese vierfüßige Herrschaft war krank. Ich hielt es

für möglich, daß bei ihr vielleicht mehr, als bei dem König selbst zu verdienen sey und erklärte mich daher bereitwillig, sie als Arzt zu besuchen. Auf meine Frage, ob ich dabei ein gewisses Ceremoniell zu beobachten habe, erhielt ich die Antwort: es sey nichts nöthig, als eine tiefe Verbeugung vor dem Prinzen."

„Ich erschien denn mit einem Bückling vor ihm. Er stand in einem fürstlich ausgeschmückten Zimmer, mit gesenktem Kopfe, und sah überhaupt sehr unlustig aus. Ich forschte bei dem gegenwärtigen Hofstaate nach den Zeichen der Krankheit. Man wußte mir nichts anzugeben, als daß der Prinz seit drei Tagen seine sonst gewöhnliche Eßlust und Heiterkeit verloren habe. Weiter nichts als ein verdorbener Magen! dacht' ich in meinem Herzen, stellte mich aber äußerlich, als stände die Sache sehr schlimm. Ich nahte mich dem Kranken, betastete seinen Rüssel, seine Ohren, sah ihm in die Augen, ließ mir die Zunge zeigen, machte bei dem allen ein trübes, bedenkliches Gesicht, empfahl mich mit einem Reverenz und holte Magenmittel, die dem beseelten Knochenberge — wie Haller, der Arzt und Dichter, den Elephanten nennt — in starken Gaben gereicht werden mußten. Mit verständiger Willigkeit nahm er sie ein. Den dritten oder vierten Tag nachher befand er sich wieder wohl. Er hatte eben, als ich ihm meinen gewöhnlichen Morgenbesuch abstattete, eine doppelte Portion Reiß mit gutem Appetit verzehrt und trank vor meinen Augen eine Flasche Wein hinten nach. Dankbar für seine Wiederherstellung, umarmte er mich mit dem Rüssel und drückte mich sanft an seine Brust."

„Der Dolmetscher vertraute mir, daß der König über die Genesung des Prinzen höchst erfreut sey und mich unfehlbar zum Betelbüchsenritter der ersten Klasse erhe-

ben würde: ich hingegen vertraute dem Dolmetscher, daß mir an der ganzen Ritterschaft wenig liege, und es mir angenehmer wäre, wenn mir der König mit einigen derben Goldstangen unter die Arme griffe. Diese Worte waren nicht verloren. Mein Wunsch, den der gefällige Dolmetscher auf eine geschickte Art an den rechten Mann gebracht hatte, ward mit königlicher Freigebigkeit erfüllt."

„Bald darauf verließ ich das Königreich Siam und begab mich in die schönste und fruchtbarste Gegend Ostindiens, um dort mein Geld an Ländereien anzulegen oder Handel zu treiben. Ich vereinigte beides mit einander. Das Glück begünstigte meine Unternehmungen. Es war mir fünf und zwanzig Jahre so treu, als es wohl wenigen Menschen ist. Dennoch verließ ich seinen Schoos, um dich, geliebter Bruder, und meine Vaterstadt zu besuchen. Ich wollte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft zu erkennen geben: es belustigte mich aber von einer Zeit zur andern, gleichsam verlarvt und vermummt hier herum zu wandeln, und wir alle haben dadurch manchen lustigen Auftritt gewonnen." —

So erzählte Richard — wie wir ihn noch bis zum nahen Ende des Buches nennen wollen — seine Geschichte. Die Zuhörer machten allerhand Glossen darüber, die jedoch der Aufzeichnung eben so wenig werth sind, als es die Zwischenreden waren, welche die Erzählung durchkreuzten.

„Aber, mein werther Bruder, du sprachst nur von einem Besuche?" sagte der Bürgermeister. „Ich hoffe doch, du wirst uns nicht wieder verlassen."

„Ich muß!" sagte Richard. „Und die Zeit meines Scheidens ist nahe. Ich gehe noch in diesem Monat nach Ostindien zurück."

Alle waren bestürzt; nur Kreisel rief: „Beneidenswerther Mann!

Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, mein Freund und Gönner, ziehn!“

„Was hält Sie ab?“ sprach Richard. „Ihre Gesellschaft wird mir die Reise sehr angenehm machen, und was Sie hier verlieren, das gewähr' ich Ihnen zehnfach in Ostindien.“

„Göttlicher Freund, ich gehe mit Ihnen!“ rief Kreisel. „Es müßte kein Fünkchen poetischen Geistes in mir glühen, wenn ich den Ruf in ein romantisches Zauberland ausschlagen wollte.“

„Sie wollen also Ihre Stelle, als Stadtsecretair, plötzlich aufgeben?“ fragten staunend die Rathspersonen.

„Ja, meine Werthesten!“ antwortete Kreisel. „Ich würde nun doch in meinem Schreiberjoche nichts mehr taugen, und es unwillig schütteln, wenn ich an Ostindien dächte. Damit Sie aber durch meinen unerwarteten Abschied in keine Verlegenheit kommen, empfehle ich Ihnen zu meinem Nachfolger den Advokaten Striegel, der nichts weniger als ein poetischer Schwindelkopf ist, wie Sie mich bisweilen zu schelten beliebten, sondern Ihnen mit seinen soliden juristischen Kenntnissen und seiner unmaßgeblichen Bescheidenheit gute Dienste leisten wird.“

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Lektion.

„Richard ist doch ein Mensch, der gar keine Lebensart versteht!“ sagte die Bürgermeisterin, als ihr Mann von der Gasterei nach Hause kam. „Ich hörte diesen Nachmittag mit Erstaunen, daß er das armselige Fräulein zur Tafel gezogen hat; aber die Frau Bürgermeisterin war dieser Ehre nicht werth.“

„Dafür habe ich die Ehre, daß ich mich nun mit ihm dutze;“ versetzte der Bürgermeister mit schelmischem Lächeln.

„Hast du denn Brüderschaft mit ihm getrunken?“ fragte sie.

„Ja, schon an der Mutter Brust!“ — gab er zur Antwort. „Denke, mein Schatz! Seine Excellenz, der Herr Geheime-Rath, ist mein leiblicher Bruder!“ —

Sie hielt ihn für berauscht und rieth ihm, zu Bette zu gehn. Er bewies aber seine Nüchternheit durch eine sehr ordentliche und ausführliche Erzählung aller uns schon bekannten Umstände. Da brach die staunende Dame in ein Freudengeschrei aus: denn es schien ihr nun nichts gewisser, als daß der Geheime-Rath gleich auf der Stelle sein Vermögen brüderlich mit ihnen theilen werde. Aber der Bürgermeister schüttelte den Kopf und sagte: „Laß uns froh seyn, wenn er nicht von mir die Herausgabe seines

Erbtheils verlangt!“ — Dieser Einwand machte sie so bestürzt, daß sie die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.

Doch der nächste Morgen befreite sie von dieser Angst. Richard stattete ihr einen Besuch ab und beschenkte sie mit einer Menge köstlicher Waaren, die ihm zwei Diener nachtrugen. Er ging dann mit seinem Bruder auf's Rathhaus und entsagte vor dem versammelten Magistrate nicht nur allen Ansprüchen an die väterliche Verlassenschaft, sondern machte auch ein Testament, worin er die Stadt Michelheim zu seiner Erbin einsetzte und dabei vorschrieb, wie der Nachlaß zur Verbesserung des Schulwesens und andern nützlichen Stiftungen angewendet werden sollte. Seinem Bruder, der reich und kinderlos war, vermachte er zum Ueberfluß ein Legat von zwanzig tausend Thalern.

In einem andern gerichtlichen Aufsatze bestimmte er sein Wohnhaus, sammt allen Zubehörungen, zu dem versprochenen Hospitale, und übergab zu treuen Händen des Magistrats die landesfürstliche Schuldverschreibung, als Eigenthum des Hospitals, damit die darin aufzunehmenden Armen von den Zinsen des Kapitals reichlich verpflegt werden könnten.

Der Bürgermeister und sämmtliche Rathsherren wandten ein: es sey doch Schade, daß ein so schönes, von einem Staatsminister erbautes Haus zur Wohnung armen Gesindels herabgewürdiget werden sollte.

„Ich weiß nicht, was Sie armes Gesindel nennen, meine Herren!“ versetzte Richard. „Verstehen Sie darunter Leute, die durch Völlerei, Trägheit und Liederlichkeit in Armuth versunken sind, so haben Sie vollkommen Recht. Diese verworfene Art von Menschen soll von der Wohlthat meines Hospitals immer und ewig ausgeschlossen seyn.

Nur unverschuldetes Unglück finde darin eine ruhige Freistätte! Und für solche Leidende ist kein Palast zu prächtig.“ —

Es blieb also bei Richards wohlthätiger Anordnung, und die Armen in Michelheim erhielten ein Verpflegungshaus, wie es die größten und reichsten Städte in Deutschland nicht aufzuweisen haben.

Die kleinen Seelen in der Rathsstube und in hundert andern Häusern zuckten über diese Großmuth, die sie Verschwendung nannten, die Achseln: nur Albert und die Familie Roggenburg würdigten Richards Hochherzigkeit nach Verdienst und belohnten sie mit freudigem Beifall. Er widmete die wenigen Tage, die sie noch in Michelheim zubrachten, beinahe ganz dem Umgange mit ihnen, und sie schieden mit Schmerz und Thränen von einander.

Bald nachher gab er dem Magistrat und den sämmtlichen Standespersonen einen Abschiedsschmaus und bei der Tafel — eine Lection.

„Meine Herren und Damen!“ hob er an, „erlauben Sie Ihrem Landsmann und Mitbürger, Ihnen einige wohlgemeinte Worte ans Herz zu legen. Ich scheide von Ihnen mit der schmerzlichen Erfahrung, daß Sie bisher nicht immer so froh und glücklich waren, als sie es seyn könnten. Es lebt sich recht angenehm in kleinen Städten, wenn noch die Sitteneinfalt unserer frommen Vorfahren und altdeutsche Biederkeit darin walten. Dann umfassen die Stadtmauern gleichsam nur Eine Familie, die bei allen Vorfällen des Lebens den innigsten Antheil an einander nimmt. — Herrscht aber unter den Bewohnern eines solchen Oertchens ein feindlicher Geist, so wird der enge Raum, in welchem man mit unholden Menschen athmen und verkehren muß, eine wahre Hölle: man leidet beinahe

die Qual der Verbrecher, welche vor Zeiten mit einem Hunde, einer Katze, einem Hahn und einer Schlange in einen ledernen, ausgepichten Sack gesteckt und ins Wasser geworfen wurden. — Es gab hier noch vor Kurzem einen Lotterbuben, der die bösen Eigenschaften jener Thiere in sich vereinigte und ein ewiger Friedensstörer war. Er hätte aus jedem ehrbaren Hause verbannt seyn sollen; aber leider fanden seine hämischen Zuflüsterungen bei Vielen von Ihnen geneigtes Gehör, und Sie ließen sich oft dadurch gegen einander aufbringen. Ich bitte Sie, meine Herren, ich bitte besonders Sie, meine Damen, dulden Sie hinfort keine solche Schlange in Ihrem Busen! Es dünkt mich die höchste Unweisheit, sich durch vermeidliche Feindseligkeiten und Zänkereien das kurze Leben zu vergiften. Jeder Mensch hat seine Fehler; daher gebührt Keinem das Recht, den Fehlern seines Nachbars aufzulauern und sie durch Spürhunde von Blaffmanns Gattung aufzujagen. Das ist die Hauptquelle alles Unfriedens in kleinen Städten! — Man wohnt so nahe beisammen, daß man auch ohne Spähen und Forschen das Meiste, was von einem Thore zum andern vorfällt, sieht und hört; aber man muß die Augen zudrücken und die Ohren verstopfen, um sich nicht zu hassen; man muß dulden und lieben, damit man wieder geduldet und geliebt werde. Ich halte — sagt ein weiser Mann des Alterthums — ich halte den für den besten und vollkommensten Menschen, der Andern so bereitwillig verzeiht, als wenn er täglich selbst häufige Fehler beginge, aber sich des Fehlens so sorgfältig enthält, als ob er Keinem verzeihen wollte. — Wählen Sie sich, geliebte Mitbürger, das Ideal eines solchen Menschenfreundes zum Vorbilde! Dann werden Sie sammt und sonders duldsam gegen einander seyn und sich durch

Eintracht und Liebe aus dem dürren Sandboden unserer Vaterstadt ein Paradies hervorzaubern.“ —

Mit feierlicher Stille hörte die Gesellschaft dieser Ermahnungsrede zu. Einige Wenige bezeigten ihren Beifall durch Kopfnicken; aber die Frau Bürgermeisterin zog häßliche Gesichter, und es fehlte nicht viel, so hätte sie bei Blaffmanns Erwähnung, wie bei einer Leichenrede, geweint.

Am folgenden Tage verließen Richard und Kreisel die Stadt.

Die Frau Bürgermeisterin bat Nachmittags alle ihre Klatschgevatterinnen zusammen und sagte zu ihnen: „Gott Lob und Dank, daß all' das fremde Geschmeiß zum Thor hinaus ist! Mein Herr Schwager ist fort, die Salms, die Roggenburgs und Albert sind fort. Auch den vorwitzigen Poeten wurden wir los. Gott sey Dank! Nun hofmeistert uns Niemand mehr, nun können wir wieder in unserem alten Sode leben!“

Novellen.

I.

Der Harfner.

Waldemar, ein Ritter der Vorzeit, bewohnte mit Rosamunden, seiner blühenden, goldlockigen Tochter, eine befestigte Burg, die hoch auf einem einsamen Felsen lag, und bei Tag und Nacht von bewaffneten Söldnern so scharf bewacht wurde, als ob sie sich in einem steten Belagerungsstande befände. Es war auch nicht viel besser; denn auf einer nahen Felsklippe haus'te Waldemars Erbfeind, Ritter Erich, der von Zeit zu Zeit eine kleine Kriegsschaar unter seinem Panier versammelte und gegen die Veste seines Gegners anrückte, um sie mit Sturm zu erobern. Es gelang ihm aber nie. Die treue und wachsame Besatzung schlug jeden Angriff tapfer zurück.

Waldemar ward nach und nach der fruchtlosen Befehdungen seines feindlichen Nachbars gewohnt, und ließ sich darüber kein graues Haar wachsen. Er vertraute seine Burg ihrer braven Schutzwache, und fand es für unnöthig, immer selbst das Schwert in der Faust zu halten und in eigener Person zur Vertheidigung seines Hauses und Herdes bereit zu stehen. Die damals noch nicht ganz aus der Mode gekommenen Turniere ergötzten ihn baß, und er zog weit umher diesem Lieblingsvergnügen nach.

Indem er sich so, in Gesellschaft guter Kompane, die Zeit herrlich vertrieb, schlug in seinem öden Schlosse die lange Weile ihren bleiernen Thron auf. Fräulein Rosamunde, deren Mutter schon lange in der stillen Gruft ihrer Ahnen schlief, lebte einsam und freudenlos, wie ein Käuzlein in einer Felsenkluft. Sie hatte zwar eine Gesellschafterin, die ihr aber mehr trübe als frohe Stunden machte; denn Frau Emerentia, die ihre Sittenmeisterin vorstellte, ob sie gleich selbst wenig gute Sitten besaß, war eine alte milzsüchtige Matrone, die den ganzen langen Tag in das muntre sechzehnjährige Mädchen hinein kiff, um es zu einer frömmelnden Kopfhängerin zu bilden. Rosamunde hatte hierzu nicht die geringste Anlage, sondern sehnte sich, wie ein gefangenes Vöglein, hinaus in das rege, gesellige Leben der Welt.

Einst stand sie am Fenster und überblickte die weiten Gefilde, die das väterliche Schloß, wie blühende Gärten, umgaben. Sie wünschte sich aus ihrem wolkennahen Kerker hinab in die niedern Hütten der Landleute, die sie traulich mit einander schwatzen und scherzen sah. Dann horchte sie mit Wehmuth auf die melancholischen Wettgesänge der Nachtigallen, die ein Lustwäldchen am Fuße des Felsen bewohnten. Aber bald lenkte sich ihre ganze Aufmerksamkeit zu den rührenden Tönen einer Harfe, die unter den Händen eines Jünglings erklang. Er schlug, mit gesenkten Augen unter einem Baume sitzend, die goldnen Saiten an, und sang mit melodischer Stimme:

Ich ziehe fröhlich hin und wieder
Mit meinem Saitenspiel,
Seit jüngst ein Strahl auf mich hernieder
Aus Engelsaugen fiel.

Da schwand die Nacht aus meinem Herzen,
Die dumpf darin noch lag.
Und wie bestrahlt von Himmelskerzen,
Ward's plötzlich in mir Tag.

Die Klugheit trat mit ernsten Blicken
Besorgt heran und rieth,
Die heil'ge Flamme zu ersticken,
Die mich so sanft durchglüht.
Dieß Feuer wird dein Herz verzehren,
Rief sie im Warnungston,
Denn Furien der Zwietracht wehren
Dir süßen Minnelohn. —

Doch ich verschloß dem weisen Munde
Mit festem Muth mein Ohr,
Und höher schlägt mit jeder Stunde
Die Flamm' in mir empor.
Sie mag mein Herz zu Asche brennen,
Ich klag' und murre nie.
Wann einst sich Leib und Seele trennen,
Erst dann verlösche sie!

Rosamunde verstand den geheimen Sinn dieses Liedes nicht, und manches Wörtchen ging auch auf dem weiten Wege zu ihrem Ohre verloren. Um so mehr wünschte sie, den Sänger in der Nähe zu hören, und vielleicht noch lieber zu sehen; denn seine vollen Purpurwangen, die unter den grünen, ihn umschattenden Zweigen hervorglühten, hätten keinen übeln Eindruck auf sie gemacht. Sie gab ihm ein Zeichen, daß er nicht weggehen sollte, und flog dann zu ihrer Hofmeisterin. „Liebes Mütterlein!“ sprach sie, und streichelte mit ihrer weißen Sammthand die alte Unholdin — „ich hab' eine große, große Bitte an Euch. Erlaubt einem Harfner, der unter den Fenstern meines Gemachs spielt und singt, ins Schloß zu kommen, und uns ein Weilchen durch seine edle Kunst zu vergnügen.“

„Mit nichten!“ entgegnete die wackelköpfige Matrone, der die lange Gewohnheit, Nein und immer Nein zu sagen, zur andern Natur geworden war.

„Doch, doch, gutes Mütterchen!“ fuhr Rosamunde bittend und schmeichelnd fort.

„Mit nichten, Fräulein, und abermals mit nichten! — Musik ist eine eitle Weltlust und bethört des Menschen Herz.“

„Ach, Mütterchen, das mögen wohl zuweilen die betäubenden Trompeten und Pauken in den Tanzsälen thun; aber die sanfte Harfe ist ein unschuldiges Saitenspiel, und der Mann, der sie unten am Berge schlug, scheint bescheiden und fromm. Er kann gewiß viel schöne geistliche Lieder spielen und singen.“ —

„Wenn das wäre,“ sprach Emerentia, „so wollte ich ihn wohl herauf kommen lassen. Ich muß ihn aber doch erst von weitem betrachten.“ —

Sie pflanzte jetzt eine Brille auf ihre Nase, trippelte mit Rosamunden in ihr Zimmer und ließ sich den Harfner zeigen. „Ei, bewahre der Himmel!“ rief sie nach einer flüchtigen Beschauung, und schlug unwillig das Fenster zu. „Der Bube sähe mir aus wie ein geistlicher Sänger! — Ich glaubte, es wäre ein alter, ehrwürdiger Mann, mit einem langen, schneeweißen Barte, wie der fromme König David in meiner Bilderbibel; aber sieh, da ist's ein junger Schäker, ein Glattkinn, der sich gewiß nur auf Buhl- und Trinklieder versteht.“ —

„Das thut mir leid,“ sagte das schlaue Mägdlein, „daß Ihr zu dem armen Harfner so wenig Vertrauen habt. Ihr macht mir dadurch einen häßlichen Strich durch meine Rechnung auf ein paar frohe Stunden. Ich dachte, wir wollten uns erbauliche Gesänge vorspielen lassen, und da-

bei ein Gläschen des süßen Kanariensekts trinken, mit dem mich mein Vater neulich an meinem Geburtstage beschenkte.“ —

Frau Emerentien wässerte der Mund. Sie liebte die geistigen Getränke noch mehr als die geistlichen Lieder. „Hm!“ sagte sie schmunzelnd, „das war kein übler Einfall! — Saitenspiel und Wein bethören zwar oft, wie ich vorhin sagte, die Kinder der Welt; aber das Herz der Frommen erfreuen sie, und dem Reinen ist alles rein. Ich hab' auch vielleicht dem ehrlichen Harfner zu viel gethan. Er sieht wirklich, wenn man ihn genauer betrachtet, gar nicht so aus, als ob er blos Schelmstückchen im Kopfe hätte. Es ist unrecht und unchristlich, seinen Nächsten ohne hinreichenden Grund zu verdammen, und ich will mir für diese Uebereilung selbst die Strafe auflegen, daß ich dem Spiel und Gesang des jungen Menschen ein Weilchen zuhöre.“ —

Wie ein Zephyr schwebte Rosamunde fort, und kam nach wenigen Minuten mit dem Harfner und einer Flasche Sekt zurück. Die Schildwachen, denen sonst jeder Fremdling verdächtig war, hatten den rothwangigen Spielmann ohne Bedenken eingelassen; denn es war damals noch Sitte, daß dergleichen Harfenschläger von Burg zu Burg wanderten, um die müßigen Ritter und ihre Frauen zu belustigen, und sich dafür mit Speise und Trank erquicken zu lassen. Ueberall hielt man diese friedlichen Zugvögel für unschädliche Gäste, und keine Thorwache wies sie zurück.

„Tretet näher!“ sprach Emerentia zu dem jungen Harfner, als er sich ehrerbietig vor ihr verbeugte. „Zeigt uns, was Ihr gelernt habt, und ob Ihr ein frommer Sänger seyd, wie David und Assaph; denn wir begehren nicht weltlichen Sang und Klang, sondern geistliche Lieder zu hören.“ —

„Damit will ich Euch gern zu Gebote stehn;“ antwortete er bescheiden. „Ich wage zwar nicht, mich mit jenen heiligen Psalmisten in Vergleichung zu stellen; aber ich singe und spiele nichts lieber als erbauliche Gesänge, und ich hoffe, daß wenigstens mein guter Wille, den unsterblichen Psalmendichtern nachzueifern, Euern Beifall erhalten wird.“ —

Diese frömmelnde Antwort kam, wie leicht zu erachten, nicht aus dem Herzen des jungen Gesellen, der, trotz seiner Lammsmiene, ein schlauer Fuchs war. Er suchte sich dadurch blos bei Rosamundens Oberhofmeisterin einzuschmeicheln, die weit und breit im Geruch der Heiligkeit stand. Um ihre Gunst zu gewinnen, hatte er eine Menge Kirchenlieder einstudiert, und trug sie mit einer solchen Inbrunst und Salbung vor, daß seine andächtige Zuhörerin dabei ihren Sekt mit seelenfroher Behaglichkeit einschlürfte.

Die Flasche neigte sich allmälig zu Ende, und auch Emerentia neigte ihr Haupt und entschlief. Geschwind zog der Psalmist andere Saiten auf, und sang in den zärtlichsten Tönen von Liebe. Seine schwarzen, feuervollen Augen, die er abwechselnd niederschlug und erhob, waren gleichsam die Noten zum Text, und erklärten sehr deutlich, daß er nicht fremde Gefühle, sondern eigne Empfindungen ausspreche.

Rosamunde, die jetzt so gut als allein mit ihm war, lauschte anfangs jeden Laut von seinen blühenden Lippen hinweg; doch bald heftete sie mit züchtigem Erröthen ihre Augen an den Fußboden, und die langen, seidenen Wimpern zogen sich wie ein Vorhang über die Fenster des Herzens, um nicht bekannt werden zu lassen, was darin vorging. Aber eben diese Vorsicht verrieth dem lauernden

Nachbar, daß man etwas zu verheimlichen hatte, und er legte diese Entdeckung nach Wunsch aus. Um jedoch seiner Sache gewiß zu seyn, wollte er gern einen Blick hinter die geschlossenen Gardinen thun. Sitzend war dieß nicht möglich; er warf sich also rasch vor Rosamunden auf die Knie, sah schmachtend zu ihr hinauf, bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen und flüsterte leise: „Schönes Fräulein, ich bete Euch an, und hab Euch seit zwei Monden, da ich zum ersten Mal Euer himmlisches Antlitz sah, zur Königin meines treuen Herzens erkoren. Verzeiht der Macht der Liebe das Wagestück, in dieser täuschenden Verkleidung vor Euch zu erscheinen. Ich bin kein Harfner — ich bin ..."

Und indem ihm schon sein Name auf der Lippe schwebte, erwachte die Schläferin und stieß einen Zeterschrei aus, als sie den scheinheiligen Nachahmer Davids in der Stellung eines zärtlichen Liebhabers erblickte. Er sprang blitzschnell auf, ergriff seine Harfe und machte sich auf die Flucht; aber ein großes, mit silbernen Ecken geharnischtes Gebetbuch, das ihm Emerentia mit den heftigsten Scheltworten nachschickte, ereilte ihn noch an der Thüre und gab ihm einen Denkzettel auf den Weg. Mit dieser Züchtigung noch nicht zufrieden, strampelte die zornige Dame hinter ihm her und schrie aus Leibeskräften! „Haltet auf!" — Doch der schnellfüßige Flüchtling war schon bei den Schildwachen vorbei und entrann glücklich. Allein sobald er aus der Burg hinaus war, machte er sich Vorwürfe, daß er, aus Furcht vor einem alten Weibe, das Hasenpanier ergriffen und die Königin seines Herzens einer peinlichen Untersuchung ausgesetzt hatte. Es wäre freilich mannhafter und rathsamer gewesen, der Hofmeisterin Rede zu stehen, und ihr so gut als möglich einen blauen Dunst

vorzumachen; doch was geschehen war, ließ sich nicht ändern, und er tröstete sich am Ende mit der Hoffnung, daß es seiner Geliebten an einer geschickten Ausflucht nicht fehlen werde.

Standhafter als er, verrieth sie auch wirklich sein Geheimniß nicht, ungeachtet sie lange mit scharfen Fragen geängstiget ward. Sie war zwar nicht die listigste von Evens Töchtern, und überhaupt zu unschuldig, um in schlauen Erdichtungen glücklich zu seyn; aber dennoch half sie sich mit der kunstlosen Antwort: der Harfner habe nichts gesagt und gethan, als aus übertriebener Ehrerbietung knieend Abschied genommen.

„Fräulein! Fräulein!“ rief Emerentia, „es gehört ein starker Glaube dazu, um Euer Vorgeben für wahr zu halten. Doch, wenn ich's auch thue, so wird die Sache des Ausreißers dadurch nicht besser; denn er ist und bleibt dennoch ein heilloser Bube, der mit seiner Kniebeugung Abgötterei trieb. Ein frommer Christ kniet vor Gott, aber vor keinem Menschen. Wer das thut, ist ein heidnischer Götzendiener und meinen Augen ein Gräuel. Ich werde Anstalten treffen, daß uns dieser Sünder nicht wieder vors Angesicht komme.“ —

Rosamunde war klug genug, ihn mit keinem Worte zu vertheidigen. Sie ließ ihn, ohne ihre ruhige Miene zu verändern, mit dem Bannstrahl bedrohen, und auf ihn schmähen und eifern, so lange es der Strafpredigerin beliebte.

Kurz darauf traf des Fräuleins Vater in der Burg wieder ein, um einige Tage auszuruhen und sich zu einem neuen Turnierzuge zu rüsten. Emerentia stattete ihm sogleich von jenem Vorfall Bericht ab. Er zog die Augenbraunen finster zusammen; denn er vermuthete augen-

blicklich, daß der angebliche Harfner ein verkappter Liebhaber gewesen sey, und drang mit heftigen Worten in seine Tochter, ihm die Wahrheit zu bekennen. Sie blieb aber muthig und fest bei ihrer vorigen Rede. Er schüttelte ungläubig den Kopf und beorderte seine Schildwachen, den verdächtigen Harfner, sobald er sich im Burggebiet wieder sehen ließe, gefangen zu nehmen.

Wie zitterte Rosamunde für den Unbekannten, der ihr schon sehr lieb und werth geworden war! Sie befürchtete, jeden Augenblick die Schreckensbotschaft zu hören, daß man ihn ergriffen habe. Doch ihre Besorgniß war ohne Grund. Die Klugheit hatte sich noch nicht ganz aus dem Kopfe des jungen Mannes von der Liebe verdrängen lassen, und hielt ihn von unbedachtsamen Schritten zurück. Er wußte, daß der Ritter zu Hause war, und fand es daher jetzt nicht für räthlich, ein neues Abenteuer zu unternehmen.

Waldemars unruhiger Geist trieb ihn bald wieder auf seinen Turniergaul, und er ritt von dannen. Einige Stunden darauf erschien vor der Schloßpforte ein alter Bauer, der einen Korb mit Pfirsichen und andern köstlichen Früchten unter dem Arme trug, die er den Damen in der Burg zum Kauf anbieten wollte. Er bestach mit einem Theile des Obstes die Wachen; sie trauten seinem ehrlichen Ansehen, ließen ihn passiren, und er trat ungemeldet in das Gemach, wo sich die Frauenzimmer befanden.

Welch angenehmer Schrecken für Rosamunden! Sie erkannte beim ersten Blick unter der bäuerischen Maske den Harfner, ungeachtet er sein Gesicht so künstlich entstellt hatte, daß er ein Greis zu seyn schien. Emerentia hingegen bemerkte den Wolf im Schafskleide nicht; denn sie weidete ihre Augen, die das Alter schon sehr geschwächt

hatte, so lüstern an den reizenden Früchten, daß sie ganz darüber vergaß, den schalkischen Obsthändler genau anzusehen. Sie nahm ihn, ohne den geringsten Verdacht, für einen ehrlichen Landmann, und fragte nach dem Preis seiner Waare.

„Hochwürdige Dame," sprach er in der einfältigen Stellung und Mundart eines Bauers: „was Ihr da seht, ist mein eigener Zuwachs, und kostet mir nichts. Ich begehre also auch keinen Heller dafür, sondern bringe Euch das Bißchen Obst zum Geschenk."

„Ei, mein Freund!" rief die alte Dame — die sehr gern Geschenke nahm — „wie kämen wir dazu? Wir kennen Euch ja nicht!"

„Nur Geduld! Ihr sollt mich bald kennen lernen. Ich habe mir von dem gestrengen Ritter, der unglücklicher Weise heute nicht daheim ist, eine große Gnade auszubitten, und wenn er sie mir gewährt, so schenk' ich Euch nicht nur mein ganzes Obst, das ich heuer erbaue, sondern auch mein Gärtchen dazu." —

„Potz tausend! das muß ein wichtiges Anliegen seyn! Aber dennoch — nein! wir nehmen nichts von Euch geschenkt." —

„Das hab' ich gedacht! Die vornehmen Herrschaften sind viel zu stolz, als daß sie ein armes Bäuerlein dieser Ehre würdigen sollten. — Was will ich machen? Ich muß nun doch, wenn ich meinen Kram nicht unverrichteter Sache wieder wegtragen will, Euer Geld annehmen. Gebt mir so viel oder so wenig, als euch beliebt." —

Emerentia ging mit zögernden Schritten zum Geldschranke; denn sie hatte nur des Anstands halber mit dem Obstbauer komplimentirt, und ärgerte sich im Stillen, daß er so bald nachgab. Sie wühlte lange, ihm den Rücken

zukehrend, in einem Kästchen voll Scheidemünzen. Indessen gewann er Zeit, sich Rosamunden zu nähern und ihr ein kleines Päckchen unbemerkt in die Hand zu drücken. Sie erschrack, griff aber, um Geräusch zu vermeiden, geschwind darnach, und verbarg es eben so schnell. Er schlich an seinen Platz bei der Thüre zurück, empfing von der sparsamen Hofmeisterin einige Gröschlein, und ging mit dem leeren Korbe fröhlich davon.

Rosamunde machte sich bald ein Geschäft außer dem Zimmer, verschloß sich in ihre Kammer, öffnete das erhaltene Packet, und fand mit Erstaunen — eine seidene Strickleiter, nebst folgendem Briefe:

„Holdes Fräulein! Eure strenge Sittenmeisterin, deren „heiligen Eifer mein Kopf noch heute fühlt, erwachte „neulich so ganz zur Unzeit, daß mir mein Name, den „ich eben aussprechen wollte, auf der Lippe erstarb. „Ich darf ihn diesem Blatte nicht anvertrauen; denn „so es in unrechte Hände fiele, stünde meine Sache sehr „schlimm. Nur Euch will ich mich unter vier Augen „nennen; doch warne ich Euch voraus: erschreckt nicht „vor meinem Namen! — Ein Name ist ein leerer „Schall; ich aber bin ein Biedermann, dessen darf ich „mich rühmen. Ich wollte lieber meine beiden Augen „verlieren, als mich einer unedlen That gegen Euch „schuldig machen. Scheut Euch also nicht, diese „Strickleiter um Mitternacht an ein Fenster zu befesti„gen, wo keine Wache in der Nähe steht. Ich werde „leise, wie ein schwebender Schatten, auf diesem Wege „zu Euch kommen, um aus Eurem Munde zu hören, „ob Ihr mich liebt oder haßt. Bedenkt, ehe Ihr dieses „Urtheil sprecht, daß Ihr über das Herzensloos eines

„Mannes entscheidet, dessen höchster und einziger Wunsch „Eure Liebe ist.“ —

Kein Wort von dem schweren Kampfe zwischen Liebe und Sittsamkeit in der Seele des Fräuleins! — Er dauerte unentschieden bis eine Stunde vor Mitternacht; dann aber trug die Liebe, wie in dergleichen Fällen fast immer, den Sieg davon.

Emerentia schlief hart und fest, als ob sie zur Familie der Siebenschläfer gehöre; das Fräulein schlüpfte unbemerkt aus der Kammer, — deren geschwätzige Thürangeln sie schon vorher durch einige Oeltropfen geschweigt hatte, — schlich geisterscheu über einen langen, öden Gang in die einsamste Gegend des Schlosses, knüpfte mit zitternder Hand die Strickleiter an ein Fenster, und wartete mit hochschlagendem Herzen der Ankunft des Geliebten. Es war eine finstre, schauerliche Nacht. Der Sturm heulte durchs offene Fenster herein und rauschte fürchterlich die Gallerie entlang. Rosamunde drückte sich mit Angst und Grauen in einen Winkel.

Als sie sich ungefähr eine halbe Stunde lang in diesem unbehaglichen Zustande befunden hatte, hörte sie plötzlich am Eingange der Gallerie — man denke sich das Entsetzen der Armen! — die Stimme ihres Vaters, den sie viele Meilen weit entfernt glaubte. — Ihn hatten verschiedene Ursachen, die nicht zur Sache gehören, unter Weges bewogen, seine Reise einzustellen und rasch wieder nach Hause zu traben. Unglücklicher Weise kam er von der Seite her, wo die Strickleiter hing. Der Wind spielte damit, und trieb sie ihm, da er hart an der Schloßmauer hin ritt, ins Gesicht. Er ergriff und untersuchte sie, vermuthete einen feindlichen Ueberfall und Verrätherei in der Burg, sprengte mit verhängtem Zügel hinein, und eilte die Stiegen hinauf.

Ohne Licht von zwei bewaffneten Dienern begleitet, — die er mit dem Befehl, niemand vorbei zu lassen, in den Gang stellte, — schritt er hastig nach dem Fenster zu, wo er die Strickleiter entdeckt hatte. Rosamunde beugte sich in Todesangst nieder auf den Fußboden und hielt den Athem an sich. Aber der Ritter tastete herum, stieß an sie, und riß sie mit wüthender Heftigkeit empor. — „Erbarmen, mein Vater!“ ächzte das zitternde Mädchen, und warf sich, seine Knie umfassend, ihm zu Füßen. — „Rosamunde!“ rief er mit Erstaunen: „was machst du hier?“ — Sie schluchzte sprachlos. — „Geh in dein Zimmer!“ sagte er, und stieß sie fort. Er zwang sich, seinen Zorn nicht stärker ausbrechen zu lassen, um den Liebhaber seiner Tochter — denn es ahnte ihm, daß die Leiter zu einem solchen Besuche bereit sey — nicht zu verscheuchen und ihn gefangen nehmen zu können. Die Unglückliche stürzte in der höchsten Verzweiflung aufs neue vor ihm nieder und wollte stammelnd ihre Schuld bekennen; aber er ließ sie nicht zum Wort kommen, sondern drängte sie mit Ungestüm hin zu den Waffenknechten, denen er befahl, sie nach ihrem Zimmer zu führen und dort zu bewachen.

Er stellte sich nun mit entblößtem Schwerte neben dem Fenster auf die Lauer. Die Thurmglocke schlug eben zwölf. Jetzt nahte sich der Jüngling der Burg, umschlich sie behutsam und horchte. Es war alles still. Er fand die Strickleiter, klomm empor, und stand schon glücklich auf der letzten Staffel, als ihn Waldemar wie ein Tiger an der Brust packte. „Wer bist du?“ donnerte er den Bestürzten an, und zog ihn mit wilder Kraft durchs Fenster herein.

„Ritter!“ — sprach der Jüngling, schnell gefaßt, — „mäßiget Euren Zorn und behandelt mich mit Glimpf!

Ich bin kein Räuber, kein Mörder — ich komme überhaupt nicht als Feind.“ —

„Nenne dich, oder du bist des Todes!“ schrie Waldemar, und setzte ihm das Schwert auf die Brust.

„Ihr könnt mich niederstoßen,“ sprach der Fremdling, „aber ich nenne mich nicht!“ —

In diesem Augenblick erscholl ein fürchterliches Kriegsgetümmel vom Burgthor herauf. Die Schildwachen riefen: Zu den Waffen! — Spieße und Schwerter klirrten im Handgemenge; die Sturmglocke schlug an. Ueberrascht, aber unerschrocken, stürzte Waldemar — seinen Gefangenen loslassend — den Feinden entgegen. Der Jüngling folgte ihm und kämpfte muthig an seiner Seite. Es war stockfinster; die Gegner gaben keinen Laut von sich; nur ihre Schwerter zischten und blitzten durch die schauervolle Nacht. Waldemar, in einer engen Gallerie von seinen Leuten getrennt, war fast ohne Rettung verloren: doch sein unbekannter Kampfgenoß beschützte sein Leben, entwaffnete den feindlichen Anführer und nahm ihn gefangen. In demselben Augenblick drang auch die Burgmannschaft, die sich indessen gesammelt und bewehrt hatte, tapfer vor, und schlug die Feinde zurück. Sie flohen in feiger Unordnung und ließen ihren Führer im Stiche.

Man wußte nicht, wer er war, bis ein Knappe mit einer brennenden Fackel herbei eilte. Jetzt erkannte Waldemar in dem Gefangenen seinen Feind Erich, und der Jüngling — seinen Vater. — Welche wunderbare Verwickelung! — Der Sohn hatte gegen seinen Vater, als Kampfgenoß seines Erbfeindes, gestritten! — Bestürzt warf er sich vor ihm nieder, bat ihn um Verzeihung, beschwor ihn, sich mit Waldemar zu versöhnen. Auch Rosamunde, die sich von ihren Wächtern nicht länger zurückhalten ließ,

flog an die Brust ihres Vaters und suchte durch Bitten und Thränen Friede zu stiften. Erweicht, bot er stumm seinem Feinde die Hand. Erich schlug ein. Die Ritter umarmten sich mit nassen Augen, entsagten dem alten Groll, und legten die Hände ihrer Kinder in einander. Das Ehebündniß ward bald darauf feierlich geschlossen, und Erich und Waldemar hielten fest bis in ihr Grab an der Freundschaft, welche die Liebe gestiftet hatte.

II.

Der Sultan und sein Vezier.

Ein morgenländischer Sultan, der sonst eben kein Tyrann war, hatte eines Tages sehr üble Laune. Alle Hofleute, die sich ihm nahen mußten, zitterten vor den Sturmwolken auf seiner Stirn. Unglücklicher Weise begingen zwei Kämmerlinge, die ihn ankleideten, einen unbedeutenden Fehler. Er gerieth darüber in Wuth, und befahl, sie zu erdrosseln und ihre Köpfe über der Pforte seines Palastes aufzuspießen.

Beherrscher der Gläubigen, sprach sein braver Vezier, erlaube mir, die Vollstreckung dieses Todesurtheils so lange zu verschieben, bis ich dir eine Geschichte erzählt habe. —

Der Sultan nickte mürrisch mit dem Kopfe, und der Vezier begann folgendes Mährchen, das er aus dem Stegreif erfand.

Ein reicher und wohlthätiger Muselmann schenkte einem getreuen Sclaven, den er glücklich machen wollte, die Freiheit und ein ausgerüstetes Schiff. Der Freigelassene steuerte fröhlich seiner Heimath entgegen; aber es erhob sich ein Sturm und warf ihn an eine unbekannte Insel. Sein Fahrzeug war zertrümmert; er verließ traurig das Ufer.

Anfangs schien ihm das Eiland ganz unbewohnt; doch

bald erblickte er die Thürme einer großen Stadt. Er ging dahin, und kaum war er am Thor, so schallte ihm ein Jubelgeschrei entgegen. Ihn umringte ein zahlloses Volk, beugte vor ihm die Knie und rief: „Heil unserm Sultan!“ —

Der arme Schiffbrüchige bat, man möchte seiner nicht spotten; aber die jauchzenden Schaaren versicherten ihm, diese Huldigung sey ihr völliger Ernst. Man hob ihn, seines Sträubens ungeachtet, auf einen Triumphwagen, führte ihn in einen prachtvollen Palast, bekleidete ihn mit einem Purpurmantel, und eine Menge stattlicher Männer, die sich ihm als Staatsbeamten vorstellten, leisteten ihm den Eid der Treue.

Er mochte nun wollen oder nicht, er mußte regieren. Dieses schwere und ungewohnte Geschäft gelang ihm aber vortrefflich, weil er von einem alten, ehrwürdigen Vezier mit weisen Rathschlägen unterstützt wurde.

„Sage mir,“ sprach er nach einiger Zeit zu diesem wackern Minister, „wie komme ich armer Fremdling zu der Ehre, euer Oberhaupt zu seyn, und wie wird dieses Gaukelspiel enden?“ —

„Erhabener Sultan,“ antwortete der Vezier, „wir sämmtlichen Insulaner, die du bisher für Menschen deines Gleichen angesehen hast, sind — Geister.“

Den armen Mann im Purpurmantel überlief ein Schauer; er ließ sich aber nichts davon merken, und der Vezier fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Wir stehen jedoch immer unter dem Scepter eines Sterblichen, den uns der große Weltgeist von Zeit zu Zeit zum Beherrscher sendet. Er wird unsern Obern bei seiner Ankunft als künftiger Herrscher bezeichnet, und ihnen zugleich bekannt gemacht, wie lange er die Sultanswürde bekleiden soll. Sie entdecken aber uns und ihm diese Offenbarung

nicht eher, als bis die ihm bestimmte Regierungszeit verflossen ist. Dann wird er plötzlich entthront, mit einem groben Gewande bekleidet, und nach einer öden und wüsten Insel gebracht.“ —

Der Sultan erschrack von neuem, und fragte, ob seine Vorfahren ihr künftiges Schicksal gewußt hätten.

„Es war allen bekannt;“ erwiederte der Vezier: „allein sie machten von dieser Vorkunde keinen weisen Gebrauch. Sie genossen die Freuden der Gegenwart und dachten nicht an die Zukunft. So übereilte sie der Augenblick ihrer Entthronung, ehe sie noch die geringste Anstalt getroffen hatten, sich ihr künftiges Leben angenehm zu machen.“ —

„Kann man das?“ — fragte der Sultan.

„Allerdings!“ antwortete der Vezier: „Es hindert dich jetzt niemand, dir auf jener wüsten Insel, die du künftig bewohnen wirst, eine Kolonie anzulegen und eine freundliche Aufnahme vorzubereiten. Aber, was du thun willst, das thue bald! — Nur den gegenwärtigen Augenblick beherrscht der Mensch; — den künftigen das Schicksal.“ —

Der Sultan war gegen die Warnung des weisen Veziers nicht so taub als seine Vorgänger: er sandte sogleich eine große Anzahl seiner besten Unterthanen nach der öden Insel und befahl, ihm dort einen angenehmen Wohnort zu bereiten. Als er nun, des Thrones entsetzt, dahin ziehen mußte, fand er sie angebaut, und lebte dort in der heitersten Ruhe, weil er keinen neuen traurigen Wechsel seines Schicksals zu befürchten hatte. —

Hier ist mein Mährchen zu Ende; sprach der Vezier und schwieg.

„Was hast du denn eigentlich damit sagen wollen?“ — fragte der mißlaunige Sultan. „Es soll doch wahrscheinlich in deiner Erzählung eine gute Lehre enthalten seyn;

ich bemühe mich aber vergebens, sie herauszufinden. Erkläre dich also deutlicher!“

Der wohlthätige Mann (sagte der Vezier) ist — Gott; der Freigelassene — ein neugeborener Mensch: die Insel, wo er landet, — die Welt; sein Rathgeber — die Weisheit; die Zeit seiner Regierung — die Lebenszeit; die öde Insel — jene Welt. Die Kolonisten, welche sie anbauen, sind gute Handlungen, die er auf Erden ausübt; und die sorglosen Sultane sind diejenigen Menschen, die sich in den Freuden dieser Welt berauschen, ohne an jenes Leben zu denken. — Erlaube mir nun, Beherrscher der Gläubigen, die Anwendung auf dich zu machen! — Du hast während deiner glücklichen Regierung viel edle Kolonisten in die Gegend jenseit des Grabes gesandt; aber du würdest einen Theil ihres Anbaues wieder einreißen, wenn du jetzt zwei treue Diener wegen eines kleinen Versehens hinrichten ließest. — Verzeih ihnen, wie du wünschest, daß Gott dir einst menschliche Fehler verzeihen möge! —

Durch diese freimüthige Sprache erschüttert, schämte sich der Sultan seines unmäßigen Zorns, und verzieh seinen Dienern.

III.

Der Backenstreich.

Kammerrath Holm, ein Anfangs unbemittelter Kaufmann, schwang sich durch rastlose Thätigkeit zum Besitz einiger Tonnen Goldes empor. Doch auf dem Gipfel seines Glücks ergriff ihn der Schwindel des Uebermuths. Er schämte sich jetzt der Geschäfte, die ihn aus dem Staube der Dürftigkeit gehoben hatten, und hielt es für anständiger, auf dem Polster des Müßigganges zu ruhen, als in der Schreibstube zu arbeiten. Voll dieses Dünkels, legte er die Handlung nieder, und wetteiferte nun im Aufwand und Gepränge mit den ersten und reichsten Familien des Landes. Seine englischen Wagen donnerten durch die Gassen, ein Schwarm von Bedienten füllte seinen Vorsaal, und an seiner Tafel fand man täglich Grafen und andere Herren von hohem Range.

Tonnen Goldes sind eine treffliche Sache; sie haben aber mit andern vollen Tonnen den Fehler gemein, daß sie endlich leer werden, wenn man immer davon abzapft und nicht wieder zufüllt. So verfuhr der verschwenderische Kammerrath und kam innerhalb einiger Jahre auf die Hefen. Doch zu gleicher Zeit ging auch sein Leben zur

Neige, und der Tod war so gefällig, ihn abzurufen, ehe er noch den Druck der Armuth schmerzlich empfand.

Seine Wittwe, deren Eitelkeit ohne Gränzen war, suchte sich mit den Trümmern ihres Vermögens auf dem Strome der großen Welt zu erhalten. Sie bot alles auf, den äußern Schein des vorigen Wohlstandes zu behaupten, weil sie dieß für den sichersten Weg hielt, ihre zwei ältern Lieblingstöchter mit Männern von Stande zu vermählen, und dadurch den Glanz ihres Hauses zu erneuen. Die Mädchen waren schön; doch ruhte ganz der Geist der Mutter auf ihnen. Sie flohen jede häusliche Beschäftigung, und thaten den ganzen Tag nichts, als daß sie sich putzten und schmückten, um Abends im Schauspielhause oder in Gesellschaften Eroberungen zu machen. Ihr einziges Dichten und Trachten war auf Liebschaften gerichtet, und so traf bei ihnen ein, was Logau sagt:

Die bei der Lieb' in Arbeit stehn,
Gern andrer Arbeit müssig gehn.

Nichtsthun ist freilich auch die Tagesordnung vieler anderer Schönen, die sich dessen ungeachtet, durch schätzbare Vorzüge ihres Geistes und Herzens, sehr achtungswürdig machen: dieß war aber bei jenen Frauenzimmern, von welchen wir sprechen, nicht der Fall. Ihr Vater — ein Mann ohne geistige Bildung, der einen Haufen Gold für den Brennpunkt aller Vollkommenheiten hielt — hatte für ganz unnöthig geachtet, ihnen eine gute Erziehung zu geben. Nicht die äußerste Oberfläche ihres Geistes war angebaut, und ihre Sitten bestanden aus einer widrigen Mischung gemeiner Gewohnheiten und unglücklich nachgeahmter Gebräuche der feinen Welt. Ihr Bestreben, vornehm zu thun, artete oft in die lächerlichste Abgeschmackt-

heit aus. So hatten sie zum Beispiel ihre Namen Christiane und Eleonore, die ihnen zu altmodisch und bürgerlich klangen, in Diana und Laura verwandelt.

Diese Schwachheiten wären verzeihlich gewesen; aber den beiden Schönen fehlte das, was die feinste Erziehung nicht geben kann, und oft der rohste Wilde besitzt — ein gutes Herz. Sie sprachen von allen Menschen übel, spannten Intriken an, plagten das Hausgesinde, erwiederten die Affenliebe ihrer Mutter mit schnöder Begegnung, und behandelten ihre jüngere Schwester wie eine Magd.

Wilhelmine war minder schön als ihre Schwestern, aber sanft, anspruchlos und gutmüthig. Durch diese Tugenden suchte sie, ohne Anwendung anderer Künste, zu gefallen; doch in ihrem Familienkreise gelang es ihr nicht. Sie glich da einem unbeachteten Veilchen, das in der Mitte prachtvoller Tulpen blüht und unbemerkt niedergetreten wird. Die verblendete Mutter war ihr abgeneigt, gönnte ihr selten ein sanftes Wort, und ergriff jede Gelegenheit, auf die härteste Weise zu zeigen, daß sie ihre ältern Töchter der jüngern vorziehe. Diese mußte jenen mit unterwürfiger Ehrfurcht begegnen und Befehle von ihnen annehmen. Wer die drei Schwestern nicht kannte und ihr Betragen gegen einander beobachtete, hielt Wilhelminen für ein fremdes, armes, aus Mitleid angenommenes Kind. Ihre liebenswürdigsten Tugenden waren Fehler in den Augen der Mutter. Ihre Bescheidenheit hieß — Einfalt, ihre Freundlichkeit — Heuchelei, ihr Vergnügen am Lesen guter Bücher — gelehrte Prahlsucht, ihre Gleichgültigkeit gegen Moden — Pedanterei.

Alle diese Mißhandlungen ertrug Wilhelmine mit unerschütterlicher Geduld, und jeder freundliche Blick der Mutter, der sich dann und wann zu ihr verirrte, bewegte sie

zu Thränen dankbarer Rührung. Sie besorgte das Hauswesen ganz allein, ohne sich dieß, was sie für ihre Pflicht hielt, zum Verdienst anzurechnen; und niemals murrte sie gegen irgend eine Prüfung, auf die ihre bescheidene Genügsamkeit gestellt ward. Schon sechzehn Jahre alt, blieb sie noch immer von allen gesellschaftlichen Vergnügungen ihrer Schwestern und anderer Mädchen ihres Alters und Standes ausgeschlossen, und mußte sich mit lauter abgetragenen und werthlosen Kleidungsstücken, deren Diana und Laura überdrüssig waren, behelfen.

Ein gutdenkender Oheim, der mit der Unterdrückten Mitleiden hatte, brachte es endlich ein Mal durch Bitten und Vorstellungen dahin, daß sie von ihrer Mutter zu einem Balle mitgenommen ward. Ihre mit Schmuck überladenen Schwestern traten wie stolze Pfauen in die Gesellschaft; sie war dagegen auffallend ärmlich gekleidet, ging schüchtern einher, und machte bald die Erfahrung, daß prunklose Bescheidenheit im Tanzsaal eben so, als allenthalben in der Welt, übersehen und zurückgesetzt wird. Alle junge Damen wurden zum Tanzen aufgefordert, nur sie nicht.

Da der Ball schon tief in die Nacht hinein gedauert und ihr immer noch kein Tänzer die Hand geboten hatte, so gab sie die Hoffnung ganz auf, an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen. Das traurige Gefühl, verachtet zu seyn, preßte ihr Thränen aus, und sie sehnte sich aus dem geräuschvollen Saale in ihr einsames Zimmer, um aus vollem Herzen über ihr freudenloses Daseyn weinen zu können.

Indem sie solchen schwermüthigen Gedanken nachhing, näherte sich ihr ein junger Fremdling, der sich durch sein feines und gesittetes Betragen vor allen gegenwärtigen Tänzern auszeichnete. Er zog sie zu einem englischen Tanz

auf. Sie war jetzt so wenig zur Freude gestimmt, daß sie sich vielleicht gegen jeden Andern entschuldiget hätte: allein diesem bescheidenen Jüngling, der so sanft und gutherzig schien, folgte sie in die Reihe. Zum ersten Mal öffentlich tanzend, war sie bei jedem Schritt in Angst, einen Fehler zu machen. Ihre Schwestern, die bei keinem Tanze fehlten und auch jetzt in der Reihe standen, gaben sich alle Mühe, sie aus der Fassung zu bringen; aber ihr Tänzer leitete sie mit so aufmerksamer Sorgfalt durch das bunte Labyrinth, daß sie ihre Bahn glücklich beschloß.

Sie fühlte jetzt einen brennenden Durst, und beging, noch unabgekühlt, die nicht ungewöhnliche Uebereilung der Jugend, nach einem Glase Wasser zu greifen. Ihre Mutter, die in der Nähe des Schenktisches saß, sprang wie eine Furie auf, riß ihr das Glas vom Munde und schlug sie wüthend ins Gesicht. „Unkluges Ding!" schrie sie mit pöbelhafter Heftigkeit laut: „willst du dir den Tod an den Hals trinken?" — Der Backenstreich schallte durch den Saal; ein großer Theil der Gesellschaft drängte sich neugierig herbei; Diana und Laura riefen: „Das war recht!" und klatschten jubelnd in die Hände. Wilhelmine stand einen Augenblick bestürzt, ohne Laut und Bewegung. Dann aber küßte sie der Kammerräthin die Hand und sagte sanftmüthig: „Ich danke Ihnen, gute Mutter, daß Sie mich von einer Unbesonnenheit abhielten." —

Der junge Mann, der mit ihr getanzt hatte, sah diesen Vorfall mit an und bewunderte dieses seltene Beispiel von gutmüthiger Duldung. Er setzte sich neben Wilhelminen und leitete mit dem Lobe ihres sanften, kindlichen Benehmens ein Gespräch ein. „Ich that nur meine Schuldigkeit" — antwortete sie mit einem sanften Erröthen. —

„Die gute Absicht meiner Mutter verdient Dank und meine Unart Bestrafung.“ —

Die Tugend gewinnt am sichersten die Verehrung edler Menschen, wenn sie selbst auf Bewunderung keinen Anspruch macht; und diese Empfindung erweckte sie auch hier bei dem jungen Manne. Seine Hochachtung gegen das gute, bescheidene Mädchen ward bei der Fortsetzung des Gesprächs mit jeder Minute wärmer und herzlicher. Er fand diese Unterhaltung so angenehm, daß er sich kaum losreißen konnte; allein er that es, um noch, ehe der Ball zu Ende ging, mit der Kammerräthin Bekanntschaft zu machen, und sich die Erlaubniß des Zutritts in ihrem Hause zu erbitten.

Diese gewährte ihm die Dame mit stolzer Kälte, als sie, auf ihre Frage nach seinem Stande, erfahren hatte, daß er ein Kaufmann sey und in Handelsgeschäften reise. Hm! dachte sie, er wäre allenfalls gut genug, mich von dem Unkraute, der Wilhelmine, zu befreien; nur mag er sich nicht einfallen lassen, seine Augen zu ihren Schwestern zu erheben.

Der Fremde hatte in der Gesellschaft nur Einen Bekannten, der ihn darin eingeführt hatte. Diesen zog die Kammerräthin bei Seite und erkundigte sich bei ihm mit unbescheidener Zudringlichkeit nach dem Vermögenszustande seines Freundes. „Der brave Seedorf,“ antwortete der Befragte mit Achselzucken, „ist nichts weniger als reich; was ihm aber an Glücksgütern abgeht, das ersetzt sein vortreffliches Herz.“ — Allen Respekt! sagte die Kammerräthin: damit läßt sich aber wenig Staat machen. —

Als ihr Seedorf am folgenden Tage aufwartete, nahm sie eine hohe Miene gegen ihn an und erwiederte alle seine Höflichkeiten mit kurzen, einsylbigen Antworten. Ihre unartigen Töchter folgten ihrem Beispiel und begegneten

ihm ebenfalls mit unerträglichem Hochmuth. Er mochte anfangen zu sprechen, worüber er wollte, so fielen sie ihm keck ins Wort, und hatten das alles schon von Grafen und Baronen besser gehört. Wilhelminen that es weh, den verständigen, gesitteten Mann, der in keiner Ansicht Spott und Verachtung verdiente, von ihren Verwandten gemißhandelt zu sehen. Sie sprach um so sanfter und freundlicher mit ihm; doch ihre Schwestern unterbrachen oft mit Heftigkeit ihre Reden, legten ihr Stillschweigen auf und nannten alles, was sie sagte, einfältiges Geschwätz. Seedorf unternahm es einige Mal, sie zu vertheidigen. „Nun, nun,“ sagte Diana, „wenn Sie an dem Geschnatter eines Gänschens Behagen finden, so wollen wir Sie in diesem Genusse nicht stören.“ Hiermit kehrten ihm die beiden eiteln Thörinnen den Rücken und mischten sich nicht weiter in seine Unterhaltung mit Wilhelminen.

So abschreckend dieser erste Empfang war, so setzte dennoch Seedorf seine Besuche fort. Wilhelmine mußte viel über ihn leiden; denn man bemerkte bald, daß er blos ihretwegen kam. Ihre Schwestern höhnten sie mit Schilderungen, wie sie künftig, als seine ehrsame Hausfrau, im Gewürzladen stehen und Pfeffer verkaufen würde. Kurz, alles ward erschöpft, was nur irgend hochfahrender Uebermuth und Rangdünkel ersinnen kann, um den Nährstand, und besonders das Gewerbe des Kaufmanns, verächtlich darzustellen. Wilhelmine ertrug alle diese Beleidigungen mit schweigender Geduld.

Seedorf erklärte ihr endlich, daß er sie liebe, und es für sein höchstes Glück achten würde, wenn sie die Gefährtin seines Lebens seyn wollte. Das edle Mädchen hatte längst Gegenliebe für ihn gefühlt und konnte bei aller ihrer Duldsamkeit die harte Behandlung im mütterlichen

Hause fast nicht länger ertragen: sein Antrag war ihr daher doppelt erfreulich, und sie gestand ihm dieß mit der natürlichsten Offenherzigkeit. So waren die Liebenden in fünf Minuten einig, und Seedorf ersuchte nun die Kammerräthin um ihre Einwilligung.

„In Gottes Namen!“ sagte sie. „Ich hoffe, Sie werden recht glücklich mit einander leben. Das Mädchen ist brav und gut, doch nicht für die große Welt geboren, und wird sich also in Ihren bürgerlichen Hausstand vortrefflich schicken.“ — Das versicherten ihm denn auch Diana und Laura, und wandten sich dann zu ihrer Schwester mit der spöttischen Ermahnung: jedermann mit richtigem Maß und Gewicht zu bedienen und gegen das ärmste Bettelweib höflich zu seyn, um dadurch in ihres Herrn Gemahls Laden viele Kundleute zu locken.

Seedorf reiste bald darauf in sein Vaterland, um sich dort, wie er sagte, mit seinem Hauswesen zum ehelichen Stande einzurichten. Er versprach, nach einigen Monaten wieder zu kommen und seine Braut heim zu holen. Wilhelmine harrte dem Tage, da sie von ihren Leiden im mütterlichen Hause erlöset werden sollte, mit froher Sehnsucht entgegen.

Aber der Zeitpunkt, den ihr Bräutigam dazu bestimmt hatte: war noch ziemlich weit entfernt, als eines Tages ihre Schwestern im offnen Fenster lagen und eine fremde Equipage, deren ungewöhnliche Pracht ihre Bewunderung erregte, die Gasse herabrollen sahn. Ihr Erstaunen wuchs, als die Staatskutsche vor ihrem Hause hielt und ein mit Gold bedeckter Läufer hereinflog. Sie glaubten, die Eroberung eines Fürsten gemacht zu haben; der glänzende Bote meldete aber nur einen Grafen — den Grafen von Seedorf. — Sie erstarrten bei diesem Namen, mit dem

sie blos verächtliche Nebenbegriffe zu verbinden gewohnt waren, und der gräfliche Liebhaber — denn dafür hielten sie ihn schon im voraus — verlor in ihren Augen viel an seinem Werthe, daß er den Namen eines gemeinen Krämers führte. Doch die Sache ward noch schlimmer; denn als der Läufer die Wagenthür öffnete, waren der Graf und der Kaufmann Eine Person. — Die getäuschten Frauenzimmer schienen bei diesem Anblick am Fenster zu versteinern. Des Kommenden Fußtritt im Vorsaal setzte sie aber plötzlich wieder in Bewegung, und sie flohen, von Scham gejagt, in ein andres Zimmer, um den Blicken des von ihnen so oft unartig behandelten Mannes auszuweichen.

Die Kammerräthin, die sich jederzeit weniger unhöflich gegen ihn benommen hatte, hielt ihm muthig Stand. Er kam in Begleitung seines Freundes, der ihn auf dem Balle für arm ausgab. Beide entschuldigten sich über die unter ihnen verabredet gewesene Täuschung. „Ich verschwieg Anfangs," sagte der Graf, „meinen Stand und Namen blos in der Absicht, ein gewöhnliches Reise-Incognito zu beobachten. Als aber Wilhelmine, bei dem bewußten Auftritt am Schenktische, einen so rührenden Beweis ihres edlen Gemüths gab: da beschloß ich sogleich, ihr Herz zu prüfen, ob es mich, ohne lockende Hoffnung auf Rang und Vermögen, um mein selbst willen lieben werde. Es gelang mir, und mein langer, inniger Wunsch, ein gutes Weib zu finden, ward erreicht." —

Wilhelmine sank ihm mit froher Bestürzung in die Arme und reiste, nach vollzogener Vermählung, mit ihm auf seine Güter, wo sie sehr glücklich lebte. Die Schönheit ihrer Schwestern erwarb ihnen zwar noch manchen Lieb-

haber, aber keinen Gatten: denn jeden schreckte ihr böses Gemüth von ernstlichen Absichten zurück. Sie verblühten zu alten Jungfern und hätten nun gern, als ehrsame Hausfrauen, in irgend einem Gewürzladen gestanden und Pfeffer verkauft.

IV.

Dietrich Kogelwit.

Kaiser Karl der Vierte besuchte einsmals ein Kloster in Böhmen und ließ sich bei dieser Gelegenheit mit einem gewissen Mönch Dietrich (dem man wegen seiner ungewöhnlich weiten Kappe den Beinamen Kogelwit gegeben hatte) in eine Unterredung ein. Sie lenkte sich unter andern auf die Haushaltungskunst, und der geistliche Mann sprach mit vieler Sachkenntniß darüber. Dieß bewog den Kaiser, ihm die Verwaltung eines Kammerguts anzutragen. Dietrich legte mit Freuden seine Mönchskutte ab und ward Landwirth.

Nach einiger Zeit überraschte ihn der Kaiser. Er kam erst gegen Mittag an, ward aber dennoch zu rechter Zeit mit zwölf Speisen bewirthet. Sie schmeckten ihm trefflich. Er stand in der besten Laune von der Tafel auf. „Eine herrliche Mahlzeit!“ rief er: „Was kostet sie?“

„Mir keinen Heller!“ antwortete Dietrich. „Aber da unten laufen die Gesellen, die das Beste dazu beitrugen.“ — Mit diesen Worten führte er seinen Gast ans Fenster und zeigte ihm eine Heerde Schweine, denen die Ohren und Schwänze abgeschnitten waren. „Diese Thiere,“ fuhr

er fort, „lieferten das Fleisch auf unsern Tisch. Sie können sich ohne die Zierathen, die ich ihnen nahm und in Salz legte, füglich behelfen, und befinden sich, wie der Augenschein zeigt, munter und wohl. Die Gewürze, deren ich in meiner Küche bedarf, geben mir die Kärrner, die hier vorbeifahren, als Wegezoll, und eine leibeigene Magd, die keinen Lohn erhält, ist meine Köchin. — So hatte ich ohne den geringsten Aufwand das Glück, Ew. Majestät als meinen Gast zu bedienen.“ —

„Das heißt wirthschaften!“ sprach der Kaiser mit frohem Erstaunen. „Einen solchen Mann habe ich mir lange gewünscht! Ich brauche einen redlichen Haushalter, der die Kunst der Sparsamkeit so aus dem Grunde versteht, wie Du. Komm mit an meinen Hof und werde mein Seckelmeister!“

Dietrich folgte dem Kaiser und verwaltete verschiedene Jahre dessen sämmtliche Einkünfte. Der Monarch war mit seinen Diensten zufrieden, liebte und schätzte ihn ungemein und gab ihm ausgezeichnete Beweise seiner Huld.

Das erweckte natürlicher Weise vieler Höflinge Neid. Sie verbanden sich, den Günstling zu stürzen und ihn dem Kaiser verdächtig zu machen. Lange konnten sie keinen Stoff zu einer Anklage finden. Endlich brachten sie durch Kundschafter in Erfahrung, daß Dietrich in einem geheimen Kämmerchen seines Hauses einen großen eisernen Kasten aufbewahre, der mit starken Riegeln und künstlichen Schlössern versehen sey. Ha! riefen sie frohlockend, da stecken seine Schwänzelpfennige! Die soll er bald herausgeben müssen! — Die Herren säumten nun nicht, dem Kaiser von ihrer Entdeckung Nachricht zu geben.

Anfangs würdigte er ihre hämischen Ohrenbläsereien keiner Aufmerksamkeit. Die Neidharte wurden aber nicht müde,

den gehaßten Mann zu verläumden. Sie wußten, daß Regentropfen nach und nach einen Stein aushöhlen: und so gaben sie denn auch die Hoffnung nicht auf, durch ihre Verunglimpfungen zuletzt den gewünschten Eindruck zu machen.

Sie erreichten ihren Zweck. Der Kaiser fing endlich an, Verdacht zu schöpfen und begab sich eines Tages, von Dietrichs Anklägern begleitet, in dessen Wohnung, um den Grund der Sache zu untersuchen.

Der Schatzmeister errieth sogleich die Absicht dieser ungewöhnlichen Erscheinung, und es befremdete ihn daher nicht, als ihn der Kaiser halb ernst, halb scherzhaft anredete: „Thue Rechnung von deinem Haushalten! Ich möchte doch wissen, wie ich mit meiner Einnahme und Ausgabe stehe.“ —

Unerschrocken legte Dietrich seine Rechnungsbücher vor und schloß dann einige volle Geldkisten auf. „Hier ist alles,“ sprach er, „was ich von Ew. Majestät in Händen habe.“

„Sonst nichts?“ — fragte der Kaiser mit einer mißtrauischen Miene. „Hättest du wirklich sonst nichts, was mir gehört? — Besinne dich wohl! Man hebt manchmal etwas in einem abgelegenen Winkel auf und denkt in der Folge nicht wieder daran.“

„Ich verstehe diesen Fingerzeig,“ antwortete Dietrich, „und es fällt mir jetzt ein, daß ich wirklich an einem verborgenen Orte einen Schatz aufbewahre; doch erkläre ich voraus, daß Ew. Majestät keinen Anspruch daran hat.“ —

„Das wird sich zeigen!“ rief Karl: „Ich will ihn sehn!“

Schweigend führte nun der Schatzmeister seinen Herrn in eine kleine, dunkle Kammer, und begann emsig, den darin stehenden Kasten zu entriegeln und aufzuschließen.

Der Kaiser sah ihm mit Ungeduld zu, und sein Gefolge stand auf den Zehen und mit hochgestreckten Hälsen an der Thür. Jetzt schlug Dietrich den Deckel des Kastens zurück und zog seine vormals getragene Mönchskutte und unförmliche Kappe heraus. Dieß war der ganze Inhalt der Kiste. Der Kaiser blickte seine Begleiter zornig an. Sie schlugen beschämt die Augen nieder. Indessen eilte Dietrich, mit seinem Klostergewande auf dem Arme, aus der Kammer, und kam nach einigen Minuten, völlig als Mönch gekleidet, zurück.

„Was soll diese Mummerei?“ fragte der Kaiser.

„Ich bin reisefertig;“ antwortete Dietrich: „wir müssen scheiden. Mißtrauen und Ehrlichkeit vertragen sich nicht mit einander.“ —

Alle Bemühungen, ihn aufzuhalten, waren vergebens. Er ging eben so arm, als er ehemals aus dem Kloster gekommen war, dahin zurück.

V.

Die Pantoffeln.

Der alte Kasem war zu seiner Zeit der reichste Kaufmann in Bagdad, aber ein filziger Mensch und Sparer ohne Gleichen. Dieß bewiesen seine Pantoffeln, von denen die ganze Stadt mit Verwunderung sprach. Diese Ungeheuer waren sein eigenes Machwerk. Er hatte die Sohlen aus dicken Brettern gezimmert und das häßliche Flickwerk des Oberleders mit Radnägeln daran befestigt. Wenn er damit über die Gasse schlarfte, blieb Jedermann lachend stehen, und in der Stille der Nacht hörte man den Klapperstorch in weiter Ferne.

Einst schlug ein Handel mit Rosenöl sehr vortheilhaft für ihn aus. Er war darüber ungemein erfreut, und hielt sich jetzt für reich genug, seinem Leichnam eine lange entbehrte Güte zu thun. Er beschloß — sich zu baden.

Als er ins Badehaus trat, kam ihm ein Bekannter entgegen, der ein durchtriebener Schalk war. „Willkommen, Freund Kasem!“ rief er: „Ich höre, du hast glückliche Geschäfte gemacht. Die werden doch wohl ein Paar neue und bessere Pantoffeln abwerfen?“

„Wie fällst du darauf?“ erwiederte Kasem. „Meine

Pantoffeln sind tüchtig und gut. Ich werde mich so bald noch nicht von ihnen trennen."

„Pfui, schäme dich!" fiel Jener ein. „Ich begreife nicht, wie sich ein steinreicher Mann mit solchen gräßlichen Latschen herumschleppen kann. Folge meinem Rath und gib sie auf der Stelle dem Badeheitzer! Sie verdienen, ins Feuer geworfen zu werden; denn sie haben dich zum allgemeinen Gelächter gemacht.

„Was kümmert das mich?" versetzte Kasem. „Sie thun mir ersprießliche Dienste. Ich gehe trocknen Fußes durch dick und dünn, fühle keinen spitzen Stein, und bin keinem Schuhmacher zinsbar. Kurz, meine Pantoffeln sind mir lieb und ich behalte sie." —

Er kehrte jetzt dem Tadler den Rücken, und wollte in das bestellte Badezimmer gehen; aber der Badeknecht trat ihm in den Weg und ersuchte ihn, seine Pantoffeln vor der Thür zu lassen, weil sie den getäfelten Fußboden des Zimmers beschädigen möchten. Kasem widersprach dieser Erinnerung; allein der Badeknecht ließ von seinem Begehren nicht ab, und fügte den Trost hinzu: es würde sich an seinen Kleinoden niemand vergreifen. „Nun, ich ziehe sie aus; aber auf deine Gefahr!" sagte Kasem, und ging dann auf bloßen Strümpfen in die Badestube. Sein schelmischer Bekannter sah diesem Auftritt mit Lachen zu, und war eben im Begriff, nach Hause zu gehen, als ihm ein Paar neue, mit Gold gestickte Sammtpantoffeln, die vor einem andern Kabinet standen, in die Augen fielen. Im Nu kam ihm ein Schwank in den Sinn. Er trug die zierlichen Pantoffeln an Kasems Badstube, und dessen breterne Schlurren an den Platz, wo er jene weggenommen hatte. Niemand bemerkte seinen Streich, und er ging mit

der heimlichen Freude fort, daß eine lustige Geschichte daraus entstehen würde.

Kasem war sehr besorgt, daß ihm seine Pantoffeln gestohlen werden möchten. Diese Unruhe litt ihn in der Badewanne nicht lange. Er kleidete sich bald wieder an, öffnete die Thür des Kabinets, und erblickte da eine Prachtausgabe von Pantoffeln, dergleichen er in seinem Leben nicht gesehen hatte. Alle Wetter! — dachte er, und stand ganz starr vor Erstaunen — wo kommen die niedlichen Dinger her? Welcher wohlthätige Zauberer verwandelte meine Holzmaschine in Sammt und Gold? — Aha! das that gewiß mein galanter Freund, der mich vorhin so ausschalt! Er wollte seine Unhöflichkeit durch dieses reizende Geschenk wieder gut machen. Ei nun, einen solchen Tausch kann ich mir wohl gefallen lassen. —

So mit sich selbst sprechend, nahm er den köstlichen Fund in Besitz und eilte wohlgemuth nach seiner Wohnung. Alle, die ihm begegneten, geriethen über sein neues prächtiges Fußwerk in die höchste Verwunderung. Man hielt es für ein Wunderzeichen, für eine Vorbedeutung des jüngsten Tages.

Indessen war auch der Eigenthümer der Sammtschuhe dem Bade entstiegen, und hatte die stadtkundigen Scheusale gefunden. Zu Kasems Unglück war es der Kadi, der Oberrichter der Stadt. Er fing einen gewaltigen Lärm an. Das ganze Badehaus lief zusammen. Alt und Jung kannte Kasems Latschen. Er ist der Dieb! riefen Alle. Man suchte ihn vergebens. „Ich will ihn schon finden!“ sagte der Kadi, und befahl, die alten Schlurren in seine Sänfte zu legen.

Als der Geizhalz nach Hause kam, konnte er sich an dem vermeinten Geschenke seines Freundes nicht satt sehen.

Aber ich wär' ein Thor, sprach er für sich, wenn ich das todte Kapital der reichen Stickerei blos zum Prahlen benutzte. Nein, ich werde die Goldfaden ausdrüseln und sie an einen Juden verkaufen.

Mit dieser Finanzoperation beschäftigt, hörte er plötzlich ein Getümmel vor seiner Thür. Sie ward ohne Anklopfen hastig geöffnet, und Gerichtsdiener traten herein. „Ihr seyd unser Gefangener!“ schrien sie: „Ihr habt des Kadi's Pantoffeln gestohlen!“

Der Kaufmann entsetzte sich und betheuerte seine Unschuld. „Was wollt Ihr läugnen?“ riefen die Schergen. „Ihr habt ja das Corpus delicti in den Händen!“

Sie führten ihn ohne Barmherzigkeit vor den Oberrichter, der seine innige Freude über den Fang eines so reichen Sünders sorgfältig verbarg und sich sehr aufgebracht stellte. Kasems Vertheidigung fruchtete nichts. Er mußte sich mit einer beträchtlichen Summe, wofür er hundert Paar Pantoffeln hätte kaufen können, vom Gefängnisse lösen. Als er das schwere Geld mit Seufzen und Thränen erlegt hatte, ward er in Freiheit gesetzt und empfing auch seine Pantoffeln. Aber seine Zärtlichkeit gegen diese vormaligen Lieblinge war aus seinem Herzen völlig verschwunden. Er betrachtete sie als die Stifter seines Unglücks, und schleuderte sie wüthend in einen nahen Strom.

Am folgenden Tage warfen einige Fischer in dieser Gegend ihr Netz aus. Es war gleich beim ersten Zuge ungemein schwer; sie glaubten einen rechten Hauptfisch gefangen zu haben; aber was fanden sie im Zipfel? — Nichts, als Kasems Pantoffeln, die ihnen eben so gut wie der ganzen Stadt bekannt waren. „O die verfluchte Waare!“ riefen sie aus: „Sie ist nicht des Angreifens werth, und hat uns überdieß noch eine Menge Maschen im Netze zer-

rissen. Warte, du alter Geizdrache, wir wollen uns dafür abfinden!" —

Sie harrten mit Ungeduld auf den Anbruch der Nacht, gingen dann vor Kasems Haus und warfen ihm mit seinen Pantoffeln die Fenster ein. Er saß eben und überzählte eine Reihe Flaschen voll Rosenöl, die er des nächsten Tages mit großem Gewinn verhandeln wollte, da kamen plötzlich die Bomben der Rache geflogen, schlugen ihm ein Loch in den Kopf, und zertrümmerten seine köstlichen Oelflaschen. Er wälzte sich wie ein Unsinniger in dem ambrosischen See, der den Boden seines Gemachs überschwemmte. Kein Tropfen war mehr zu retten. Sein Verlust überstieg dreifach die Geldbuße, die er dem Kadi erlegt hatte. Er wünschte sich den Tod.

Als er nun vollends die Werkzeuge seines neuen Unglücks untersuchte und alte Bekannte in ihnen fand: da überlief ihn ein Schauder. Er glaubte nicht anders, als daß sie ein Hexenmeister aus der Tiefe des Stroms hervorgezaubert haben müsse. Mit Entsetzen ergriff er sie, wanderte mit ihnen in den Garten und vergrub sie, um sich ihrer auf immer zu entledigen, ein paar Ellen tief unter die Erde.

Ueber den Zaun herüber sah ihn ein Nachbar, mit dem er in Gränzstreitigkeiten lebte, bei der Laterne arbeiten, und hatte sogleich den boshaften Einfall, ihm einen Streich zu spielen. Es ward eben damals in dieser Gegend der Stadt ein Mensch vermißt. Man hielt ihn für heimlich ermordet. Diesen Umstand benutzte der hämische Nachbar. Er zeigte beim Oberrichter an: Kasem habe in seinem Garten bei Nacht etwas vergraben, das wohl gar der Körper eines Ermordeten seyn könnte.

Dieser neue Anlaß, den reichen Geizhals zu schröpfen,

war dem goldhungrigen Kadi sehr erwünscht. Er zog an der Spitze einer Heerschaar von Häschern und Schreibern nach dem Hause des verdächtigen Todtengräbers. Der Zug ward, wie ein rollender Schneeball, mit jedem Schritte größer. Ein unabsehbarer Troß neugieriger Müßiggänger schloß sich an. Man denke sich Kasems Schrecken, als diese lärmende Horde in sein Haus eindrang! Es war zu klein, sie zu fassen. Er ging dem zahlreichen Besuch mit bleichem Antlitz entgegen.

Der Kadi ließ ihn sehr unsanft an, und gab ihm auf den Kopf Schuld, er habe in der vergangenen Nacht einen menschlichen Körper in seinem Garten vergraben. „Ach, gestrenger Herr!“ stammelte Kasem: „wie wär' ich zu einem todten Leichnam gekommen? Ich habe blos meine Pantoffeln, die mich vor einigen Tagen mit Ew. Herrlichkeit in einen unangenehmen Handel verwickelten, zur Erde bestattet.“ —

Ein wildes Gelächter unterbrach ihn. Der Kadi gebot Stille und sprach entrüstet: „Habt Ihr vor mir so wenig Respekt, daß Ihr mir ein solches Mährlein aufheften wollt? Welcher vernünftige Mensch wird ein Paar Pantoffeln begraben! — He da, Gerichtsdiener! bemächtigt euch seiner, und führt ihn in den Garten hinab, damit er uns dort ihre Ruhestätte zeige.“

Das war Wasser auf des Pöbels Mühle. Er verbreitete sich wie ein Bienenschwarm durch den Garten, stahl die Früchte von den Bäumen, und zertrat mit boshaftem Muthwillen Pflanzen und Blumen. Die Pantoffeln wurden ausgegraben. Der strenge Richter war aber damit nicht zufrieden. Sie könnten ja, meynte er, blos zum Schein verscharrt worden seyn, um die Aufmerksamkeit der

Nachbarn von der Gruft des Leichnams abzulenken und bei der Untersuchung eine Ausrede zu haben.

Kasem schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und betheuerte seine Schuldlosigkeit mit den fürchterlichsten Eidschwüren. Alles vergebens! Der Kadi ließ den ganzen Garten mit Hacken und Spaten durchwühlen. Alle Gewächse wurden entwurzelt und vernichtet; kein Grashalm blieb stehen. Da man die gesuchte Leiche nicht fand, so ward der Angeklagte zwar freigesprochen, aber dennoch verurtheilt, die durch sein verdächtiges Pantoffelnbegräbniß verursachten Gerichtskosten zu bezahlen, und der Kadi machte ihm eine Rechnung, die Hände und Füße hatte. Es half keine Bitte, kein Jammer; sie mußte berichtigt werden. Und sein Garten — wie schrecklich war er zerstört! Er sah aus wie ein verwüstetes Fruchtfeld, das ein Rudel wilder Schweine zerwühlt hat. Das war eine theure Auferstehung der begrabenen Pantoffeln! —

„O ihr Höllenbrände!“ fuhr Kasem sie an: „Verflucht sey das Geschlecht des Baumes, von dem ihr stammt! Verflucht der Tag, an dem ich euch zum ersten Male trug! Welcher böse Geist steckt in euch? Wollt ihr mich ganz zum Bettler machen? Was ich durch Hunger und Kummer in zehn Jahren ersparte, darum habt ihr mich in zwei Tagen gebracht! Ach, wenn das so fortgeht — Doch nein! Dagegen will ich mich schützen. Ich leid' euch keinen Augenblick unter meinem Dache.“ —

Wüthend ergriff er jetzt einen Pantoffel und prügelte den andern damit. Dann trug er beide unter dem Mantel fort und warf sie in einen Kanal, der alle Unreinigkeiten der Stadt aufnahm und abführte. „Hier sollt ihr verfaulen!“ sprach er: „Ihr habt kein besseres Schicksal verdient!“

Mit der Beruhigung, daß er von den verhaßten Schadenstifter nichts weiter hören und sehen werde, ging er nun heim und überrechnete den erlittenen Verlust. Dieser war doch nicht so unersetzlich, als er gedacht hatte. Er fand, daß es blos darauf ankomme, sich von jetzt an auf halbe Portionen — die freilich für jeden andern Esser nur Viertelsportionen waren — einzuschränken, um mit dem Schluß seines neunzigsten Jahres wieder eben so reich zu seyn, als er vor dem unglücklichen Gange ins Bad gewesen war. Mit Freuden entschloß er sich zu dieser Fasten, deren Dauer ja nur einen kleinen Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren ausmachte. Sein Magen bellte zwar gewaltig dagegen; aber dieß Ungethüm, das Millionen anderer Menschen tyrannisch beherrscht, war Kasems Sklav und mußte sich seinem Willen unterwerfen.

Der heldenmüthige Kreuziger seines Fleisches hatte sich schon zwei Tage lang den Brodkorb höher gehangen, als plötzlich ein Bote der Gerechtigkeit in sein Haus trat und ihn mit der lakonischen Anrede: „Zum Kadi!“ beim Fittich ergriff und fortführte. So ging die Reise in den Gerichtssaal, und der erste Gegenstand, der hier dem unglücklichen Kaufmann in die Augen fiel, waren — seine Pantoffeln, die, mit Schlamm überzogen, vor dem Richterstuhle lagen.

„Kennt Ihr diese?“ fuhr ihn der Kadi an.

Kasem war nicht entschlossen genug, diese ruhmlose und gefährliche Bekanntschaft abzuläugnen, und sprach also ein einfältiges Ja.

„Wie sind sie in die Wasserleitung gekommen?“ fragte der Richter weiter.

Der alte Dummkopf gestand, daß er sie selbst hineingeworfen habe.

„Und das beichtet Ihr so ruhig, als ob es nichts auf sich hätte?“ rief der Kadi mit flammenden Augen. „Seyd Ihr denn ganz von Sinnen, daß Ihr das Unheil nicht voraus saht, das Ihr durch diesen unbesonnenen Streich anrichten würdet, und wirklich angerichtet habt? — Auf Ein Mal stockt die Abzucht — die ekelhafte Fluth sammelt sich und wächst mit jedem Augenblicke — sie übersteigt die Ufer des Kanals — strömt in die Häuser — erfüllt die ganze Stadt mit pestilenzischen Dünsten — die Polizei läuft und rennt, um der Ursache di.ser Unordnung nachzuspüren, und was findet sie? — Eure vermaledeiten Pantoffeln, die sich vor die Mündung des Grabens gelegt und den Abfluß gehemmt hatten?“ —

Kasem stand wie aus den Wolken gefallen. Der Kadi, der aus guten Gründen die Sache schrecklich übertrieb, schmälte noch eine lange Weile fort, und das Ende vom Liede war — Geld. Der unglückliche Kaufmann ward verurtheilt, eine namhafte Strafsumme zu bezahlen und die Bemühungen der Polizeipersonen und Wasserarbeiter zu vergüten. Ein Paar handfeste Gerichtsdiener begleiteten ihn in seine Wohnung, nahmen von ihm einen schweren Geldsack in Empfang, und quittirten ihn darüber durch die Rückgabe seiner Pantoffeln.

„Teuflische Ungeheuer!“ schrie er, und trat sie wie ein Rasender mit Füßen. „Was soll ich noch mit euch anfangen? — Aus dem tiefsten Gewässer steigt ihr empor — aus dem Bauche der Erde kommt ihr wieder! — Denkt ihr, allen Elementen zu trotzen? Bildet euch das nicht ein! Das stärkste — das Feuer — ist noch übrig. Dem werdet ihr gewiß nicht entgehn!“ —

Die Missethäter sollten also verbrannt werden. Da sie sich aber auf ihrer Kanalreise mit einem nassen Panzer

gegen die Macht der Flammen versehen hatten, so hielt es Kasem für nöthig, ihnen diese Rüstung durch die Sonne ausziehen zu lassen. In dieser Absicht trug er sie aufs Dach, das nach morgenländischer Art so platt gebaut war, daß man darauf herumwandeln konnte.

Als sie hier ein paar Stunden gelegen hatten, bemerkte sie des Nachbars Hund, der auf dem Dache seines Brodherrn spazieren ging. Er mochte sie, durch ihre schwarzbraune Rinde getäuscht, für Braten ansehen; denn er sprang zu ihnen hinüber und beschnüffelte sie. Da er sie zum Genuß unbrauchbar fand, so fing der junge Schäker an, mit ihnen zu spielen. Er nahm einen zwischen die Zähne und balgte sich mit ihm herum. Unvorsichtiger Weise kam er dem abschüssigen Rande des Daches zu nahe — der schwere Pantoffel kippte über — riß den dummen Köter, der ihn in der Angst nicht fahren ließ, mit sich fort — und so stürzten und prasselten Hund und Pantoffel wie ein Donnerwetter auf den Baldachin einer Dame hinab, die sich eben unter demselben in einer offenen Sänfte vorbeitragen ließ. Der seidene Prachthimmel platzte mitten von einander, und der Kläffer fiel mit seinem schmutzigen Spielzeuge der Dame auf den Kopf.

Vor Schrecken beinahe des Todes, that sie einen fürchterlichen Schrei. Der Hund schrie nicht minder und machte sich schnell aus dem Staube. Er war schon in Sicherheit, als die Sänftenträger still standen und die Untersuchung des Vorfalls begann. Aber ach, der arme Pantoffel! — Er konnte nicht entwischen und ward in Verhaft genommen. Sein Verbrechen war, leider! nicht klein. Er hatte das zarte Gesichtchen der Dame beschädigt, ihr kostbares Kleid beschmutzt, und sie war — die Gemahlin des Kadi's.

Da sie in der Gesellschaft, wohin sie auf dem Wege

war, nun nicht erscheinen konnte, so ließ sie sich wieder nach Hause tragen, und beschwor mit einem Zetergeschrei ihren Gemahl, die ihr widerfahrne Beschimpfung zu rächen. Er sprudelte Anfangs vor Zorn; als er aber hörte, daß die Geschichte vor Kasem's Hause geschehen sey und er vollends den wohlbekannten Pantoffel erblickte: da war es ihm gar nicht unlieb, seine Ehehälfte in einem so traurigen Zustande zu sehen. Er heuchelte zwar Bedauern: aber im Herzen freute er sich und dachte: „Weine nur, du weinst Goldstücke!" — Das war so seine Art. Ihn rührte kein Jammer, keine Thräne, wenn er nur Gewinn davon zog. Der Himmel bewahre doch die ganze Christenheit vor solchen kieselherzigen und habsüchtigen Richtern!

Kasem ward sogleich gefänglich eingezogen und härter als jemals angelassen. Da der eigentliche Verbrecher, der Hund, so blitzschnell entsprungen war, daß man ihn nicht zur Haft bringen und vernehmen konnte, so gab man geradezu dem Gefangenen Schuld, seinen Pantoffel nach der Dame geworfen zu haben. Er bewies aber durch Zeugen, daß er damals, als die tragische Begebenheit vorfiel, nicht zu Hause gewesen war. Das machte einen unangenehmen Strich durch die geldgierige Rechnung der hohen Obrigkeit. Dennoch mußte der Kaufmann die sorglose Aufbewahrung seines Pantoffels ausbaden und der Dame ihr verdorbenes Kleid, nebst Schmerzengelde, bezahlen. Das betrug denn nun mit den Gerichtskosten abermals so viel, daß er weit über hundert Jahre alt werden mußte, wenn aller Verlust, den ihm seine Pantoffeln zugezogen hatten, wieder eingehungert werden sollte. Fest entschlossen, so lange zu leben und zu fasten, eilte er heim und baute mit möglichster Geschwindigkeit einen Scheiter-

haufen auf seinem Heerde; denn er wollte nun je eher je lieber die feindseligen Unholde aus der Welt schaffen.

Schon streckte er die Hand nach ihnen aus, um sie auf den brennenden Holzstoß zu legen, als jemand an seiner Thür klopfte. Er öffnete sie, und erblickte mit Vergnügen einen Handelsfreund, der ihm eine starke Rechnung zu bezahlen hatte und ihm mit einem großen Sacke voll Münzen lächelnd entgegen klirrte. Kasem war äußerst begierig, dieß Geld einzustreichen, und entschloß sich deßhalb auf der Stelle, die Exekution der Pantoffeln so lange zu verschieben. Um aber indessen das Feuer nicht verlöschen zu lassen, that er einen Sprung in die Küche, warf einen Arm voll Holz in die Glut, eilte dann zu seinem Kundmann zurück und nahm das Geld in Empfang.

Der Fremde plauderte noch ein Weilchen, empfahl sich dann, und Kasem überzählte jetzt nochmals die erhaltene Summe: aber plötzlich ward er in diesem Vergnügen durch ein Feuergeschrei auf der Gasse gestört. Er stürzte hinaus. Von allen Seiten strömten Leute herbei. „Wo brennt's denn?“ rief er. — „Ueber Eurem Kopfe!“ war die Antwort. Er blickte mit Entsetzen in die Höhe — die Flamme des Scheiterhaufens hatte seinen lange nicht gereinigten Schornstein ergriffen — eine Feuersäule stieg daraus empor. Kasem verlor alle Besinnungskraft und rang unthätig die Hände. „Rettet doch, was Ihr retten könnt!“ rief man ihm zu und schob ihn ins Haus. Er taumelte wie ein Nachtwandler darin herum, ergriff bald dieß, bald jenes, warf alles wieder hin, erhaschte endlich die Pantoffeln, und eilte so rasch damit fort, als ob er seine theuersten Kleinode in Sicherheit brächte. Der eindringende Volkshaufe verstand besser zu wählen, und räumte Kasten und Schränke aus. Doch ward der bren-

nende Schornstein, ehe das Feuer noch weiter um sich griff, glücklich gelöscht.

Als Kasem wieder zu Sinnen kam und die geretteten Kostbarkeiten in seiner Hand sah, gerieth er über sie und sich selbst so in Wuth, daß er sich mit ihnen ein Loch in den Kopf schlug. Dann ging er eilend zum Kadi und überreichte sie ihm. „Hier bring' ich Euch die Wurzel alles Uebels!“ rief er ganz athemlos: „Nehmt sie in gerichtliche Verwahrung! Werft sie in Euer tiefstes Gefängniß! Schmiedet sie an siebenfache Ketten! Ich sage mich auf ewig von ihnen los, und entschütte mich hiermit der Verantwortung jedes Unglücks, das sie künftig noch anrichten können.“

VI.

Des Teufels Küche.

Vor ungefähr sechzig oder siebzig Jahren saß Herr von Norbert, ein französischer Landedelmann (der in seiner Jugend bei der Armee bis zum Kapitän gedient hatte), in seinem weichgepolsterten Lehnstuhl und las veraltete Zeitungen, als ihm ein Bote vom nächsten Postamte einen Brief aus Paris überbrachte. Er war von der Hand seines Anwaltes, der für ihn eine Gnadensache bei Hofe betrieb und ihm jetzt in einem breiten, schwerfälligen Kanzleistyl — denn vormals schrieben die französischen Juristen eben so barbarisch und kauderwälsch, wie noch heutiges Tages viele deutsche — den unmaßgeblichen und ohnzielsetzlichen Rath gab: er möchte des förderſamsten nach Paris kommen, um sich einigen hohen Häuptern persönlich zu empfehlen und dadurch dem Glücksrade seiner Angelegenheit einen vortheilhaften Schwung zu geben.

Der alte Herr (er konnte leicht fünf und fünfzig bis sechzig Jahre auf dem Nacken haben) warf mit einem verdrießlichen Gesichte den Brief auf den Tisch und schob seine Sammtmütze von einem Ohre zum andern. Er war in seinem Leben ein einziges Mal in der Hauptstadt gewesen,

als er, zur Belohnung seiner in einem Gefechte bewiesenen Tapferkeit, das Ludwigskreuz erhielt; es hatte ihm aber damals in dem Getümmel des großen Babylons sehr wenig gefallen. Seit diesem Zeitpunkte lebte er schon zwanzig Jahre lang (weil er durch empfangene Wunden zu Kriegsdiensten untüchtig geworden war) in der gemächlichsten Ruhe auf seinem Landgute, das er blos dann und wann einige Stunden verließ, um einen Gränznachbar zu besuchen. Er befand sich in seinem uralten, verwitterten Schlosse besser als der Monarch in seinen glänzenden Pallästen, und die Schaaren Fledermäuse, die seine halb verfallene Burg bewohnten und durchschwärmten, dünkten ihm weniger unleidlich, als die eleganten Stutzer, die er in der Königsstadt herumflattern gesehen hatte. Der Ton der großen Welt war ihm zuwider. Er lebte und handelte gern nach der schlichten Weise der Mutter Natur, und haßte, mit Zachariä zu reden,

Den Zwang, den steifen Geist, der alle Freuden störet;
Mit Bücken alles spricht, mit Lächeln alles höret.

Diese geschmeidige Fertigkeit besaß weder sein Rücken noch sein Gesicht; denn sein beständiger Aufenthalt auf dem Lande hatte ihn der Mühe überhoben, sie dazu abzurichten. Er hegte übrigens vor großen Herren allen schuldigen Respekt; doch führte er immer das einfältige Sprichwort im Munde: es sey mit ihnen nicht gut Kirschen essen, weil sie dem geringern Mitgenossen gern Stiel und Stein ins Angesicht würfen. Aus diesem Grundsatz ging er ihnen so weit als möglich aus dem Wege, und es wurmte ihn daher gewaltig, daß er sich zu einem Paradezuge durch ihre Vorzimmer rüsten sollte.

Indem er sich mit diesem unbehaglichen Gedanken her=

umschlug, kam seine Gemahlin (die nur ungefähr acht und dreißig Jahre jünger war als er) ins Zimmer gehüpft und fragte lächelnd und flüchtig, was der Postbote gebracht habe.

„Einen sehr ärgerlichen Wisch!“ antwortete der Kapitän und gab ihr das Schreiben.

Rosette las und ihre schwarzen Augen blitzten vor Freude. „O das ist ja ein herrlicher Brief!“ rief sie aus und warf sich mit einem lustigen Sprunge ihrem Gemahl um den Hals. „Nicht wahr, liebes Männchen, ich reise mit nach Paris?“

Norbert. Das steht im weiten Felde, mein Kind! Ich habe noch selbst keine Lust, mich dort in den Gasthöfen schnellen, von den aufgeblasenen Lakeien der Minister anschnurren und von ihren überhöflichen Herren mit leeren Versprechungen täuschen zu lassen.

Rosette. Die Reise ist aber doch nöthig, wie der Agent schreibt.

Norbert. Ei! so ein Tintenfisch schreibt viel! Jeder Federzug muß ihm bezahlt werden, und da ergreift er denn alle mögliche Veranlassungen zu einem Briefchen, um nur damit die Kostenlitanei zu vergrößern.

Rosette. Du bist ungerecht, lieber Norbert. Der ehrliche Mann läßt sich deine Sache sehr angelegen seyn, und führt bei dem guten Rathe, den er dir gibt, die wichtigsten Gründe an.

Norbert. Eben seine Gründe ärgern mich! Wenn er mir nicht damit den Daumen aufs Auge setzte, so brächten mich zehn Pferde nicht von der Stelle.

Rosette. Du wirst also reisen?

Norbert. Ich muß am Ende wohl.

Rosette. Und nimmst deine Rosette mit?

Norbert. Hm! das wollen wir noch überlegen.

Rosette. Nein, nein, es ist schon in deinem liebreichen Herzen entschieden. Du kannst kein solcher Barbar seyn, mir dieses längst ersehnte Vergnügen zu versagen. — Ich bin außer mir! Nach Paris! nach Paris!

Norbert. Du beträgst dich nicht anders, als ob Sankt Peter schon bereit stände, uns den Himmel aufzuschließen.

Rosette. Paris ist der Himmel auf Erden! Ich sehe den König und die Königin, fahre in die Komödie, finde alle Logen voll prächtig geschmückter Damen, beobachte tausend allerliebste neue Moden, lasse mir Kleider und Hauben machen —

Norbert. Und das Köpfchen verdrehen. — Rosette! Rosette!

Rosette. Sorge nicht, bester Mann! An solchen Dingen haftet nur mein Auge, nicht mein Herz. Wenn wir zurückkommen, hab' ich das ganze schimmernde und flimmernde Paris in vier und zwanzig Stunden vergessen, und unser Wald und Garten gefällt mir wieder eben so wie bisher.

Norbert. Schwer zu glauben! Doch, das wird sich zeigen. — Jetzt ist vor allen Dingen nöthig, daß wir unser Reisegeräth in Stand setzen. Was meine Garderobe betrifft, die bleibt unverändert. Das junge naseweise Volk in Paris mag meinen alten Galarock kritisiren — ich werde dagegen über seine neuen Thorheiten lachen — so heben wir gegen einander auf.

Rosette. Wie du denkst. — Nehmen wir denn unsern Bonifaz mit?

Norbert. Das versteht sich.

Rosette. Laß doch die Schildkröte zu Hause! Ein

so langsamer, ungelenker Bedienter wird uns in der Residenz wenig Ehre machen.

Norbert. Viel Ehre, wenn man in sein redliches Herz blicken könnte.

Rosette. Wohl wahr; aber leider sieht man nur sein einfältiges Schafsgesicht, seine krummen Gänsefüße und sein häßliches Zopfbüschel, das ihm hoch oben auf der Scheitel wie ein Wetterfähnchen steht.

Norbert. Immerhin! Er selbst ist kein Wetterhahn; seine Treue steht felsenfest. Ein solcher ehrlicher Begleiter ist gerade in Paris unentbehrlich, wo ein Fremder hundert Augen haben möchte, um sich vor Gaunern und Beutelschneidern zu hüten.

Rosette. Nun, so müssen wir wenigstens für eine anständigere Livree sorgen.

Norbert. Wozu? Der alte Kernmann bedarf keiner neuen Schale. Sein gelber Ueberrock mit der grünen Bordirung, den ich zu unserer Hochzeit anschaffte, ist ja noch ohne Tadel, und mehr als zu gut auf die Reise.

Rosette. Ich sehe und höre schon im Geiste über unsern zierlichen Nachtreter lachen.

Norbert. Narren lachen über alles; doch verständige Leute achten es nicht.

So fuhr das Ehepaar noch eine Weile fort, seine Reisebedürfnisse zu mustern. Herr von Norbert beschloß am Ende, sich sobald als möglich aufs Geleis zu machen, um desto eher wieder in den weichen Armen seines geliebten Lehnstuhls ruhen zu können. Es ward also schon der nächste Tag zum Aufbruch bestimmt.

Bonifaz spitzte die Ohren nicht wenig, als er Befehl erhielt, den großen Reisekoffer zu säubern. Eine herkulische Arbeit! Seit vielen Jahren stand er vergessen im dunkeln

Winkel einer Gallerie, diente den Hühnern zur Schlafstelle, und Motten und andere Würmer labten sich an dem Felle des Seehundes, womit er bekleidet war. Bonifaz fand ihn, als er die warme Staubdecke, unter welcher das Geschmeiß Tafel hielt, hinweggeräumt hatte, nackt und kahl, und trug ihn jammernd ins Zimmer seines Herrn, der sich beim Anblick dieser Verwüstung ebenfalls nicht enthalten konnte, über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge zu seufzen.

Rosette bekümmerte sich wenig um die zernagte Wildschur des Koffers, sondern beschäftigte sich blos mit der angenehmen Vorstellung, daß sie seinen weiten Bauch mit den niedlichsten Modeneuigkeiten in Paris anfüllen werde. Singend und springend packte sie ein. „Eile mit Weile!“ rief ihr Gemahl, und warnte sie mehrmals, alles fein ordentlich über einander zu schichten und bei ihrer Faselei kein nothwendiges Stück zu vergessen. Er legte mit eigener Hand sein scharlachrothes, mit breiten, goldenen Tressen besetztes Kleid und die dazu gehörige Weste von himmelblauem seidenen Damast, bedachtsam gefaltet, in den Koffer. Auch holte er seine sorgfältig eingeschachtelte spanische Perücke herbei. Dieses majestätische Gebäude hatte zehn bis zwölf Stockwerke von schneeweißen Locken, neben welchen noch drei lange, wellenförmige, in Knoten verschlungene Haarquasten herabhingen. Freilich ein seltsamer Aufzug für einen Kapitän! Aber er trug sich nun einmal nicht anders, und hatte längst aufgehört, sich als Kriegsmann zu kleiden.

Indessen waren die Kutscher, die in der Regel mit vier Rößlein von verschiedenen Farben das Feld bauten, eifrig beschäftiget, die mit grünem Rost überzogenen metallenen Buckel und Schnallen des centnerschweren Pferdegeschirrs

mit Ziegelmehl blank zu glätten. Dann wuschen und bürsteten sie die lebenssatte, mit braunem, geflammten Leder ausgeschlagene Halbchaise: ein würdiges Gegenstück zu den demüthigen Fuhrwerken, womit die Herren Landpfarrer ihre Tochterkirchen besuchen. Sie diente der Norbert'schen Familie schon so lange, daß den Kindeskindern ihres Erbauers kein Zahn mehr weh that. Ihre niedrigen Zwergräder stöhnten daher auch bei jedesmaligem Gebrauche jämmerlich darüber, daß man ihr in ihren hohen Greisenjahren noch keine Ruhe gönnte. Die Achsen dieser Schreier wurden jetzt, um sie so gut als möglich zum Schweigen zu bringen, freigebig getränkt; denn die Knechte gedachten des alten und auf der ganzen menschlichen Lebensreise sich bewährenden Sprichwortes: „Wer gut schmiert, der fährt gut.“ —

Unter mehreren solchen Zurüstungen verstrich der Tag. Herr von Norbert glaubte nun völlig reisefertig zu seyn. Aber plötzlich schlug er sich mit dem Ausruf: „Wo werden wir einkehren?“ vor die Stirn. Er besann sich schnell, daß ein nachbarlicher Edelmann, der vor fünfzehn Jahren in Paris gewesen war, die dort in einem Gasthofe gefundene billige Bewirthung oft gerühmt hatte. Sofort ließ er ihn durch einen reitenden Boten um den Namen dieser guten Herberge ersuchen. Der Courier kam bald zurück und überbrachte einen Zettel mit der Aufschrift: „Das schöne Bild in der Vorstadt Saint-Marceau.“ — Zufrieden legte der Kapitän das Blättchen in seine Brieftasche und sich ins Bett, wo er, durch die vielen Geschäfte des Tages ermüdet, bald einschlief.

Rosette hingegen schloß, von fröhlichen Bildern der Zukunft umgaukelt, kein Auge. Sie, die sonst gewöhnlich unter allen Bewohnern des Schlosses am spätesten Tag

machte, lief dieß Mal dem Haushahn und seinen Weibern den Rang ab. Kaum graute der Morgen, da klirrte sie schon mit einem großen Schlüsselbunde, gleich der geschäftigen Martha, die Treppen auf und nieder, klingelte den schläfrigen Bonifaz aus den Federn, und donnerte mit ihren zarten Händen an die Stallthür, um die Knechte zur Fütterung der Pferde zu wecken. Dann eilte sie in die reichlich gefüllte Speisekammer und wählte Schinken, Würste, Butter und Eier zur Reisezehrung — im Fall der Noth auch zur Ergänzung der knappen Mahlzeiten, die ihr Gemahl (der ein starker Esser und seinem Magen kein Stiefvater war) in Paris zu finden besorgte.

Als sie so ein paar Stunden gewirthschaftet und alle häuslichen Geschäfte abgethan hatte, warf sie sich in ein dunkelblaues Amazonenkleid und drückte einen männlichen Hut, der mit einem Busch von Reiherfedern geschmückt war, auf ihr braunlockiges Köpfchen. Ihr Eheherr hatte indessen seine Beine mit weiten Tuchkamaschen bekleidet, und einen kurzen Hirschfänger, den ein porzellanener Griff und ein vergoldetes Gliedergehenk zierten, um seine Lenden gegürtet. Ueber die Ohren zog er — um sie vielleicht unter Weges gegen das muthwillige, schlafstörende Elsterngeschwätz seines Weibchens zu panzern — eine tüchtige weiße Trobdelmütze, pflanzte darauf ein Reisehütchen von schwarzem Sammt, und trank dann aus einem silbernen Tummelchen einen Schluck Magenelixier, um den schädlichen Einflüssen böser Nebel vorzubauen.

Jetzt meldete Bonifaz, daß der Wagen bereit sey. Rosette flog, wie der Leichtsinn in Person, die Treppe hinunter; ihr Gemahl ging, auf seinen Krückenstock gestützt, mit dem Schneckenschritte der Bedächtlichkeit hintendrein. Im Schloßhofe standen ein Rappe, ein Schimmel, ein

Fuchs und ein Schecke, zu einem Postzuge zusammengespannt, und an den Wagen hatten sich die Gerichtspersonen und Aeltesten des Dorfes mit entblößten Häuptern gestellt. Der Schulmeister an ihrer Spitze begrüßte mit zahllosen Bücklingen die Herrschaften, und wünschte ihnen in einer schwülstigen Rede, wovon weder der Gerichtsherr noch sonst jemand der Anwesenden ein Wort verstand, Glück auf die Reise.

Sie war auch in der That so glücklich und lief so ganz ohne Abenteuer ab, daß sich nichts, gar nichts davon erzählen läßt: wir müßten denn, nach dem Muster vieler starkleibigen Reisebeschreibungen, die Beschaffenheit der Wege, des Wetters und der Wirthshäuser weitläufig auseinander setzen. Ueber diese Alltagsdinge wollen wir aber kein Wort verlieren, sondern sie denen zum Nießbrauch überlassen, die uns von ihrer Pilgrimschaft keine wichtigern Merkwürdigkeiten zu berichten wissen.

Unsere Reisenden kamen am achten Tage nach ihren Abfahrt — denn so viel Zeit brauchte der bunte Postzug zu einem Wege von ungefähr dreißig deutschen Meilen — in Paris an. Es war schon stockdunkel und auf den Gassen brannte keine Laterne. Man hatte sich auf den Mond verlassen, dem es im Kalender befohlen war, daß er mit seiner großen Leuchte die Welt bedienen sollte; er war aber, hinter Wolken versteckt, ungehorsamlich ausgeblieben, und fragte den Henker nach dem Menschengewimmel in volkreichen Städten, daß Kopf an Kopf gegen einander lief. In dieser egyptischen Finsterniß hatten unsere ländlichen Fremdlinge nicht wenig Mühe, die Vorstadt Saint-Marceau zu finden. Sie ward endlich zwar, nach mancherlei Mißverständnissen und Irrsalen, glücklich erforscht, und die Altmutter der Halbchaisen wankte mühselig hinein, aber —

neue Noth! vom Gasthofe zum schönen Bilde wollte kein Mensch etwas wissen. Man fragte links und rechts, fuhr ins Kreuz und in die Quere — alles vergebens! Herr von Norbert beschuldigte zuletzt sein Gedächtniß, daß es den rechten Namen der gewünschten Herberge verloren und ihm einen falschen dafür untergeschoben habe. Mühsam fühlte er den Zettel, worauf die Notiz geschrieben stand, aus seinem Taschenbuche heraus; allein was half das? Er sah nicht die Hand vor den Augen, geschweige einen Buchstaben. Da war nun kein Rath, er mußte sich aus dem Wagen erheben und den tiefen Straßenmoor bis hin an ein Haus messen, wo er noch Licht brennen sah. Ein eisgraues Mütterlein öffnete ihm die Thür. Er fragte dieses häßliche Bild nach dem schönen, das er, bei dem matten Schein einer Lampe, richtig auf seinem Zettel fand; aber wiederum vernahm er aus dem zahnlosen Munde das alte Lied: es sey nicht vorhanden. „Nun so muß der Teufel sein Spiel haben!“ rief er mit dem Fuß stampfend, und wandte sich, um nach dem Wagen zurückzuwaten.

„Halt! wartet ein Bischen!“ sagte die Alte: „Ihr spracht dá den Namen des bösen Feindes aus, und der hilft uns, so wenig er sonst taugt, auf Ein Mal aus dem Traume. Ich besinne mich dabei, daß wirklich vor zwölf oder fünfzehen Jahren ein Gasthof in dieser Gegend den Namen führte, nach dem Ihr fragt; es ging aber dem schönen Frauenbilde, das über der Thüre hing, wie mir: es ward alt und häßlich, und die Vorübergehenden trieben ihren Spott darüber. Das verdroß den Besitzer des Gasthofs; drum ließ er's herunter nehmen, und nannte sein Haus des Teufels Küche.“

„Gott sey bei uns!“ rief der fromme Kapitain. „Dort mag der Teufel herbergen und ich nicht!“

„Laßt Euch nicht grauen!“ sprach das Mütterchen. „Man ißt und trinkt da recht gut, ungeachtet es im ganzen Ernste des Teufels Küche ist; denn ihr müßt nur wissen, der Wirth heißt Teufel, und log also bei der spaßhaften Benennung seiner Garküche keinesweges so unverschämt, wie es sein schwarzer Namensvetter in der Art haben soll. Kehrt Ihr also in Gottes Namen bei dem Teufel ein, der keine Menschenseelen, sondern Hühner und Gänse bratet; er ist, auf mein Wort! ein frommer, christlicher Teufel.“

„Nun, ich will's wagen, seine Bekanntschaft zu machen;“ sagte Norbert. „Aber wo finde ich ihn? Wo treibt er sein Wesen?“

„Das will ich Euch deutlich beschreiben, lieber Herr! Fahrt nur diese Gasse hinauf bis ans fünfte Quergäßchen — dort wendet Euch rechts — nach zwanzig Schritten links — hernach gerade aus bis an einen Brunnen — hier wieder rechts — dann wieder links, und so noch sieben Mal rechts und links — da seht Ihr ein Haus mit drei kleinen goldenen Bechern über der Thüre — nun schlagt Euch . . .“

„Blitz und Donner!“ fluchte der Kapitain. Mutter, Ihr foppt mich! Wie ist's möglich, bei dieser stockfinstern Nacht in einem Irrgarten von Quergäßchen drei kleine Becher zu finden: Ich bin ja weder ein Kakerlack, noch ein Uhu!“

„Wißt ihr was,“ erwiederte die Alte, „wenn Ihr ein Trinkgeld dran spendirt, so leuchte ich Euch mit einer Laterne bis in des Teufels Küche.“

„Das ist ein vernünftiges Wort!“ sprach der Kapitain. „Allons, marsch!“

Er setzte sich nun wieder in den Wagen, und das Mütterchen hümpelte, unter dem linken Arm eine Krücke und

in der rechten Hand eine Laterne, vor dem Postzuge her. Eine solche Equipage und ein solcher Läufer schicken sich trefflich zusammen; doch brachten sie nach einer kleinen Stunde unsere Herrschaften glücklich in die Teufelsküche. Es waren aber gerade so viel Reisende da eingekehrt, daß nur noch ein Hinterzimmer leer stand. Herr von Norbert, der an der Aussicht in ein schmales Gäßchen wenig zu verlieren glaubte, nahm davon Besitz, und kam hier auf Ein Mal in eine große Gesellschaft von Chinesern, die mit spitzen Hüten und Sonnenschirmen auf einer alten Tapete saßen.

Am folgenden Morgen eröffnete er seiner Gemahlin, daß er sich einen Rasttag geben wolle, weil er noch von der Reise sehr ermüdet sey. Dieß war aber ein bloßer Vorwand, um seine Scheu vor den Supplikantengängen, die er thun sollte, zu bemänteln. Er verschob sie, wie ein krankes Kind das Einnehmen einer bittern Arznei. Rosette ließ sich das gern gefallen, weil dadurch der Aufenthalt in Paris verlängert ward; sie für ihre Person hatte aber nicht Lust, einen Rasttag zu machen, sondern jagte sogleich einen Aufwärter des Gasthofes fort, um eine berühmte Putzhändlerin (deren Addresse sie in den Zeitungen fand, die der höfliche Wirth, bei Anwünschung eines guten Morgens, überreichte) ins Haus zu bestellen.

Die berufene Dame fuhr bald darauf in einem eigenen eleganten Wagen vor der Teufelsküche vor, und trat mit zwei netten Mädchen und einem Livreebedienten, die sämmtlich pappene Kasten und Schachteln hinter ihr her trugen, ins chinesische Zimmer. Da sie nicht gemeldet worden war und sehr gut gekleidet erschien, so gerieth das ländliche Paar bei ihrer überraschenden Ankunft in große Verlegenheit und Bestürzung. Herr von Norbert, der sie we-

nigstens für eine Hofdame ansah, wollte ihr durchaus die Hand küssen, und Rosette machte einen tiefen Knicks über den andern. Die Putzhändlerin lehnte diese übertriebenen Ehrenbezeugungeu von sich ab, nannte ihren Namen und Stand, und befahl ihrem Gefolge, die zierlichen Waarengehäuse niederzusetzen und zu öffnen.

Rosette stand wie ein Kind auf dem Weihnachtsmarkte und rief vor Staunen über die schönen Wunderdinge bald Ah! bald O! Sie griff nach allem, wünschte alles, und würde den ganzen Kram, der wohl einige hundert Thaler werth seyn mochte, mit Freuden gekauft haben, wenn ihr so viel Geld zu Gebot gestanden hätte. Aber der Kapitain, dem dabei um seine Reisekasse bange ward, mischte sich mit einer fatalen Kälte, die der entzückten Rosette ganz unbegreiflich war, in den Handel und lenkte ihn so klüglich, daß die Rechnung der gewählten Waaren nicht mehr als drei Louisd'or betrug. Die Modehändlerin, die sich von der bezauberten Landedeldame eine größere Losung versprochen hatte, nahm etwas kalt Abschied, und bestrafte besonders die Sparsamkeit des Herrn von Norbert mit einer sehr nachlässigen Verbeugung.

Rosette war im Herzen nicht weniger unzufrieden, daß ihr Gemahl mit so spitzen Fingern in seine Goldbörse gegriffen hatte, aber sie dachte: Rom ward nicht in Einem Tage gebaut, und bedankte sich mit schmeichelnden Küssen. „Sieh nur die prächtige Haube!“ rief sie aus. „Ich glaube, die Königin hat sie nicht besser! Und sie ist mein! mein! O, was bin ich für eine glückliche Frau! — Aber was hilft sie mir,“ fuhr sie mit sinkender Stimme fort, „wenn sie niemand sieht, niemand bewundert? — Ach, liebes Goldmännchen, ich bitte, bitte, fahr heute Abend mit mir in die Oper! Da werde ich rechtes Aufsehen machen! Es

wird, wie hier in den Zeitungen steht, Castor und Pollux gespielt."

„Ein schnurriger Titel!" sagte der Kapitän, und nahm das Zeitungsblatt in die Hand. „Der Castor ist das Wasserthier, aus dessen Haaren man die feinen Hüte macht, aber den Pollux kenne ich nicht. Ich bin doch selbst neugierig, zu sehen, was das für ein Murmelthier ist." —

Wer war vergnügter als Rosette! Sie fing sogleich an — ungeachtet es noch sehr früh am Tage war — sich zur Oper zu putzen, vergaß darüber Essen und Trinken, und setzte oft, in Ermangelung einer Kammerjungfer, die ungeschickten Hände ihres Gemahls in Requisition. Nachmittags um zwei Uhr stand sie vollendet vor dem Spiegel und bewunderte sich unersättlich. Sie hätte zwar, da sie die Moden der alten Welt, des Mittelalters und der neuesten Zeit an ihrer kleinen Person vereiniget hatte, vor keinem Geschmacksrichter mit ihrem Anzuge bestanden, und er war in der That unter aller Kritik; doch selbstzufrieden, wie jeder Stümper, brannte sie vor Begierde, sich dem Publikum zu zeigen, und ruhte nicht eher, bis ein Fiaker geholt ward.

Das Opernhaus war noch nicht geöffnet, als unsere Herrschaften dort ankamen. Sie stellten sich, von den Vorbeigehenden begafft und mitunter höhnisch belächelt, an die Thür, lasen zum Zeitvertreibe den Opernzettel zwanzig Mal von oben herab und von unten hinauf, und berathschlagten über den Platz, den sie wählen wollten. Der Kapitän brachte, aus Scheu vor der großen Welt und vor einer großen Ausgabe, die dunkle und wohlfeile Gallerie — die man spottweise das Paradies zu nennen pflegt — in Vorschlag. Rosette hingegen bestand auf einer Loge des ersten Ranges, und krabbelte ihm, zur Belustigung

der jungen Müßiggänger, die sich nach und nach vor dem Opernhause sammelten, so lange öffentlich um den Bart, bis der gute Mann Ja sagte. Sie fanden ihr Unterkommen in einer der nächsten Logen am Theater, und hatten beinahe zwei Stunden lang in dem einsamen, noch unbeleuchteten Hause die längste Weile, die der Kapitän dann und wann durch Keifen und Nörgeln über Rosettens Voreiligkeit eben nicht angenehm verkürzte.

Endlich füllten sich Parterre und Logen. Auch in die ihrige traten einige Damen; Herr von Norbert wich aber nicht von seinem an der Brustlehne eingenommenen Platze. Eine der Damen, die hinter ihm sitzen mußte, stichelte aus Rache ziemlich laut auf seine große Wolkenperücke, als eine Räuberin der freien Aussicht; er ließ sich aber dadurch nicht stören und murmelte vor sich hin: „Wer eher kommt, mahlt eher.“

Als nun die Oper bald anfangen sollte und das Orchester die Einleitungs-Symphonie spielte, richtete Rosette (die in ihrem Leben noch kein anderes Schauspiel als die auf Dörfern umherziehenden Marionettentheater gesehen hatte) ihre Augen starr nach der Bühne, wie ein Feldposten nach der feindlichen Gegend. Jetzt schwiegen die Instrumente; alles schwieg. Der Vorhang hob sich schnell und enthüllte eine glänzende Decoration. „Ei! wie prächtig!“ — rief Rosette so hell und laut, daß man ihr Stimmchen in allen Winkeln des Hauses hörte. Dabei flog sie wie Pulver vom Stuhl auf und klatschte mit den Händen. Man denke sich das allgemeine Aufsehen und Gelächter! Der Kapitän ward bis über die Ohren roth und brachte seine kindische Ehehälfte durch ein nicht ganz sanftes Trittchen auf den Fuß und einen Kniff in den Arm wieder zur Ruhe.

Zufälliger, oder vielmehr unglücklicher Weise, gehörte eine der nächsten Logen dem jungen Herzog von M***, einem berüchtigten Ausschweifling. Er drehte, wie tausend Andere, seine Augen nach dem Gänslein, das sein lustiges Gickgack so vernehmlich erschallen ließ, und mit Vergnügen entdeckte er eine reizende Gestalt, die des Ansehens sehr werth war. Siebzehnjährige Jugend, Purpurlippen und Rosenwangen, ein schwarzes, feuriges Auge, ein Hals wie Elfenbein, und ein Flortuch, unter welchem die Natur ihr schönstes Füllhorn geleert hatte: das waren alles Dinge, die ein Mann wie der Herzog nach Würden zu schätzen wußte. Er, ein Schmetterling der Liebe, hatte die Pariser Blumen, die sich seine Huldigungen gefallen ließen, so ziemlich durchgeküßt; dieß blühende Feldröschen war ihm also ein erfreulicher Fund, den er nicht umsonst gethan haben wollte.

„Louis!" sprach er gegen das Ende der Oper zu seinem Läufer: „ich habe hier in der Nebenloge eine junge Dame bemerkt, die wahrscheinlich vom Lande ist und mich interessirt. Sie befindet sich in Gesellschaft eines alten, grotesk gekleideten Mannes. Fasse diese Leute ins Auge und melde mir gegen Morgen, ehe ich schlafen gehe, wer sie sind, wo sie wohnen und was sie hier für Geschäfte haben! Mache deine Sachen klug und zehn Ducaten sind dein!"

Der Läufer, ein listiger Vogel, der in dergleichen Aufträgen schon geübt war, stellte sich vor die Thür der Nebenloge auf die Lauer. Eben fiel der Vorhang, die Oper war aus; das Norbert'sche Ehepaar schwankte wie trunken in seinen Miethwagen und rollte fort nach der Teufelsküche. Louis sprang unbemerkt hinten auf, und indem sich die Herrschaften oben im chinesischen Zimmer entklei-

ten, machte er unten in der Wirthsstube mit Bonifazen Bekanntschaft. Er ließ eine Flasche des besten Weines auftischen und lud den einfältigen Tropf, der mit vielen Kratzfüßen diese Ehre verbat, darauf zu Gaste. Nach langem Complimentiren saßen sie endlich einander gegenüber. Welcher Contrast! Louis, ein schöner, junger, schlanker Bursch, der den leichten und zierlichen Anstand der großen Welt vollkommen besaß — und Bonifaz ein kurzer, dicker, unbehülflicher Gesell, der keinen Tropfen Wein über die Lippen zu bringen wagte, bevor er nicht die Gesundheit seines vornehmen Gönners getrunken hatte. Als aber das Eis der Bekanntschaft einmal gebrochen war, mundete ihm der Wein trefflich und löste seine Zunge. Der schlaue Läufer holte ihn mit leichter Mühe über alles aus, was er wissen wollte, bezahlte den Herrn Teufel aus einem vollen Geldbeutel, und verschwand wie ein Blitz.

„Also eine Gnadensache bei Hofe?“ sagte der Herzog, als ihm Louis eine Stunde nach Mitternacht rapportirte. „Gut, hier sind die versprochenen zehn Ducaten. Nun lauf zum Marquis D** — er besaß vormals ein Schloß in der Gegend von Norberts Landgut — es war freilich kein Ziegel auf dem Dache sein — doch was schadet das? Lauf nur hin und ersuche ihn in meinem Namen, mir sogleich ein Billet zu schreiben und mir darin den Herrn von Norbert als seinen Freund — oder noch besser, als einen weitläufigen Verwandten — zu empfehlen.“

„Recht wohl, gnädigster Herr.“

„Nun, fort! fort! Was hältst du dich noch auf?“

„Befehlen Ew. Hoheit, daß ich jetzt in der Nacht...?“

„In dieser Minute! Sobald ich aufstehe, muß das Billet in meiner Hand seyn.“ —

Louis flog zum Marquis. Er schlief, ward geweckt;

der herzogliche Bote trat zu ihm ans Bett und trug den Wunsch seines Herrn vor.

„Ein seltsamer Einfall vom Herzog!“ rief der Marquis laut auflachend. „Ich hatte gestern Abend verdammt viel Unglück im Spiel, und fing eben an, meine Grillen zu verschlafen. — Auf meine Ehre! ich würde diese Störung keinem andern verzeihen; doch dem Herzog stehe ich bei Tag und Nacht zu Dienste. — Aber, zum Henker! es ist ein wunderliches Ansinnen! Ich kenne den ehrlichen Landjunker nicht — hab' in meinem Leben kein Wort von ihm gehört. — Vor Olims Zeit besaß ich freilich in der Gegend, wo er haust, ein altes Rattennest mit ein paar Hufen Feld — ich hab' aber die Bagatelle, die ich im Spiel gewann und im Spiel verlor, mit keinem Auge gesehn, und also niemals Gelegenheit gehabt, des Herrn von Norbert Bekanntschaft zu machen. Doch — es sey darum! Der Herzog befiehlt, und ich gehorche.“

Er sprang aus dem Bette, setzte sich an den Schreibtisch, und warf das verlangte Empfehlungsschreiben flüchtig auf das Papier.

„Hier, mein Lieber! Meinen unterthänigsten Respekt! Ich habe meinen unbekannten Freund sehr warm empfohlen, und ihn sogar, um Sr. Hoheit vollkommen gefällig zu seyn, meinen Vetter genannt; aber alle verdrießliche Folgen, die für mich daraus entstehen können, lade ich auf die herzoglichen Schultern, und lasse Se. Hoheit ersuchen, mir den Landjunker ja nicht auf den Hals zu schicken. Ich will nichts, durchaus nichts mit ihm zu schaffen haben. Allenfalls kann man ihm, wenn er nach mir forscht, antworten, ich sey verreist. — Gute Nacht!“

Der Marquis eilte wieder ins Bett und der Läufer nach Hause.

Indessen war es heller Tag geworden, und nach einigen Stunden füllten sich die Vorzimmer des Herzogs mit verschiedenen Menschenklassen an. Im ersten von der Gasse herein standen demüthige Handwerker mit Arbeitsrechnungen in der Hand, die sich während der langen Zeit, als sie immer von Tag zu Tage vergebens gebracht worden waren, gelb und braun gefärbt hatten; — im zweiten Zimmer strotzten und schwadronirten fremde Lakaien durch einander; — im dritten Zimmer sah es schon etwas vornehmer aus: da befand sich ein junger Abbé, der ein schmeichelndes Sonnett auf den Herzog gedichtet hatte; ein Portraitmaler, der auf die Gnade, daß Se. Hoheit ihm sitzen wollten, schon drei Monate wartete; ein Juwelier, der dieses Miniaturgemälde in Gold fassen sollte; ein englischer und ein italienischer Sprachmeister, die seit einem halben Jahre bezahlt wurden und dem Herzoge noch keine einzige Lektion gegeben hatten; — dann der herzogliche Leibarzt; der Leibschneider; ein Roßhändler; ein Mann, der ein bestelltes Damenhündchen überbrachte, und zwanzig Andere mehr.

„Wo ist Louis?“ war das erste Wort des Herzogs, als er erwachte. Louis kam, übergab des Marquis Billet; der Herzog ließ seinen Secretair rufen und diktirte ihm folgenden Brief:

„Der Herzog von M*** freut sich über die angenehme Gelegenheit, die ihm beiliegendes Billet anbietet, „sich dem Herrn von Norbert zu verbinden. Er wird „mit Vergnügen seinen ganzen Einfluß bei Hofe für „ihn verwenden, wird ihn morgen in Versailles dem „Könige vorstellen, und überhaupt alles thun, was seiner Angelegenheit einen glücklichen Ausgang verschaffen „kann.“

Der Herzog unterzeichnete seinen Namen und befahl dem Läufer, die Gallalivree anzuziehen und diesen Brief dem Herrn von Norbert zu übergeben. „Er wird schriftlich antworten," fuhr er fort, „und wenn er nicht von selbst dazu Anstalt macht, so ersuche ihn darum. Indem er nun schreibt, nahe dich auf eine geschickte und bescheidene Art seiner Gemahlin und flüstere ihr zu: ihre Schönheit habe mich gestern in der Oper entzückt und bezaubert: ich ließe bitten, mir morgen Vormittags einen kurzen Besuch unter vier Augen zu erlauben; ich würde ihren Gemahl auf eine anständige Weise entfernen; doch verstehe sich, daß er von dieser geheimen Unterhandlung nichts erfahren dürfe. — Hast du mich verstanden?"

„Vollkommen, gnädigster Herr!"

„Ein Billet von meiner Hand wäre freilich schicklicher; doch — ich habe keine Lust zum Schreiben, und eine Dame vom Lande wird diesen Verstoß gegen die feine Lebensart kaum bemerken. Geh nur!"

Louis trat ab.

Jetzt erhielt der Hundehändler Audienz. Eine schöne Gräfin hatte dem Herzog Abends vorher den Verlust ihres Bologneser geklagt; es war daher eine unvermeidliche Pflicht, ihr sogleich einen andern zu senden. Das Hündchen, das der Negoziant zu diesem Behuf überbrachte, war sehr niedlich und fünf Louisd'or unter Brüdern werth. Der Handel kam um diesen Preis augenblicklich zu Stande.

Dieß Geschäft war kaum abgethan, als ein Busenfreund des Herzogs, ein junger Ritter, gemeldet und angenommen ward. Er kam, um Seine Hoheit zum Ballspiel abzuholen.

„Sind sonst noch Leute im Vorzimmer?" fragte der

Herzog seinen ersten Kammerdiener, indem er sich rasch ankleiden ließ.

„Viele Leute, gnädigster Herr?“

„Wer denn etwa?“

„Ein Lobdichter — der Portraitmaler — die Sprachmeister — verschiedene Professionisten —“

„Pah! ich will mir heute von diesen Menschen keine lange Weile machen lassen. — Du kamst doch zu Wagen, Chevalier?“

„Zu Befehl.“

„Gut! ich bitte mir einen Platz bei Dir aus.“

„Mit Vergnügen.“

Der Herzog wandte sich zum Kammerdiener: „Laßt des Ritters Wagen an der Hinterthüre vorfahren, und sagt den Leuten im Vorzimmer: ich sey krank, könne heute niemand sprechen.“

Er schlüpfte jetzt eine geheime Treppe hinab. Der Kammerdiener hob ihn in den Wagen, eilte dann zum Frühstück bei seiner Geliebten, und dachte nicht an den Sonnetdichter und seine Konsorten, die noch zwei Stunden lang, zum Theil mit leeren Magen, im Vorgemach harrten, und nun erst, von dem vergeßlichen Mann abgefertiget, mißmüthig nach Hause schlichen.

Auch wir haben in dem herzoglichen Palaste (wo wir blos ein Weilchen zuschauten, um Seine Hoheit etwas näher kennen zu lernen) nichts mehr zu thun, und wollen nun sehen, was in der Teufelsküche vorgeht.

Dort war, beim Abendessen nach der Oper, über das unglückliche: „Ei! wie prächtig!“ viel gescholten, und sogar noch eine lange Gardinenpredigt darüber gehalten worden. Rosette versprach, künftig an öffentlichen Orten besser auf ihrer Hut zu seyn, und den Mund nicht mehr

zu öffnen, wenn sich auch der Himmelssaal voll heiliger Engel vor ihren Augen aufthäte. Unter dieser Bedingung ward endlich Friede geschlossen; die Versöhnten schliefen ruhig ein, und es war am folgenden Tage schon ziemlich spät, als sie erwachten.

Der Kapitän verließ mit Seufzen sein Lager; denn nun konnte er doch die schweren Schritte, die er in Paris vorhatte, nicht länger verschieben. Er wollte heute wenigstens zu seinem Anwalt gehen und sich von ihm die Wohnungen der hohen Gönner, denen er persönlich aufwarten sollte, genau angeben lassen.

Da ihm seine Perücke etwas baufällig geworden zu seyn schien, so befahl er, einen Friseur zu rufen, und Rosette bestellte zugleich auch einen für sich. Die beiden Pudermänner erschienen. Der eine setzte dem Herrn von Norbert seinen wieder ausgebesserten Haarthurm auf; der andere bepflanzte Rosettens Köpfchen mit zahllosen Papierwickeln.

Indem dieß geschah, kam Bonifaz mit einem Gesichte, das etwas Außerordentliches ankündigte, hastig gelaufen. „Der Herzog . . .“ rief er ängstlich stammelnd, und wollte vermuthlich hinzusetzen: schickt seinen Läufer; doch ehe er dieß über seine schwere Zunge bringen konnte, trat ihm schon Louis auf der Ferse nach und ins Zimmer hinein.

Er starrte vom Kopfe bis zum Fuße von Gold, und auf seinem hohen Stocke blitzte ein unmäßig großer Apfel vom feinsten Silber, der wohl manches Bauerhüttchen im Dorfe des Herrn von Norbert an Werth überwiegen mochte.

Unser Landadel sprang beim Anblick dieser glänzenden Gestalt, die so unvorbereitet erschien, mit der größten Geschwindigkeit von den Stühlen auf, entriß sich den Hän-

den der Haarkräusler und ging ihr mit tiefen Verbeugungen entgegen. Der Kapitain war zwar ein Neuling in großen Städten, doch begriff er sogleich, daß er keinen Herzog vor sich hatte; Rosette hingegen, die jetzt erst den prächtig gekleideten Läufer sah, hielt ihn, durch Bonifazens abgebrochene Meldung vollends irre gemacht, getrost für seinen Herrn und richtete ihre Komplimente darnach ein. Sie bat demüthig, er möchte geruhen, sich niederzulassen, und fragte ihn in der Angst, ob er nicht die Gnade haben wolle, ein Schnittchen Schinken oder Wurst und ein Gläschen Aquavit zu genießen; denn diese vom Lande mitgebrachten Lebensmittel standen noch vom Frühstück her auf dem Tische.

Die Haarschmücker hielten sich die Puderquasten vor's Gesicht und lachten wie Kobolde dahinter; aber mit freundlichem Ernst übergab Louis — sobald er vor den dringenden Höflichkeiten der Dame dazu kommen konnte — seinen Brief und bat um Antwort. Der Kapitain erbrach das herzogliche Schreiben. Seine neugierige Gemahlin zog es ihm schnell aus der Hand, um zuerst den Inhalt zu wissen. Er entriß es ihr wieder mit strafenden Blicken, las es einige Mal sehr bedächtig durch, und schwitzte dann beinahe eine Stunde über zwei Zeilen Antwort, wobei er wenigstens ein halbes Dutzend Federn zerkaute.

Während dieser gewaltigen Kopfanstrengung sah und hörte er nicht; der gewandte Louis hatte also die glücklichste Muse, sich seines geheimen Auftrags bei der jungen Dame zu entledigen. Ihr Gesicht überflog bei den ersten Worten eine glühende Röthe, und es fehlte nicht viel, so wäre ihre Ueberraschung eben so laut, wie in der Oper, ausgebrochen. Der verschmitzte Bote drückte aber schnell den Zeigefinger auf seinen Mund, und winkte dabei mit

den Augen nach dem Briefsteller hin. Sie verstand diese Geberdensprache und schwieg. Der Läufer flüsterte ihr nun die Liebeserklärung des Herzogs ungestört zu. Ihre Eigenliebe fand viel Vergnügen daran. Dieser Honig ward nur dadurch mit etwas Wermuth gemischt, daß sie sich bei der großen Eroberung, die sie gemache hatte, nicht zu benehmen mußte. Louis überhob sie durch schnelles und ehrerbietiges Zurücktreten der Verlegenheit um eine Antwort. Sie war froh, daß sie vor der Hand aus der gegenwärtigen Klemme heraus war, und in Ansehung der Zukunft dachte sie leichtsinnig: Kommt Zeit, kommt Rath.

Herr von Norbert versiegelte endlich seine Krähenfüße — denn er war ein erbärmlicher Schreiber — mit seinem großen, in Silber gestochenen Familienwappen, das er behutsam und feierlich aus einem alten Futerale von schwarzem Korduan zog. Louis empfing den schwer geborenen Brief, der mehr Schnitzer wider die Rechtschreibung als Wörter enthielt, und empfahl sich.

„Ha! nun blüht unser Weitzen!“ rief der Kapitain, als die Friseurs fort waren: „Wer hätte sich das träumen lassen! Ein unbekannter, gefälliger Marquis recommandirt mich einem Herzog — der Herzog bietet mir seine hohe Protection an! — Frauchen! was sagst du dazu?“

„Ich freue mich herzlich darüber;“ antwortete Rosette. „Nicht wahr, nun gefällt es dir in Paris?“

„Hm! das behagt mir freilich, daß ich nun wohl meine Sache, die ich hier durchsetzen wollte, bei allen vier Zipfeln habe; aber — der Herzog! — der König! — Puh! mir schaudert die Haut, wenn ich an den morgenden Tag denke! Ich möchte lieber gegen eine donnernde, feuerspeiende Batterie im Sturmschritt anrücken, als mit einem krummen Katzenbuckel vor solchen Göttern der Erde stehen! —

Geben sie mir doch, was ich wünsche, und ließen mich ruhig heimziehen! Ich wollte der hohen Ehre ihrer Bekanntschaft gern entbehren.“ —

„Aber, liebes Männchen, bedenke das ruhmvolle Glück, mit Seiner Majestät, dem König, zu sprechen! Mit was für großen Augen wird man dich ansehen, wenn wir auf unser Schloß zurückkommen!“

„Ich wollte, wir wären schon dort, damit ich den braven Marquis D * * auf meinen Stammbäumen und in meinen genealogischen Papieren aufsuchen könnte! — Wer aus einer so alten und ausgebreiteten Familie stammt, wie ich, der sollte keinen Fuß vor die Thür setzen, ohne sein Ahnenarchiv bei sich zu führen. Da zerbreche ich mir nun den Kopf über den Marquis! Er hat sich vielleicht vor vielen Jahren mit einem Fräulein vermählt, das in einem entfernten Grade mit mir verwandt ist, und ich habe durch die Länge der Zeit diese Mariage vergessen. Ja, ja, so ist es gewiß! Aber werde ich nicht bei ihm — denn ich muß ihn aus Dankbarkeit doch besuchen — mit Schande bestehen, wenn ich von unserer Verwandtschaft weder giks noch gaks weiß!“ —

Rosette dachte indessen an einen andern Besuch. Der Kapitain bemerkte, daß sie über etwas sann, und glaubte arglos, ihr abwesender Geist durchschweife seinen genealogischen Wald, um den Marquis zu finden. „Gib dir doch nicht so viel Mühe, mein Schatz!“ sprach er gutmüthig: „Sobald wir heim kommen, wird sich das Räthsel gleich lösen. Meine Geschlechtsregister sind in der besten Ordnung.“ — Hätte der ehrliche Mann nur gewußt, daß sein leichtsinniges Weibchen halb und halb Willens war, einen geheimen Zusatz dazu zu machen: er würde wohl aus einem andern Tone gesprochen haben.

Die dunkle, unbestimmte Anmeldung des Herzogs au den folgenden Vormittag machte Rosetten viel Sorge und Unruhe. In welcher Stunde wird er kommen? Wie wird er den Alten entfernen? Kannst du nach Versailles mitreisen? Oder mußt du, um den vornehmen Besuch zu empfangen, zu Hause bleiben? — Das waren die Fragen, die sie sich den ganzen Tag vorlegte, und sogar in einer schlaflosen Nacht vergebens erwog.

Bei frühem Morgen meldete Louis, daß der Herzog den Herrn von Norbert um zehn Uhr abholen werde. Seine Hoheit, setzte er hinzu, wollten der gnädigen Frau nicht rathen, ihren Herrn Gemahl bei dieser Geschäftsreise zu begleiten, weil sie in Versailles, während der Audienz bei dem König, lange Weile haben möchte. Die Herren würden bei guter Zeit zurück kommen, und dann in Gesellschaft der Frau von Norbert ins Schauspiel fahren, wo der Herzog das Vergnügen haben werde, sie in seiner Loge zu sehen.

So war denn Rosettens Ungewißheit im Punkt der Reise entschieden. Das Uebrige wird sich geben, dachte sie, und ging, wie der behendeste Kammerdiener, ihrem Gemahl beim Ankleiden zur Hand.

Mit dem Schlage der zehnten Stunde kam ein vergoldeter Wagen, mit sechs schnaubenden Hengsten bespannt, vor die Teufelsküche gerasselt. Alle Bewohner des engen Gäßleins geriethen darüber in Bewegung, rissen die Fenster auf und steckten die Köpfe hinaus; denn seit Menschengedenken war keine solche Prachtkarosse in dieser Gegend erschienen. Louis stand indessen schon im chinesischen Zimmer, meldete die Ankunft des herzoglichen Wagens, und ersuchte den Kapitain, sich einzusetzen. „Seine Hoheit,“ sprach er, „erwartet Sie in seinem Palast.“ —

Herr von Norbert stieg augenblicklich ein, der Wagen führte ihn wie ein Sturmwind von dannen, und husch! schlüpfte der Herzog, der hinter einer nahen Gassenecke gelauert hatte, in des Teufels Küche.

Rosette war Anfangs, als er sie überraschte, schüchtern und blöde wie ein Kind. Bald aber faßte sie Muth, und bestrebte sich aus allen Kräften, gegen den schmeichelnden Höfling recht artig zu seyn. Doch je mehr sie Mühe anwandte, sich in den feinen Konversationston hineinzuarbeiten, desto weniger gelang es ihr. Was sie sprach und that, fiel links aus. Ihre Schönheit überfirnißte jedoch in den Augen des Herzogs ihren Mangel an Lebensart. Er war ein feuriger Lobredner ihrer Reize. Auch sie versank ganz in Bewunderung seiner Person und seines Benehmens; denn er war der erste gebildete Weltmann, mit dem sie sprach. Seine angenehme Gestalt, die Pracht seiner Kleidung, sein zwangloser und doch zierlicher Anstand, seine zärtliche Beredtsamkeit — alles machte auf sie einen so neuen, gewaltigen Eindruck, daß sie wie betäubt war. Hätte der geübte Eroberer auf der Stelle siegen wollen, er hätte gesiegt; aber der ausgelernte Lüstling übereilte sich nicht. Es war immer seine Art, sich Hindernisse zu schaffen, wo er keine fand. Er begnügte sich also auch jetzt, seines Triumphs gewiß zu seyn, und verschob dessen vollen Genuß bis zu einer bequemern Gelegenheit.

Als er beinahe eine Stunde vertändelt hatte, verließ er Rosetten und eilte in seinen Palast zurück. Hier hatte man den Herrn von Norbert in ein Paradezimmer geführt, wo er aus Respekt gegen die todte Pracht, die ihn umgab, kaum Athem zu holen wagte. Er stand eine halbe Stunde lang, jeden Augenblick des Herzogs gewärtig, starr und steif wie eine Schildwache, die das Gewehr präsentirt,

an der Thür. Endlich wollten ihn seine Beine, des ungewohnten Stehens müde, nicht länger aufrecht tragen. Er schlich nun auf den Zehen wie ein Dieb zum nächsten, mit Atlas bezogenen Stuhle, und ließ sich so sanft und knapp als möglich auf den äußersten Rand einer schlüpfrigen Ecke nieder. Hier saß er, in beständiger Gefahr, herunterzugleiten, bis die Flügelthüren aufrauschten und der Herzog herein trat.

„Willkommen, lieber Herr von Norbert!“ riefen Se. Hoheit, und umarmten ihn: „Ich freue mich, daß ich Sie endlich gefunden habe. Ein unglückliches Mißverständniß verursacht, daß wir gleichsam Verstecken mit einander spielen. Sie suchen mich in meiner Wohnung, und ich suche Sie in der Ihrigen, wo ich eben ganz athemlos herkomme. Diese starke Motion haben mir meine Bedienten gemacht. Ich schickte, weil ich noch unter Weges ein Geschäft hatte, meinen Wagen voraus, wollte Sie dann in Ihrem Gasthofe persönlich abholen und gerades Weges mit Ihnen nach Versailles fahren; aber meine Leute — haben Sie in Ihrem Leben von größern Dummköpfen gehört? — erwarten nicht meine Ankunft, sondern führen Sie mit beispielloser Ungeschliffenheit hierher. Ich bin darüber in Verzweifelung! Was müssen Sie von mir gedacht haben! Verzeihen Sie mir, bester Herr von Norbert, diesen Verstoß gegen die Höflichkeit, woran ich ganz unschuldig bin.“

Der Kapitain machte einen Bückling über den andern, und bemühte sich vergebens, gegen diesen Strom von Erdichtungen und Komplimenten ein Wort aufzubringen.

„Es war für mich noch ein Glück,“ fuhr der Herzog in Einem Athem fort, daß ich Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin zu Hause traf. Ich unterhielt mich einen Augenblick mit ihr. Sie wird Ihnen erzählen, wie sehr ich be-

klagte, Sie nicht zu finden. Ich gerieth außer mir! Und das Schlimmste war, daß ich nicht wußte, wohin Sie von meinen tollen Bedienten gebracht worden waren. Ich durchlief zehn oder zwölf Gassen, die nach Versailles führen — ich fragte hundert Menschen, ob sie einen Wagen mit sechs Schimmeln gesehen hätten — immer hieß es: Nein! nein! und man starrte mich dabei an, als ob man mich für unklug hielte. Es muß freilich ein seltsamer Anblick gewesen seyn, mich aus aller Macht, als ging's um eine Wette, durch die Straßen rennen zu sehn. Ich ward endlich dieser fruchtlosen Hetze überdrüßig, und hielt für den besten Rath, nach Hause zu eilen. Da kam mir denn gleich unten an der Pforte mein Läufer mit einem so zufriedenen Gesichte entgegen, als ob er seine Sache vortrefflich gemacht hätte. Ich ließ ihn hart an, und als er sich noch viel entschuldigen wollte, kündigte ich ihm auf der Stelle den Dienst auf."

„O nicht doch, gnädigster Herr!" stammelte der gutherzige Kapitain. „Ich bitte ganz unterthänig für den armen Teufel." —

„Er verdient keinen Pardon, der Schurke!" entgegnete der Herzog. „Er hat unsern ganzen Plan zerrüttet! Es ist nun für heut zu spät, nach Versailles zu fahren; denn ehe wir dahin kommen, sitzt der König schon bei der Tafel." —

„Beruhigen sich Ew. Hoheit darüber, und begnadigen Sie den armen Schelm!" sprach Herr von Norbert. „Ich könnte mich lebenslang nicht zufrieden geben, wenn ich wüßte, daß meinetwegen ein Mensch unglücklich geworden wäre." —

„Edler Mann!" — rief der Herzog. „Solche zarte Gutmüthigkeit ist nur noch auf dem Lande zu finden! Wie

beschämen Sie meinen Jachzorn! — Aus Achtung gegen Sie will ich dem Taugenichts seinen Fehler verzeihen, und um so lieber verzeihen, da keine weitern nachtheiligen Folgen daraus entstehen. Ihre Vorstellung beim König wäre so gar zu voreilig gewesen. Die Sache ist noch nicht reif genug dazu. Wir wollen erst in den nächsten Tagen bei einigen Staatsministern herumfahren, und dann nach Versailles. Das ist der Ordnung gemäß. „Kurz, lieber Herr von Norbert, überlassen Sie sich meiner Leitung! Ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn.“

Der Kapitain stotterte ein Galimatias von Danksagungen heraus und erklärte den Marquis D** für seinen Wohlthäter, weil er ihn einem so großmüthigen und menschenfreundlichen Prinzen empfohlen habe. „Darf ich mich wohl,“ sprach er am Ende, „einer unterthänigen Frage erkühnen? — Wo wohnt der Marquis, mein braver Vetter?“ —

„Das kann ich Ihnen in der That nicht sogleich sagen;“ antwortete der Herzog. „Doch Sie sollen es erfahren. Vor der Hand hilft es ihnen nichts. Der Marquis ist in derselben Stunde, als er seinen Empfehlungsbrief schrieb, auf ein entferntes Landgut verreist, und kommt, so viel ich weiß, erst nach Verfluß eines Monats zurück.“ —

Dieß höchlich beklagend, empfahl sich der Kapitain seinem erhabenen Gönner, der ihn mit seiner Gemahlin auf den Abend ins Schauspielhaus einlud. „Ich schicke Ihnen meine Equipage,“ setzte er huldreich hinzu, „und erwarte Sie in meiner Loge.“ —

Er klingelte. Ein Bedienter kam. „Vorfahren!“ rief der Herzog, und entließ mit einer freundschaftlichen Umarmung seinen entzückten Klienten. Das brausende Sechsgespann flog mit ihm nach der Teufelsküche zurück.

Die vorgespiegelte Reise nach Versailles war nichts als

eine Finte. Der Herzog durfte sich selbst dem König nicht vorstellen, geschweige denn einen Andern. Er hatte kurz zuvor so wilde Ausschweifungen begangen, daß er deßhalb in Ungnade fiel, und ihm sogar der Hof verboten ward. Natürlicher Weise galt nun auch seine Fürsprache bei den Ministern so viel als nichts. Dennoch konnten sie ihm für seine Person den Zutritt in ihren Häusern nicht versagen. Er fuhr also keck mit dem Herrn von Norbert bei ihnen herum, und empfahl dessen Angelegenheit mit dem lebhaftesten Eifer. Das schadete jedoch dem gnten Kapitain mehr, als es ihm half. Die ernsthaften Staatsmänner faßten eine unverschuldete Abneigung gegen ihn; denn sie hatten ihn insgesammt im Verdacht, daß er mit den Reizen einer schönen Gattin oder Tochter Wucher treibe, und sich um diesen Preis die Gönnerschaft des Herzogs erworben habe. So nahe gränzen zuweilen in der Welt Wahrheit und Unwahrheit an einander, und so falsch wird oft der ehrlichste Mann, aus Unkunde seines Charakters und seiner Verhältnisse, beurtheilt. —

Der Kapitain fing bald an, sich nach der Heimath und seinem Lehnstuhl zurückzusehnen; denn sein hoher Patron ließ ihm und seinen Staatskleidern acht Tage lang keine Ruhe. Bald mußte er irgend einem Großen den Hof machen, bald in die Komödie oder sonst zu einer Lustbarkeit fahren. Ueberall, wo er sich mit seiner Gemahlin in der Gesellschaft des berüchtigten Ausschweiflings sehen ließ, zeigten die Spötter mit Fingern auf ihn, und riefen oft sehr vernehmlich einander zu: „Das ist gewiß ein frommer, geduldiger Mann!“

Doch die Spottvögel urtheilten zu voreilig. Der Herzog genoß außer den kleinen Näschereien, die er sich beim ersten Besuch erlaubte, keiner weitern Gunst von Rosetten;

denn es fehlte ihm von einem Tage zum andern an Gelegenheit, sie unter vier Augen zu sprechen. Er fand immer, so oft er kam, zwei Augen zu viel. Man kann denken, daß er es bald überdrüssig ward, der unbelohnte Geschäftsträger eines Landjunkers zu seyn. Es gereuete ihn, daß er sich nicht voraus dafür bezahlt gemacht hatte, und er beschloß, das Abenteuer durch einen entscheidenden Streich zu enden.

In dieser Absicht erhob er sich eines Morgens sehr früh in die Wohnung des Kapitains. Dieser saß noch im Schlafrock und in der Nachtmütze beim Frühstück, warf vor Schrecken den Tisch um und floh über Hals und Kopf in die anstoßende Kammer. Auch Rosette wollte flüchten; aber der Herzog hielt sie fest und rief dem Ausreißer nach: „Bleiben Sie doch, bleiben Sie! Was machen Sie mit einem Freunde für Umstände!“

Herr von Norbert bat durchs Schlüsselloch, ihm nur einen Augenblick Zeit zu einer anständigern Bekleidung zu lassen.

„Bemühen Sie sich nicht!“ rief der Herzog zurück: „Ich kann mich nicht aufhalten; denn ich bin eben im Begriff, auf einige Tage zu verreisen.“ —

„Eine Nothlüge, schönes Weibchen!“ flüsterte er leise dazwischen.

„Ihre Angelegenheit, lieber Herr von Norbert,“ — fuhr er jetzt wieder mit lauter Stimme fort — „soll aber durch meine Abwesenheit nicht ins Stocken gerathen. Ich habe Anstalt getroffen, Sie indessen mit einem vielvermögenden Manne bekannt zu machen, der die rechte Hand des ersten Ministers ist, alles bei ihm gilt, alles durchsetzt. Mein Secretair, sein vertrauter Freund, wird heute Abend in Ihrer Gesellschaft bei ihm speisen, und Sie zwischen sieben

und acht Uhr in dem großen Kaffeehause neben meinem Hotel abholen. Bemühen Sie sich also zu rechter Zeit auf diesen Treffplatz, und verlassen Sie sich übrigens ganz auf meinen Secretair. Ich habe ihm aufgetragen, sich Ihrer Sache bei seinem Freunde mit dem thätigsten Eifer anzunehmen und es dahin zu bringen, daß sie schon morgen nach Ihren Wünschen entschieden werde.“ —

Unterthänigste Danksagungen schallten aus der Kammer heraus. Aber der Herzog, nicht darauf achtend, lispelte indessen Rosetten zu: „Ich verreise nicht, sondern werde auf den Abend das Vergnügen haben, Sie an einem geheimen und sichern Orte zu sprechen. Halten Sie sich um neun Uhr bereit.“ —

Er ließ dem bestürzten Weibchen keine Zeit zur Antwort, rief dem Kapitain ein lautes Lebewohl zu und flog hinweg.

„Ist er fort?“ fragte der Flüchtling, halb angekleidet, durch eine kleine Oeffnung der Thür.

Rosette war so zerstreut, daß sie nicht antwortete.

„Das war eine verteufelte Ueberraschung!“ rief der Kapitain, aus der Kammer tretend. „Aber der Herzog — mußt du das nicht selbst bekennen, Rosette? — ist doch ein überaus gnädiger Herr! Er und der Marquis versöhnen mich ganz mit Paris. Was für brave, gefällige Männer! Indem sie schon mit dem Fuß im Reisewagen stehen, denken sie noch an mich und sorgen für mich! Ich werd' es rühmen, so lang ich lebe!“ —

Rosette stand in stummer Gedankenlosigkeit da, oder war vielleicht nicht Heuchlerin genug, in den Lobgesang ihres Gemahls einzustimmen. Ihr Schweigen verdroß ihn. „Nun, hab' ich nicht Recht?“ fuhr er fort: „Du scheinst mit dem Herzog weniger zufrieden als ich. Aber ich merke

den Haken! Es ist dir unangenehm, diesen Abend allein zu seyn und lange Weile zu haben. Nicht wahr, ich traf den rechten Punkt?" —

„Ich kann's nicht läugnen;" antwortete sie, um nur etwas zu sagen.

„Gib dich zufrieden, mein Liebchen!" sprach der gute Mann. „Es thut mir selbst leid, daß ich dich ein paar Stunden lang verlassen muß; aber sieh, die Geschäfte rufen mich von deiner Seite. Gedulde dich nur, bis ich damit glücklich zu Stande bin; dann wollen wir uns noch einige Tage in Paris recht lustig machen." —

Der gute und der böse Engel der jungen Frau lagen mit einander im Streite. Jener rieth ihr, die Anträge des Herzogs ihrem Gemahl zu entdecken; dieser verbot es ihr wieder. Der Name dieses Dämons war — Eitelkeit. Rosettens Herz empfand für den lockenden Verführer nichts, was man Liebe nennen konnte; ihr Köpfchen schwindelte blos von der Ehre, einen so vornehmen Anbeter zu haben. Der gute Engel unterlag. Sie flog, sobald ihr Gatte nach dem Kaffeehause gefahren war, an den Putztisch, kleidete sich an und schickte Bonifazen, um ihn zu entfernen, nach der abgelegensten Gegend der Stadt in den April. Ich konnte doch — dachte sie, sich selbst entschuldigend — den gnädigen Prinzen, der so eifrig für unser Glück sorgt, durch Anzettelung einer Fehde mit meinem Manne nicht vor den Kopf stoßen. Doch will ich auch — setzte sie, um den beleidigten guten Engel zu versöhnen, hinzu — dem braven Norbert nicht weh thun und die eheliche Treue nicht verletzen.

So war sie kaum mit sich selbst einig geworden, als sie einen Wagen am Hause vorfahren und jemand die Treppe heraufsteigen hörte. Ihr Herz schlug heftig vor

Angst. Wie leicht war's möglich, daß ihr Mann etwas vergessen hatte und wieder zurück kam! Was sollte sie sagen? Womit ihr stattliches Ankleiden bemänteln? — Doch der Kommende klopfte bescheiden an; es war Louis. Er hatte seine Läufertracht abgelegt und sich ganz wie ein Stutzer gekleidet. Der Herzog, sprach er, bitte um Entschuldigung, daß er die gnädige Frau nicht persönlich abhole. Er habe besorgt, daß darüber Aufsehen und Geschwätz im Gasthof entstehen möchte, und deßhalb ihn gesandt, um sie nach Seiner Hoheit Garten zu begleiten, wo sie mit Sehnsucht erwartet werde.

Rosettens guter Engel nahte sich ihr noch ein Mal mit warnender Stimme. Es ward ihr bange — ihre Kniee zitterten — sie öffnete den Mund, um den herzoglichen Unterhändler höflich abzuweisen; aber plötzlich mischte sich der böse Dämon wieder ins Spiel und führte sie triumphirend die Treppe hinab in den Wagen.

Der Herzog empfing sie unweit des Hauses und fuhr mit ihr nach seinem kleinen, zierlichen Gartenhause, das zu einem geheimen Venustempel bestimmt und eingerichtet war. Es wohnte niemand darin, als ein alter Kastellan, der die Aufsicht darüber führte. Herr Nivel — dieß war sein Name — erstaunte und erschrack, als er seinen Gebieter so unvermuthet ankommen sah. Er und alle herzogliche Diener — der vertraute Louis ausgenommen — standen in der Meinung, ihr Herr sey verreist; denn er hatte sie selbst absichtlich getäuscht, um dem Kapitän die Entdeckung seiner Unwahrheiten und Schleichwege unmöglich zu machen. Da sich nun Nivel für diesen Tag als Alleinherr im Hause betrachtete, so war er gegen einen Freund, der mit zwei jungen artigen Tänzerinnen zu Nacht speisen wollte, so gefällig gewesen, ihm zu diesem

Feste den Gebrauch eines Pavillons im herzoglichen Garten zu versprechen. Sein gnädigster Herr kam ihm also höchst ungelegen. Er sah sich dadurch in die Verlegenheit gesetzt, seinen Freund mit den tanzenden Grazien (die er jeden Augenblick erwartete) abweisen zu müssen. Doch diese Sorge ward bald gehoben. Der Herzog befahl ein gewisses Zimmer zu öffnen. „Aber das sag' ich dir, Alter!“ — raunte er dem Kastellan ins Ohr — „plaudere nicht davon, daß ich hier bin! Es soll's aus besonderen Ursachen Niemand wissen. — Geh deines Weges und schweig! Ich brauche dich nicht weiter. Louis hat alles, was ich bedarf, im Wagen mitgebracht und wird mich bedienen.“ — Gut, gut! dachte Nivel. Der Herzog will unbemerkt seyn; er wird also keinen Fuß aus dem Zimmer setzen und wir sind im Garten vor ihm sicher. Nun mag der Freund mit seinen Mädchen kommen; es schadet nichts. —

Während der Zeit saß der Kapitain im Kaffeehause wie auf Kohlen, und lauerte vergebens auf den herzoglichen Secretair. Er trank, um seine heiße Ungeduld abzukühlen, einen Becher Limonade nach dem andern — er las drei Mal die Zeitungen von Anfang bis zum Ende — die Glocke schlug acht, schlug neun, schlug zehn — der böse Mann kam nicht. Nun gute Nacht, Abendschmaus! dachte Herr von Norbert und stand auf, um heim zu gehen.

Er schlich murrend die Treppe hinab und verweilte einige Minuten an der großen, hellbeleuchteten Hauspforte, um hier noch vielleicht den Secretair (der aber vermuthlich von der ganzen Geschichte kein Wort wußte) zu erwarten. Es liefen viele Menschen vorbei und sahen ihn flüchtig an; aber plötzlich blieb ein Mann, wie staunend, vor ihm stehen und starrte ihm ins Gesicht. „Ist's möglich? Nor-

bert! bist du's!" — Mit diesem Ausruf öffnete er die Arme und schlug sie mit einer so wilden Inbrunst dem Kapitain um den Hals, daß dessen Riesenperücke dabei in die Rappuse gerieth und eine mächtige Puderwolke aus ihr emporstieg.

„Ei, ei, nicht so hitzig!" sagte der Umarmte. „Mit wem hab' ich denn die Ehre....?"

„Donner und Hagel! Brüderchen, kennst du mich nicht? Kennst deinen alten Kriegskameraden Rossignol nicht?"

Norbert. Freund Rossignol! — Ich erstaune! Wo kommst du her?

Rossignol. Von meinem Gütchen aus der Picardie. Ich hab's vor vierzehn Tagen verschachert und will's hier in Paris durch die Gurgel jagen.

Norbert. Ein löblicher Vorsatz! Immer noch der alte Schwelger und Prasser? — Und welche Korpulenz hast du gewonnen! Bist ja ein wahrer Bacchus — so dick wie lang!

Rossignol. Lustiger Muth macht frisches Blut! Ich halte immer auf gute Schnabelweide und gräme mich über nichts; so gedeiht man. — Aber, Herzensbrüderchen, was führt denn dich nach Paris?

Norbert. Ein Gesuch bei Hofe, wegen meines Landguts.

Rossignol. So, so! Ich habe, dem Himmel sey Dank! bei Hofe nichts mehr zu suchen.

Norbert. Wohnst du hier in der Nachbarschaft?

Rossignol. Weit gefehlt! Ich hause ganz am andern Ende der Stadt.

Norbert. Gehst also jetzt nicht heim?

Rossignol. Ei bewahre! Denkst du, ich krieche wie ein Kopfhänger um zehn Uhr ins Bett? — Nein, Bru-

derherz, damit hat's bei mir noch sechs oder acht Stunden Zeit.

Norbert. Du lockerer Gesell!

Rossignol. Moralisirst du immer noch wie sonst? — Und am Ende steht der Sittenprediger wohl selbst da, um auf ein Mädchen zu lauern?

Norbert. Ha, ha, ha! Das ist eben meine Sache!

Rossignol. Nun, was schilderst du denn hier auf der Gasse?

Norbert. Ich warte auf den Secretair des Herzogs von M***, der mich schon vor drei Stunden in diesem Hause abrufen und in eine Gesellschaft führen wollte.

Rossignol. Der Secretair des Herzogs von M***? — Auf den kannst du noch drei Tage passen! Der sitzt eine halbe Meile von hier in einem Kaffeehause und trinkt und spielt, daß ihm der Kopf raucht.

Norbert. Nicht möglich!

Rossignol. Was ich dir sage. Ich komme eben aus jener Spielbude und habe den Zeisig mit meinen Augen gesehen. Er saß mit wenigstens fünfzig Louisd'or in Verlust.

Norbert. Je, so wollt' ich doch, daß er noch fünfzig dazu verlöre! —

Rossignol. Wie kommst du denn mit diesem Wüstling in Verkehr?

Norbert. Durch seinen Herrn, an den ich hier eine Empfehlung erhielt.

Rossignol. Oho! hast du so hohe Bekanntschaften? — Ich armer Schlucker kenne nur des Herzogs Kastellan, der die Aufsicht über seinen Garten hat. Ein alter ehrlicher Kompan und schon seit dreißig Jahren mein Freund! Ich bin eben auf dem Wege zu ihm.

Norbert. Mein Himmel! wer wird einen Freund so spät besuchen!

Rossignol. Was nennst du denn spät? — Abends nach zehn Uhr fängt ein vernünftiger Weltmann erst recht an zu leben. — Aber ich besuche jetzt auch nicht eigentlich den Kastellan. Er räumt blos mir und einer kleinen Gesellschaft ein Gartenzimmer ein und besorgt unsern Abendschmaus. Willst du mit von der Partie seyn?

Norbert. Nein, ich danke. Für heute ist mir's zu spät.

Rossignol. Zu spät! zu spät! Immer das alte Lied! Du bist ja ein rechter versauerter Philister geworden! In Paris lebt man nun einmal nicht anders. Ich befinde mich auch unter diesen lustigen Nachtvögeln recht wohl. Und heute konnte ich vollends nicht früher soupiren. Meine Gesellschaft hatte bis zehn Uhr Geschäfte.

Norbert. Vermuthlich Leute, die in wichtigen Aemtern stehen?

Rossignol. Allerdings. Ihr Amt ist Vergnügen und Freude.

Norbert. In welcher Kanzlei arbeiten sie denn?

Rossignol. Seltsamer Mensch! Wenn ich von Vergnügen und Freude spreche, wie kannst du dabei an Kanzleien denken? Da herrscht ja meistens nur Zank und Streit.

Norbert. So sind's vielleicht Kaufleute?

Rossignol. Hm! — ja, wenn du willst. Sie verhandeln und verkaufen ganz allerliebste Waaren; aber immer sehr geheim, bei fest verschlossenen Thüren.

Norbert. Aha! Also Schleichhändler? — Je nun, wenn sie gute brauchbare Sachen haben, so könnte ich ihnen wohl auch unter der Hand etwas abnehmen.

Rossignol. Du wirst ihnen ein willkommener Kundmann seyn.

Norbert. Was führen sie denn zum Beispiel für Artikel?

Rossignol. Zärtliche Blicke, feurige Küsse und so weiter.

Norbert. Pah! Alter Harlekin! Von wem sprichst du denn?

Rossignol. Von den beiden schönen Mädchen, die ich hier in der Nähe abholen und in den herzoglichen Garten zum Abendessen führen will. Sie konnten mir nicht eher Gesellschaft leisten, weil sie bis zehn Uhr auf dem Theater tanzen mußten. Sieh, das ist ihr Amt! Gewährt es nicht, wie ich sagte, der Welt Vergnügen und Freude?

Norbert. Mensch! was du noch bei deinen grauen Haaren für tolle Streiche machst!

Rossignol. Mache sie mit!

Norbert. Großen Dank! Bei mir hilft, dem Sprichwort zum Trotz, Alter für Thorheit.

Rossignol. Salbader! Ist man ein Thor, wenn man sich frohe Stunden bereitet! Das ist im Gegentheil die höchste Weisheit des Lebens.

Norbert. Du bist mir ein feiner epikurischer Philosoph! Nein, bei dir geh' ich nicht in die Schule; ich gehe heim zu meiner Frau.

Rossignol. Dahin kommst du morgen früh auch noch zeitig genug.

Norbert. Wie? Ich sollte mit deinen Tanzpuppen tändeln und meine getreue Gattin indessen über mein langes Ausbleiben in Angst und Sorgen setzen?

Rossignol. Hast du denn eine so gar zärtliche Turteltaube?

Norbert. Meine Frau ist eine gute, redliche Seele, die keine Kränkung verdient.

Rossignol. Wer will denn, daß du sie kränken sollst? Mußt du ihr denn eben beichten, wo du gewesen bist? Das würde ihr freilich ein wenig ins Näschen fahren. Aber wenn du ihr sagst, du hättest dich in der Gesellschaft des Secretairs aufgehalten, so kann sie dir doch wahrhaftig nicht ihren Pantoffel deßwegen zu kosten geben.

Norbert. Du irrst dich sehr, wenn du glaubst, daß ich unter der Herrschaft meines Weibes stehe. Auf diese Gefahr wollte ich ganze Wochen herumschweifen. Doch ich thue es nun einmal nicht. Also lebe wohl bis auf Wiedersehen! Ich kann jetzt nicht länger mit dir plaudern. Mich hungert und durstet.

Rossignol. Ei, so geh mit mir! Zu Hause findest du vielleicht weder Feuer noch Rauch und mußt dich mit einem trockenen Butterschnittchen abspeisen lassen; ich aber traktire dich mit Kapaun und Fasan, und ein Händchen wie Alabaster schenkt dir aus vollen Flaschen den besten Burgunder ein.

Norbert. Schweig, du verführerische Schlange!

Rossignol. Ha! wässert bald dem alten Schlecker der Mund, vom verbotenen Baume zu kosten?

Norbert. Beinahe, du Bösewicht, du!

Rossignol. Nun frisch! vorwärts!

Norbert. Wenn nur die Mädchen nicht dabei wären!

Rossignol. Dann müßte mich der Henker plagen, daß ich nach einem Mund voll Braten so weit ginge. Die Mädchen sind gerade das Salz des Schmauses. Ich esse heute, um zu küssen.

Norbert. Und ich —

Rossignol. Nun du? — Du wirst küssen, um zu essen. Marsch vorwärts!

Die Tänzerinnen wurden abgeholt. Es waren in der That ein Paar niedliche Püppchen, besonders die eine, in deren schwarzen Schelmenaugen der Liebesgott einen gefährlichen Schießstand angelegt hatte, und immer schußfertig lag. Diese war die Hauptperson und Herrn Rossignols Liebchen. Die andere, eine Busenfreundin von ihr, hatte blos als ihre Gesellschaftsdame dem nächtlichen Feste beiwohnen sollen, und ward nun mit dem Herrn von Norbert gepaart. Rossignol trieb in der Geschwindigkeit einen Miethwagen auf, und man fuhr scherzend und lachend nach dem herzoglichen Garten.

Nivel hatte eine Schildwache ausgestellt, um das Absteigen seiner Gäste an der Vorderthür des Hauses zu verhindern und sie an die Hinterpforte des Gartens zu führen. Der Pavillon, worin sie tafeln sollten, war prächtig erleuchtet, der Tisch gedeckt, und eine erfreuliche Zahl von Burgunderflaschen sah mit versiegelten Köpfen aus einer Kühlwanne heraus. Ein tröstlicher Anblick für den Kapitain, der auf die lächerlichste Weise scheu und verlegen war und den schalkhaften Neckereien der losen Mädchen nichts als ein verschämtes Lächeln und tiefe Bücklinge entgegenzusetzen wußte. Er fühlte selbst, daß er keine glänzende Rolle spielte und faßte im Stillen den Vorsatz, sich Muth zu trinken. Wir wollen ihm dazu Zeit lassen, und indessen einen Blick ins Vorderhaus thun.

Hier unterhielt sich der Herzog mit Rosetten in einem so üppigen Zimmer, als ob es die Zauberhand einer wollüstigen Fee geschaffen hätte. Es war für geheime Gesellschaften eingerichtet, und zu diesem Zweck mit vielen künst-

lichen Bequemlichkeiten versehen. Um der lästigen Gegenwart auflauernder Bedienten überhoben zu seyn, verrichtete Maschienenwerk ihre Geschäfte. Tische, mit Speisen und Wein beladen, stiegen auf ein gegebenes Zeichen aus dem Fußboden herauf, senkten sich wieder hinab, wenn man von ihren aufgetragenen Schüsseln nichts mehr genießen wollte, und kamen bald mit neuen Trachten zurück. Sie richteten auch jeden Befehl aus, den man ihnen ertheilte. Der Herzog schrieb, zum Beispiel, mit Bleistift auf einen Zettel das Wort Champagner, sandte einen Tisch damit fort, und nach zwei Minuten überbrachte der stumme Bote eine Flasche mit dem befohlenen Wein.

Jetzt sang der Herzog seiner schönen Tischgenossin folgendes Trinkliedchen vor:

Bekränzt mit duftenden Rosen fliegt
Um unsere Tafel die Freude.
Sie fühlt sich von deinen Reizen besiegt,
Doch frei ist die Göttin vom Neide.
Wo Schönheit thronet, da sucht sie gleich
Sich traulich mit ihr zu verbinden,
Und so verfehlt sie nimmer, ihr Reich
Im Herzen der Männer zu gründen.

In Wüsten blüht uns Elysiums Hain,
Wenn Augen wie Sterne drin glänzen,
Und gleich dem Nektar mundet der Wein,
Den Lilienhände kredenzen.
Auf! eile, den edlen Champagner hier
In volle Freiheit zu setzen!
Er strebt aus dem gläsernen Kerker, um Dir
Die Rosenlippen zu netzen.

Wie steigt und schäumt die ambrosische Fluth!
Wie kommt sie gleich Blitzen geschossen!
Die Liebe hat in dieß Rebenblut
Ihr geistiges Feuer gegossen.

Drum ist der Weingott vergebens bemüht,
Sein Söhnchen im Kerker zu zähmen:
Denn was der Geist der Liebe durchglüht,
Das läßt sich nicht binden und lähmen.

Unter verliebten Scherzen — die am Ende wohl auch in verliebten Ernst ausarten mochten — verflog eine Stunde nach der andern. Rosetten war Anfangs herzlich bange, daß ihr Gatte früher heim kommen und sie vermissen möchte; doch nach und nach verschwebte ihr leichter Geist ganz außer sich selbst und achtete nicht mehr des schnellen Fluges der Zeit. Der Herzog machte sich kein Bedenken, sie so lange aufzuhalten, als er an den Tändeleien mit ihr Vergnügen fand. Ihn kümmerte nicht, was für Auftritte des folgenden Tages in der Teufelsküche daraus entstehen möchten. Er wollte — das war sein edler Plan — den Taumelbecher der sinnlichen Liebe in dieser Nacht bis zur Sättigung leeren, und dann den Faden der ländlichen Bekanntschaft schnell und auf immer zerreißen. Wir wollen nicht Zeugen der Ausführung seines Vorhabens seyn, und lieber die unschuldigern Leutchen im Gartensaal wieder besuchen.

Die Mitternacht war schon lange vorbei, als sie immer noch weidlich schwärmten. Selbst der blöde Kapitain hatte auf dem Boden der zweiten von ihm ausgestochenen Burgunderflasche mehr Muth gefunden, als ihm zuträglich war. Er saß mit kleinen funkelnden Augen neben seiner Gespielin und kosete freundlich mit ihr. Sie schlang ihr rundes Aermchen um seinen Leib, und er hielt es für eine süße Pflicht, diese Höflichkeit zu erwiedern. Dagegen aber schien sich seine Perücke vor seiner schönen Nachbarin gescheut zu haben: denn sie war auf deren Seite einen Zoll breit von der Stirn zurück gewichen. Doch sagen andere Nach-

richten, sie habe das nicht aus eigener Bewegung gethan, sondern sey durch einen Strom von Küssen aus ihrer rechten Lage verdrängt worden.

Herr Rossignol hatte sich einen noch viel ansehnlichern Haarbeutel als sein Dutzbruder getrunken. Das bezeugte schon sein kleines, flaches, goldbesäumtes Hütchen, das auf seinem dicken Mönchskopfe in der schiefsten Richtung schweimelte. Er sang mit schwerer Zunge — und also nicht so lieblich wie seine Namensschwester* — die lustigsten Studentenlieder.

Urplötzlich that sich die Thür auf, und der Herzog — der, vom Vollmond gelockt, im Garten spazierte, den Bacchantenlärm im Pavillon vernahm und sich seines Hauptschlüssels bediente — trat mit Rosetten herein. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, und ihr Gemahl sprang empor, als ob eine entzündete Pulvertonne unter seinem Stuhle zerplatzte. Der Herzog war selbst im ersten Moment ein wenig verlegen, faßte sich aber schnell und belächelte den seltsamen Auftritt. Die Mädchen blieben sehr ruhig. Rossignol war so benebelt, daß er die Ankommenden nur wie durch einen Flor sah. Er ergriff ein volles Glas, reichte es über die Achsel dem Herzog entgegen, und krähte dazu einen alten Sang, der verdeutscht so lauten würde:

Herr Bruder, trink ein Mal!
Laß deine Schöne leben!
Sie wird zum Gratial
Dir tausend Küsse geben.

* Die Nachtigall, die im Französischen, wie bekannt, Rossignol heißt.

Eine Salve von Scheltworten, die der Kapitain auf sein Weibchen abfeuerte, überstimmte dieß Liedlein. Es war lustig anzusehen, wie Norbert sein eigenes Werg am Rocken vergaß, und mit schiefer Atzel, von einem Mädchen umarmt, seiner Frau Vorwürfe machte. „Ei, du Tausendsasa!“ stammelte Rossignol, der nun allmählich die Personen errieth, die so unerwartet die Gesellschaft vermehrten. Er lachte jetzt so unmäßig, daß er durch die gewaltige Erschütterung seines Schmerbauchs den Stuhl umwarf und mit Donnergepolter zu Boden stürzte. Der Herzog, zu dessen Füßen er niederschlug, that einen Sprung zurück — und verschwand.

Sobald Rossignol wieder auf den Beinen war, unternahm er mit lallender Zunge, das Ehepaar zu versöhnen. Doch er hatte kaum angefangen, den Weg der Güte zu versuchen, als plötzlich Nivel, dem der Herzog einen derben Verweis gegeben hatte, höchst aufgebracht erschien und die ganze Gesellschaft mit harten Worten aus dem Garten trieb. Die Mädchen nahmen den taumelnden Friedensstifter in ihre Mitte und führten ihn heim. Aber der Kapitain und seine Gemahlin liefen unter beständigem Gezänk noch lange in der Irre umher, ehe sie einen Miethkutscher fanden, der sie in die Teufelsküche brachte.

Herr von Norbert hatte kaum ein paar Stunden mit wüstem Kopfe geschlafen, als er wegen der Ankunft eines Kanzleiboten, der ein Hofdecret überbrachte, geweckt ward. Zitternd öffnete er das Papier, das sein Gesuch betraf, und fand mit großen Buchstaben das Wort: „Abgeschlagen!“ Einer Ohnmacht nahe, sank er auf einen Stuhl und stöhnte leise: „Rosette, pack ein!“ Bonifazen befahl er, die Rechnung des Wirths zu fodern. Sie erschien furchtbar groß. Man sah deutlich, daß sie für den Freund eines

Herzogs gemacht war. Er bezahlte sie mit kaum verhaltenen Thränen, stieg in seinen Wagen und seufzte: „Der Himmel bewahre mich nun ewig vor Paris! Hier bin ich doch, wahrlich! recht in des Teufels Küche gekommen!“

VII.

Der Plagegeist in Kossenblatt.

Zur Abwechselung geneigter Leser, folge hier ein Gespenstermährchen!

Diese Benennung beleidiget aber beinahe den frommen Schatten des ehrwürdigen Herrn David Stern, weiland wohlverdienten Pfarrers zu Kossenblatt in der Mark Brandenburg, der in einer Leichenpredigt, die er seinem Kirchenpatron, Herrn David von O**, im Jahre 1665 hielt und dann drucken ließ, folgende Geistergeschichte erzählte.

David von O** (dem der offenherzige Leichenredner vor den Ohren der trauernden Familie ins Grab hinein nachschmälte, daß er kein frommer David gewesen sey, sondern sich vom Teufel und seinem eigenen Fleische und Blute zu vielfältigen Uebertretungen der heiligen zehen Gebote habe verleiten lassen) war ein Mann von reifen Jahren, und bekam schon hier und da graue Haare, als er einst um Mitternacht durch ein schmerzhaftes Zwicken geweckt wurde. Er richtete sich erschrocken empor, und siehe, da

stand vor seinem Bette eine jungfräuliche Gestalt in einem weißen Gewande, die durch drei oder vier verschlossene und verriegelte Thüren spaziert war und sich von ihm einem goldenen Ring ausbat, den er ihr vorlängst versprochen haben sollte. Ihn überlief ein eiskalter Schauer, und er kroch, ohne die Mahnung zu beantworten, unter das Deckbett. Die Jungfrau wiederholte ihre Forderung zu verschiedenen Malen. Er lag stumm und ohne Bewegung in einem Schweißbade. Sie ward dringender, schritt von Worten zu Thätlichkeiten, und wollte ihm das Bett über dem Leibe wegziehen; aber die Angst verdoppelte seine Kräfte, und er behauptete sich glücklich im Besitz seines Schildes. Darüber ergrimmt, knipp und puffte sie ihn mit einer eisigen Hand, die einen Schlupfweg unter das Bett gefunden hatte. Der Märtyrer litt standhaft und muckte nicht. Sie verließ ihn endlich mit der Drohung, bald wieder zu kommen.

Herr von O** hätte vielleicht (wie sich aus verschiedenen Winken und leisen Fingerzeigen seines Lebensgeschichtschreibers muthmaßen läßt) einen freundlichen Mädchenbesuch in seinem einsamen Schlafzimmer nicht verschmäht; doch gegen die angemeldete Nachtvisite traf er die möglichsten Vorkehrungen. Er ließ seinen rüstigen Jäger bei sich im Zimmer schlafen, die Thüren mit doppelten Riegeln und Schlössern verwahren, und einige brennende Lichter neben seinem Bette aufstellen; allein dieß alles fruchtete nichts. Um Mitternacht stand die Jungfrau wieder vor seinem Lager, mahnte ihn um den Ring, und mißhandelte ihn auf die vorige Weise. Der Jäger sah und hörte nichts davon.

So setzte sie in einer Reihe von Nächten ihre Erscheinungen fort, und ward endlich so keck, sich auch bei hel-

lem Tage einzufinden. Der geplagte Mann hatte nirgends Ruhe vor ihr. Er klagte seine Noth Priestern und Aerzten; niemand konnte ihm helfen.

Ein merkwürdiger Umstand, der in dieser dunkeln Geschichte einigen Aufschluß zu geben scheint, war der: daß die Quälerin beständig in der Gestalt und Tracht eines jungen, dem Herrn von O** genau bekannten Frauenzimmers erschien. Man ließ dieses Mädchen, das in der Nähe wohnte, scharf beobachten, und fand es immer völlig so gekleidet, wie sich der Geist bei seinem letztern Auftritt gezeigt hatte. Viele Leute, die von der Lage der Umstände nicht genau unterrichtet waren, warfen auf diese Person den Verdacht, daß sie selbst der Quälgeist sey. Allein wie war das möglich? Sie konnte ja nicht durch verschlossene Thüren und Mauern dringen, und sich eben so wenig vor den Augen vieler Menschen, in deren Gegenwart der unglückliche Edelmann oft gemißhandelt ward, unsichtbar machen. Andere vermutheten, seine Einbildungskraft sey zerrüttet und er quäle sich selbst. Dieß schien eine Zeit lang die wahrscheinlichste Auflösung des Räthsels; doch in der Folge ereigneten sich Begebenheiten, die nicht blos Phantasien seyn konnten, und den ungläubigsten Gespensterläugnern Erstaunen abnöthigten.

Der erste Vorfall dieser Art geschah auf einem fremden Rittersitze, wohin sich Herr von O** geflüchtet hatte, um dort vor seiner Verfolgerin Ruhe zu haben. Vergebens! Sie kam ihm nach und begehrte eine goldene Kette, die er am Halse trug. Er weigerte sich der Auslieferung; aber plötzlich verschwand ihm die Kette vom Halse, und die Taschenspielerin sagte spottend: wenn er sein Kleinod wieder haben wollte, möchte er sich nur auf die Spitze des Kirchthurms bemühen, da würde er's finden. Einige Tage

nachher sprach der Geist: die Kette liege in demselben Zimmer, wo sie unsichtbar geworden war, unter dem getäfelten Fußboden. Dieß schien wieder ein leeres Vorgeben zu seyn, weil in dem festgefügten Getäfel keine Spur einer kürzlich geschehenen Oeffnung zu bemerken war; doch ließ man es aufbrechen, und fand wirklich, was man suchte.

Mehrere ähnliche Ereignisse wollen wir übergehen und uns nun zu den Hauptscenen wenden.

Herr von O** blieb unter allen Foltern, die er täglich ausstand und nach und nach gewohnt ward, ziemlich muthig und lebensfroh; doch gefiel es ihm nicht länger, allein zu seyn, und er beschloß daher, sich eine eheliche Gesellschafterin zu wählen. Er hoffte vielleicht, das jungfräuliche Ungethüm würde dann vom Schauplatz abtreten und es seiner Gemahlin überlassen, ihm das Leben ein wenig sauer zu machen; allein der Geist wich nicht von ihm, und setzte ihm gerade um die Zeit, als er auf Freiers Füßen ging, mit einer Art von eifersüchtigen Erbitterungen so heftig zu, daß er darüber erkrankte, und seinen Arzt, einen berühmten Professor, aus Frankfurt holen lassen mußte.

Dieser gelehrte Mann gehörte aber auch zur Sekte der Ungläubigen und schalt seinen Patienten ohne Umstände einen Fantasten. „Ach, Herr Professor!“ seufzte der Kranke, „wenn Sie nur eine Nacht an meiner Stelle wären, Sie würden gewiß zu Kreuze kriechen!“ Der Doktor schüttelte hohnlächelnd den Kopf; sein Famulus, ein vorwitziger Student, lachte laut, und bramarbasirte gewaltig: „er habe längst gewünscht, daß ihm ein Mal ein Gespenst unter die Hände käme; er wollte mit dem Unhold wohl fertig werden und ihm artig mitspielen.“ Am Ende erbat sich der alte Hippokrates für die folgende Nacht ein Bett im Schlafzimmer des Herrn von O**, und sein Jünger — der

sich vermuthlich fürchtete, allein zu bleiben — ersuchte gleichfalls um die Erlaubniß, Gesellschaft leisten zu dürfen. Das ließ sich der Edelmann sehr gern gefallen, und es wurden für die Frankfurter Starkgeister zwei Betten neben dem seinigen aufgeschlagen.

Aber die Jungfrau, die doch wahrscheinlich von dem Daseyn dieser Helden unterrichtet war, fürchtete sich vor ihnen nicht, sondern kam, wie gewöhnlich, um Mitternacht, und ging in dem volkreichen Schlafzimmer die Runde. Zuerst machte sie dem Wirth ihren Besuch, und war dieß Mal so unverschämt, daß sie mit Gewalt zu ihm ins Bett steigen wollte. Der keusche Joseph wehrte sich aus allen Kräften dagegen. Hierauf packte sie ihn grimmig an, und wollte ihn aus dem Bette reißen; doch er klammerte sich mit Händen und Füßen ans Gestell und erhielt sich in seiner Lage. Der Geist hatte in dieser Nacht — den Herren Frankfurtern zum Trotz — den Mantel der Unsichtbarkeit abgelegt; daher erhoben sie bei seiner Ankunft die Köpfe, wie Frösche im Sumpf, aus den Federn empor, tauchten aber schnell wieder unter, und fanden es nicht für gut, dem Herrn von D** zu Hülfe zu kommen.

Allein man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will, und die Jungfrau war nicht gemeint, ihren gegenwärtigen Nachbarn Frieden zu lassen. Der Fehde mit dem Edelmann überdrüßig, fing sie mit dem Professor Krieg an, und drasch das Deckbett, worunter er schwitzte, eine gute Weile so heftig mit geballten Händen, daß er sich einen deutlichen Begriff machen konnte, wie einer Pauke, auf welcher ein Wirbel geschlagen wird, zu Muthe seyn muß. Doch der Philosoph lag unbeweglich wie ein Klotz, ließ sich geduldig pauken, und war des folgenden Tages am ganzen Leibe so blau wie ein gesottener Fisch. Nun

kam, sagt Pastor Stern, dem Herrn Doktor der Glaube an Geister in die Hände.

Als ihm die Unholdin seinen Theil zugemessen hatte, eilte sie zum Lager seines Waffenträgers, der ein paar Stunden vorher prahlte, daß er schon lange gewünscht habe, mit einem Gespenste handgemein zu werden. Er hatte jetzt die schönste Gelegenheit dazu; aber der hasenherzige Fant brauchte die Hände zur Gemeinschaft eines Kampfes so wenig, als ob er in seinem Leben keine gehabt hätte. Die zürnende Jungfrau bediente sich dagegen der ihrigen desto nachdrücklicher. Sie zog den jungen Wicht aus dem Bette, warf ihn auf die Dielen und walkte ihn unbarmherzig. Nach so genommener Rache, verschwand sie mit einem lauten Hohngelächter, und Herr von O**, der mehr Fassung als seine Gäste behalten hatte, mußte nun die Rolle des Arztes spielen und ihnen niederschlagende Pulver reichen: „Ei, ei, meine Herren!" sprach er scherzend, „seyd ihr denn noch nicht genug niedergeschlagen?" —

Er ward jetzt eine Zeit lang heirathsscheu; aber seine Verwandten machten ihm wieder Muth, und er verlobte sich bald nachher, ohne der Eifersucht und drohenden Abmahnungen seiner nächtlichen Ruhestörerin weiter zu achten, mit einem adeligen Frauenzimmer, das durch die entschlossene Verbindung mit einem Manne, auf dessen Alleinbesitz eine so furchtbare Nebenbuhlerin Anspruch machte, viel Herzhaftigkeit bewies. Je näher der Vermählungstag heranrückte, je mehr tobte die Jungfrau, und sagte unter anderm: wenn es ihr ja nicht gelänge, seine Ehe zu hintertreiben, so sollte doch wenigstens das erste Kind nicht lebendig zur Welt kommen.

Am Hochzeittage verübte sie die ausgelassensten Streiche. Die Trauung ließ sie zwar in Gnaden geschehen, doch bei

der Tafel fing sie unsichtbar ihr tückisches Gaukelspiel an, drängte sich zwischen Bräutigam und Braut, schob ihre Stühle von einander, und bei jedem Versuche, sich zu küssen, stießen sie mit den Lippen an eine kalte Scheidewand, die es ihnen unmöglich machte. Auch die Gäste (die zum Theil die Heirath gestiftet hatten) wurden auf mancherlei Weise von der Muthwilligen geneckt. Die leckersten Braten, auf welche schon hundert Augen mit Sehnsucht gerichtet waren, verschwanden unter der Hand des Vorschneiders, die Flaschen taumelten wie Trunkenbolde auf dem Tische, die Weingläser tanzten im Kreise, und klirrten von selbst, wie bei ausgebrachten Gesundheiten, an einander. Sogar die schuldlosen Bedienten blieben nicht verschont und fielen beim Auftragen der Speisen auf ebenem Boden über unsichtbare Steine des Anstoßes, die ihnen der schadenfrohe Geist in den Weg legte.

Dieß alles schreckte die Gesellschaft nicht ab, nach der Tafel den Ball zu eröffnen. Aber auch der hämische Kobold mischte sich in die Reihen, spielte den Tanzmeister und richtete lauter Verwirrung an. Die besten, kunsterfahrensten Tänzer machten keine Tour recht und faselten in einem ewigen Labyrinthe herum; wer sich rechts schwenken sollte und wollte, ward durch eine unwiderstehliche Gewalt links geschnellt — mit Einem Worte: es kam kein regelmäßiger Tanz zu Stande. Sogar die einfachsten Walzer verunglückten. Indem sich der Tänzer mit seiner Dame herumschwang, umarmte er plötzlich die leere Luft und drehte sich allein. Andere hatten, ehe sie sichs versahen, eine Strohpuppe oder ein anderes lächerliches Schattenbild, statt der entschwundenen Tänzerin, in den Armen. Auch alte Herren und Damen, die von Weitem saßen und in gemächlicher Ruhe dem Tanze zusehen wollten, zwang

der Störenfried, die Beine tapfer zu heben. Eine dieser ehrwürdigen Personen nach der andern sprang von ihrem Sessel auf, stürzte mit Bacchantenwuth auf den Tanzplatz und drehte sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit, wie ein Kreisel, allein herum, bis sie athemlos niederstürzte. Besonders aber war, wie der Herr Pfarrer Stern bemerkt, höchlich zu bewundern, daß viele schwerfällige Herrschaften, die in ihrem Leben nicht das A B C der Tanzkunst erlernt hatten, die zierlichsten Sprünge, gleich theatralischen Tänzern, machten.

Dieses Wirrwarrs ungeachtet, dauerte der Ball bis tief in die Nacht, und wäre vielleicht noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht der unsichtbare Director, der des Dinges überdrüssig seyn mochte, schnell und unvermuthet den Kehraus veranstaltet hätte. In Einem Augenblicke fühlte sich die ganze Gesellschaft von einer unaufhaltsamen Tanzwuth ergriffen. Heysa! lustig! riefen die ältesten Greise und Urgroßmütter, warfen ihre Krücken weg und hüpften so munter wie ihre Enkel auf den Tummelplatz. Die Musikanten spielten unaufgefordert den Großvatertanz; Alt und Jung sang dazu aus heller Kehle das damals noch neue Liedchen: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und so schwärmte die bunte Schaar fünf Minuten lang im wildesten Freudentaumel durch einander.

Urplötzlich ward die majestätische Baßgeige, mitten in der lebhaftesten Ausübung ihrer Berufspflicht, durch einen unsichtbaren fürchterlichen Schlag, der wie ein Donner krachte, zerschmettert. Augenblicklich verstummten alle Instrumente, und die Tänzer standen wie in den Boden gewurzelt. Die Spielleute — gewöhnlich ein furchtsames Völkchen — saßen einige Sekunden lang mit todtenbleichen Gesichtern, wie steinerne Bilder, und starrten den

Leichnam des vom Schlage gerührten Brummbasses an; aber in einem Hui sprangen sie, von einem panischen Schrecken ergriffen, alle zugleich von ihren Stühlen auf, und stürzten — ihre Hüte und andere Habseligkeiten im Stiche lassend — wie von einem Sturmwinde weggeführt, zur Thür hinaus. Ihnen folgten über Hals und Kopf die Tänzer, und die völlige Verödung des Saales war das Werk einer Minute.

Die Neuvermählten bestiegen jetzt das Brautbett; doch auch in diesem Heiligthume war es nicht geheuer. Das Jungferngespenst legte sich zwischen Bräutigam und Braut, und ging nach seinem Gefallen mit ihnen um. Dieß sind die eigenen Worte des guten Pfarrers, der dem Geiste unter allen seinen Spukereien die Entheiligung des hochzeitlichen Lagers am wenigsten zu verzeihen scheint, sich aber nicht deutlicher darüber ausdrückt, was er unter dem Umgehen nach Gefallen versteht. Er sagt nur bestimmt: Die Jungfrau habe unter mehrern Unbilden den Trauring verlangt, und solchen, nach erfolgter abschlägiger Antwort, am Finger des Bräutigams mit einem großen Knall zerbrochen.

Ungeachtet die Eifersüchtige nun sah, daß sie sich auf den Herrn von O** durchaus keine Rechnung mehr machen konnte, so ward sie doch auch nach der Hochzeit ihrer Erscheinungen und heimtückischen Ränke nicht müde, und es geschah, was sie voraus gedroht hatte: Frau von O** gebar ein todtes Kind.

Dieß war nun wohl eine natürliche Folge des unruhigen, kummervollen Lebens, das die arme Frau an der Seite ihres immer beängstigten Gemahls führte. Sie starb vermuthlich bald nachher. Der Lebenslauf, welcher bei gegenwärtiger Erzählung zum Grunde liegt, gibt die Zeit

ihres Todes nicht an, sondern sagt blos: Herr von O** sey zu einer zweiten Vermählung geschritten und der Geist habe sich bei derselben höflicher als bei der erstern aufgeführt.

Von jetzt an erschien die Unholdin seltener und legte nicht mehr thätlich Hand an den Verfolgten. Dagegen machte sie es nun wie der Fuchs, der die Trauben, die er nicht erreichen konnte, sauer schalt: sie setzte nämlich dem unglücklichen Mann in den Kopf, er sey eine Mißgestalt, ein häßliches Ungeheuer, dessen Anblick bei jedermann Entsetzen und Eckel erwecke. Daher ward er menschenscheu, und es überfiel ihn ein Zittern, wenn er vor seinem Zimmer einen Fußtritt hörte. Er ließ die Spiegel bedecken, die Fenster mit Tüchern verhängen, verbarg sich, wenn er der Aufsicht seiner Angehörigen entweichen konnte, an einsamen, finstern Orten, und machte oft Versuche, sich zu entleiben. In dieser tiefen Schwermuth verging er wie ein Schatten und starb an einer völligen Entkräftung.

Was soll man von dieser Geschichte denken? Handelte sie blos von Erscheinungen, die Herr von O** allein gesehen und empfunden haben wollte, so wäre sie von geringer Bedeutung. Man könnte ihn dann für einen gewöhnlichen Geisterseher halten, könnte muthmaßen, daß er etwa dem Frauenzimmer, in dessen Gestalt er das Gespenst zu erblicken glaubte, die Ehe versprochen gehabt habe und wegen seiner Wortbrüchigkeit von den Furien des bösen Gewissens verfolgt worden sey. Allein was sagt man zu den Begebenheiten, bei denen auch andere Personen Augen- und Ohrenzeugen waren? Wie soll man die Entwendung der Halskette, die Züchtigung des Frankfurter Maulhelden

und die Vorfälle des Hochzeittages erklären? — Diese Thatsachen (so natürlich sie auch übrigens zugegangen seyn mögen) kann man nicht für erfundene Mährchen ausgeben: denn wie hätte es sonst der Pfarrer Stern wagen dürfen, ihrer auf der Kanzel zu erwähnen und sie seiner im Jahre 1666 bei Erasmus Rößner in Frankfurt an der Oder gedruckten Leichenpredigt einzuverleiben? Er sagt darin ausdrücklich, daß alle von ihm erzählte Vorgänge sämmtlichen Einwohnern in Kossenblatt bekannt wären.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hatte nicht die Leichenpredigt selbst, sondern nur einen gedruckten Auszug derselben vor Augen, der aber gewiß völlig glaubwürdig ist, weil des Pfarrers eigene Worte beibehalten sind. Dieser strengen Treue darf sich nun freilich der jetzige Erzähler nicht rühmen; doch hat er keine neuen Fabeln erdichtet, sondern nur die vorgefundenen Ereignisse lebendiger und anschaulicher dargestellt. Er glaubte, sich eine kleine Erhöhung der Farben erlauben zu müssen; denn die heutige Lesewelt würde wohl an dem matten Styl einer alten, vor Jahrhunderten verfaßten Leichenpredigt wenig Behagen gefunden haben.

VII.

3

4

5.

6.

VII.

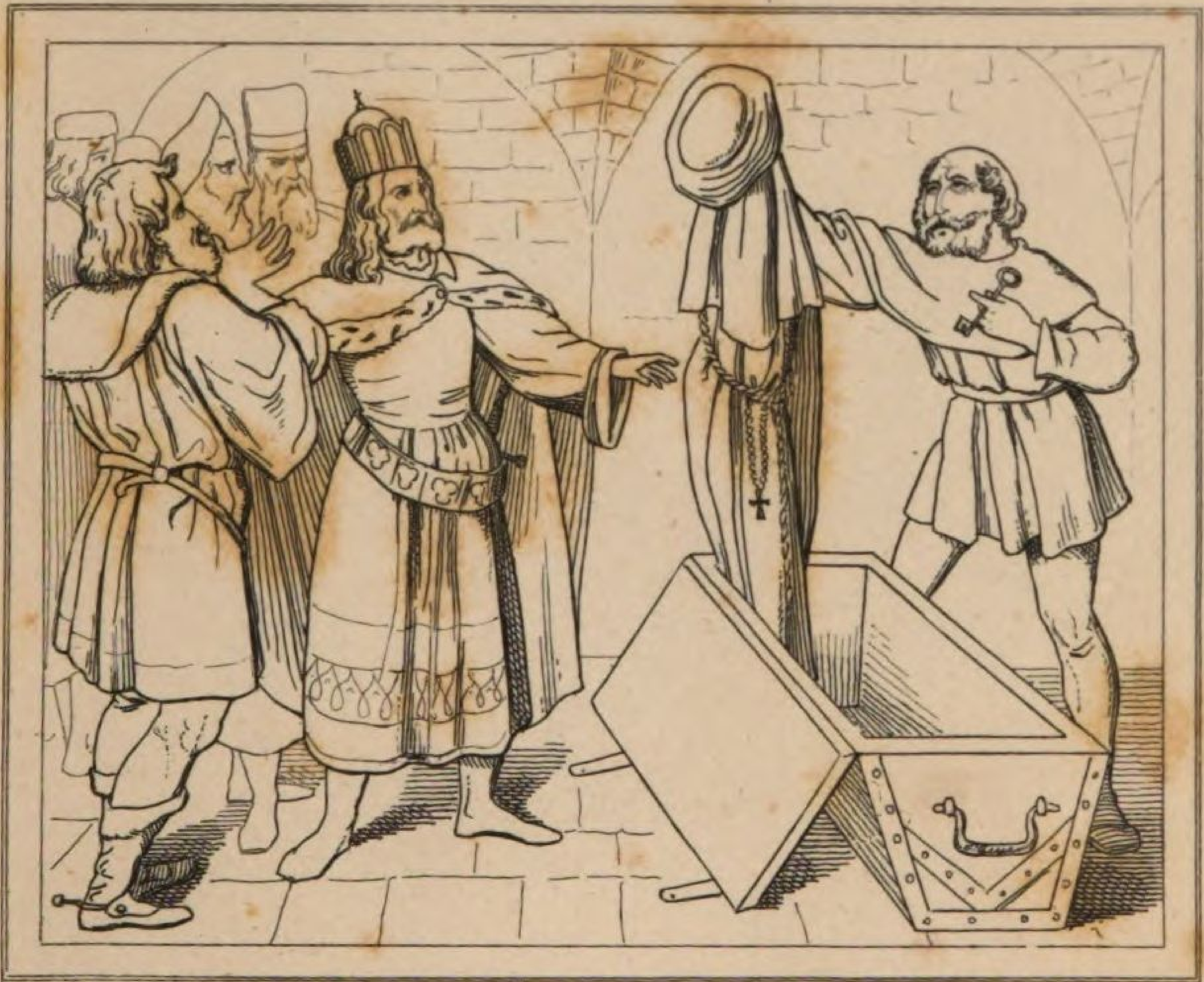
7.

8.

9.

10.

11.



12.

VIII.

1.

2.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften

Bd.: 7

Stuttgart 1841

P.o.germ. 792 x-7/8

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113476-3